Friedrich der Gross als Kronprinz

Reinhold Koser

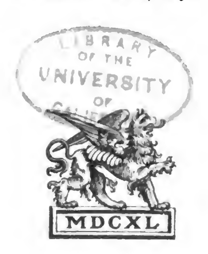
Friedrich der Große

als Kronprinz

Von

Reinhold Koser

Zweite Auflage



Stuttgart und Berlin 1901
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt.

I.

Im Elternhause.

Morgen wird man den Prinzen taufen," so schrieb am 30. Januar 1712 König Friedrich I. von Preußen an einen Vertrauten; „ich denke, er wird nur den einen Namen Friedrich erhalten. Sie wissen, daß dieser Name meinem Hause glückbringend gewesen ist. Hoffen wir, daß dieses Kind eines Tages ebenso glücklich sein wird, wie seine Vorfahren."

Das Sonntagskind, das am 24. Januar um die Mittagsstunde im Schlosse zu Berlin geboren war, wurde von dem Könige, seinem Großvater, und dem kronprinzlichen Elternpaare mit um so freudiger bewegtem Herzen begrüßt, als die vorangegangenen Brüder beide noch im ersten Lebensjahre gestorben waren. Die Geburt eines neuen Prinzen gab dem alternden Könige die Beruhigung, den einzigen Sohn im Besitz eines Erben zu hinterlassen, auf dessen Haupte die neue preußische Königskrone bei dem Stamm ihres ersten Trägers blieb.

Der kleine Prinz von Oranien — denn so nannte man den Knaben im ersten Jahre seines Lebens, bis der Utrechter Friede das Fürstentum Orange von Preußen abtrennte — nahm zur Freude seines Großvaters „recht augenscheinlich" zu, und als er das Zahnen, dem seine Brüder erlegen waren, ohne die geringsten Beschwerden überwand, so sah der König darin „die Prädestination".

Als der 24. Januar im Jahre 1713 wiederkehrte, lud der Kronprinz zur Feier des Tages seinen königlichen Vater zu Gast. Es sollte das letzte Mal sein, daß der seit längerer Zeit krankende Monarch, gefolgt von seinen Würdenträgern, sich öffentlich zeigte,

das letzte Fest, das diesen glänzenden Hofstaat vereinigte. Wenige Wochen später, am 25. Februar 1713, schloß der erste preußische König die Augen, und mit ihm zugleich wurde aller höfische Prunk in das Grab gelegt, um bürgerlicher Einfachheit, militärischer Rauheit Platz zu machen. Bis an die Wiege des nunmehrigen Kronprinzen drängte sich das Geräusch der Waffen.

Eben damals wurde auch in Versailles ein Prinz für den Thron erzogen, der Urenkel und Erbe König Ludwigs XIV., nur zwei Jahre älter als der preußische Kronprinz. Ein ganzes Heer von Tageschronisten und Memoirenschriftstellern hat auf „das Kind von Europa", wie Kaiser Karl VI. den kleinen Ludwig XV. nannte, aufgemerkt und von seinem Wachstum und seiner täglichen Verdauung, seinen Kleidern und seinen Spielen mit gewissenhafter Umständlichkeit die Kunde auf die Nachwelt gebracht. Ueber die kleinen Vorgänge in der Kinderstube des Kronprinzen Friedrich hat niemand Buch geführt. Das hätte auch wenig zu dem Zuschnitt einer Hausordnung gepaßt, welche die Kinder des Hauses der Ansprüche ihrer hohen Geburt nicht bewußt werden lassen wollte. Ein Fremder, der bei einem Besuche in Berlin diese Erziehung beobachtete, meinte, die Eltern hielten ihren Sohn unter scharfer Zucht, und wenigen Prinzen werde so durch den Sinn gefahren und der jugendliche Wille gebeugt. Nicht wie Prinzen und Prinzessinnen, das rühmte Friedrich selbst nachmals mit warmem Dank, seien er und seine Geschwister erzogen worden, sondern wie die Kinder von Privatleuten. Wenn die königliche Familie sich zum einfachen Mahle setzt, dann spricht eines der Kinder das Tischgebet, nach dem alten frommen Brauche des deutschen Bürgerhauses, und der König steht hinter dem Stuhle des betenden Kleinen und beugt sich hinüber „wie ein anderer Hausvater". Hausväterlich und bürgerlich ist auch der Ton, in welchem Friedrich Wilhelm I. von den Seinen spricht, selbst in den amtlichen Weisungen an die Staatsbehörden. Als er gegen Karl XII. in den Krieg zieht, befiehlt er den Ministern für die Zeit seiner Abwesenheit: „Es soll an meine Frau von allem gesagt und sie um Rat gefragt werden." Für den Fall aber, daß ihn eine schwedische Kugel trifft, macht er es ihnen allen zur Pflicht, „vor Fritz zu sorgen", den jetzt dreijährigen Thronerben.

In den Laufgräben vor Stralsund lernte der König einen jungen Kavalier kennen, der ihm der rechte Mann schien, Fritzens Lehrer zu werden. Geboren war er in Frankreich, aber noch in seinem ersten Lebensjahre wurde das Edikt von Nantes aufgehoben, unter dessen Schutz seine Vorfahren, die Duhan von Jandun, ihres Glaubens gelebt haben. Der Vater, einer der königlichen Staatsräte, war früher Sekretär des Marschalls Turenne gewesen. Turenne, der Enkel des großen Oraniers, hatte dem Hof zu Gefallen seinen reformierten Glauben abgeschworen; Philipp Duhan folgte dem Beispiele nicht und ergriff um des Gewissens willen den Exulantenstab. Auch ihm, wie so vielen, gewährte der Hohenzollernstaat gastliche Aufnahme. So wurde sein Sohn Jacques Egide Hofmeister der Söhne des Burggrafen Alexander Dohna, der einst des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Erzieher gewesen war. Ein französischer Hofmeister, der den brandenburgischen Waffenrock anzog, um als Freiwilliger gegen die Schweden zu kämpfen, mußte dem Auge des Soldatenkönigs gefallen. Am 31. Januar 1716 hatte der junge Duhan seine Bestallung als „Informator“, doch sollte sich sein Unterricht vorerst auf Rechnen, Geographie und die Geschichte der letzten hundert Jahre beschränken; im Lesen und Schreiben unterrichtete ein Elementarlehrer, Hilmar Curas, dessen gedehnte Züge Schriftkundige in der deutschen Handschrift seines Schülers allzeit haben wiedererkennen wollen.

Auf die Gesundheit seines Zöglings sollte der Informator gemeinsam mit den Erzieherinnen Obacht haben. Denn noch blieb der kleine Prinz unter der Hut der Frauen, der Frau von Rocoulle und ihrer Tochter Martha Duval.

Wenn die gleiche Erziehung überall an den gleichen Früchten erkannt würde, so hätte der Kronprinz Friedrich das Ebenbild seines königlichen Vaters werden müssen, das dieser offenbar aus ihm zu machen beabsichtigte. Frau von Rocoulle wurde die Erzieherin des Sohnes, weil sie vor zwei Jahrzehnten die Erzieherin des Vaters gewesen war. Je mehr Friedrich Wilhelm trotz der im zartesten Alter empfangenen Eindrücke von jeder Vorliebe für die Franzosen und französisches Wesen sich frei wußte, um so weniger mochte er Bedenken tragen, auch die erste

Erziehung des Sohnes einer Fremden anzuvertrauen, die mitten unter Deutschen der deutschen Sprache so unkundig geblieben war, daß sie kein Wort davon gelernt hatte. Und nun wurde das Werk der französischen Wärterin durch den französischen Lehrer aufgenommen. So half der König selbst eine Saat ausstreuen, die er, da sie in die Höhe schoß, als Unkraut hätte ausrotten mögen.

Im August 1718 erhielt Duhan als Vorgesetzte die beiden Kriegsmänner, in deren Hände der König damals die weitere Erziehung seines Sohnes legte. Es waren zwei Ostpreußen, der eine wie der andere vor dem Eintritt in das Heer des Landesherrn durch fremde Kriegsdienste hindurchgegangen. Graf Albrecht Konrad von Finckenstein, beinahe ein Sechziger, hatte in jungen Jahren unter dem Lilienbanner mit Auszeichnung gegen die Spanier gefochten; er verließ Frankreich, wie viele andere deutsche Landeskinder, nach dem Ausbruch des Krieges von 1688. Am Berliner Hofe gehörte er bald zu den Vertrauten der königlichen Familie. Friedrich Wilhelm spricht von Beweisen persönlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit, die er schon in zartester Jugend von Finckenstein erhalten habe. Die Mutter des Prinzen, dessen Mentor der Graf jetzt wurde, hatte er 1706 als Brautführer aus der hannöverschen Heimat nach Berlin eingeholt. Seine Söhne wurden die Gespielen des Kronprinzen Friedrich, und ein freundliches Geschick hat ihm den einen dieser Gefährten der Kindheit, den Grafen Karl Wilhelm, bis an das Ziel der Lebensbahn als bewährten Freund und vertrauten Berater zur Seite gelassen.

Seine Stellung als Oberhofmeister des Kronprinzen sollte für den alten Grafen kein leeres Ehrenamt sein. Mußte er sich doch verpflichten, abwechselnd mit dem Sousgouverneur Kalckstein des Nachts in dem Schlafzimmer des Pflegebefohlenen sich zu betten. Auch die Lehrstunden beaufsichtigten beide Erzieher wechselsweise, wobei der Oberst von Kalckstein auch selbstthätig in den Unterricht eingriff. Er durfte nachmals von sich sagen, daß mit dem Prinzen er wohl die meiste Mühe gehabt habe. Der Name Kalckstein war einst in Preußen verfemt gewesen, und auch Christoph Wilhelm Kalckstein glaubte anfangs

nur in der Fremde sein Glück machen zu können. Aber so rasch hatte die Ueberwinderkraft des hohenzollernschen Staatsgedankens ihr Werk gethan, daß dem Urenkel des Großen Kurfürsten als Erzieher der Neffe des Mannes bestellt werden konnte, der vor fünfzig Jahren als lärmendster Wortführer des preußischen Widerstandes gegen die brandenburgische Herrschaft das Blutgerüst bestiegen hatte.

Wieder glaubte Friedrich Wilhelm, um in dem Sohne sich selbst gleichsam zu wiederholen, nicht sicherer gehen zu können, als wenn er den beiden Gouverneuren dieselbe Instruktion in die Hände gab die, vielleicht unter dem Einflusse von Leibniz entstanden, einst bei seiner eigenen Erziehung sich bewährt hatte. Doch nahm der König in dem Schriftstück einige Aenderungen vor; denn schon äußerlich wäre ihm das majestätische „Wir" nebst den steifen Titulaturen hier, wo er vor allem als Vater sprechen wollte, unerträglich gewesen. Friedrich Wilhelm wollte nicht als ein „Pietist" gelten, aber er hielt streng auch auf die äußerliche Bekundung der Frömmigkeit und hat schon als junger Prinz dem wenig älteren Fürsten von Dessau seinen Unfleiß im Besuch des Gottesdienstes mit eindringlichen Worten zum Vorwurf gemacht. Der Unterricht im Christentum nebst Gebet und Predigt, Bibelstunde und Katechisation, sollte deshalb, ganz wie einst bei Friedrich Wilhelm selbst, die Grundlage der Erziehung bilden. „Geistreich" aber, d. h. im Sprachgebrauch der Zeit salbungsvoll, so wie es die Instruktion von 1695 gefordert hatte, brauchten die morgendlichen und abendlichen Gebete nicht zu sein. Dagegen hielt es Friedrich Wilhelm für notwendig, eine nachdrückliche Warnung vor der katholischen Lehre, die er mit den „Irrungen und Sekten" der Atheisten, Arianer, Socinianer und Deisten auf gleiche Linie stellte, und ebenso vor dem Prädestinationsglauben der strengeren Richtung innerhalb des Calvinismus hinzuzufügen.

Ein preußischer Kronprinz war der Erbe eines absolut regierten Staates. Kein anderes Mittel sei vorhanden, sagt schon die Instruktion von 1695 — und Friedrich Wilhelm setzte dem nichts hinzu —, um die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr

zu halten, als die Furcht Gottes, der fromme Fürsten mit einer glücklichen Regierung segne und groß mache, das Laster aber an den Fürsten und ihren Völkern strafe.

Zur Bekräftigung dieser Wahrheit haben historische Beispiele aus der heiligen Schrift und den weltlichen Geschichtsbüchern, vor allem aus der Vergangenheit des brandenburgischen Hauses, zu dienen. Die ältere Geschichte ist nur „überhin" zu lehren, auf das eingehendste dagegen die Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre und in Verbindung damit die Erdkunde und das Naturrecht. Die griechische und römische Geschichte strich der König nachträglich aus dem Lehrplane völlig, als „zu nichts gut". Noch fehlte es, zumal für die neuere Geschichte, an geeigneten Lehrbüchern. Friedrich Wilhelm bestimmte, daß die Lektüre des „Theatrum Europaeum" dem Unterricht zu Grunde gelegt werden sollte. Wenn die damals bereits auf siebzehn Folianten angeschwollene Materialiensammlung für die Ereignisse seit Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges an Reichhaltigkeit des Stoffes unübertroffen war, so mußte doch die trostlose Formlosigkeit der wüsten Kompilation dem Lernenden das Geschichtsstudium notwendig verleiden. Zum Glück wußte sein Lehrer Rat und bot in einem geschickt verfaßten Abriß, der bei dem Schüler noch nach vielen Jahren in guter Erinnerung stand, einen Faden durch das Labyrinth. Für die Unterweisung in der Geographie und der Moral bestimmte eine spätere Instruktion von 1725, daß Kalckstein dabei „das beste thun" sollte; es handelte sich nicht um eine „weitläufige Ethica oder Sittenlehre", denn davon hatte schon die Vorschrift von 1695 „Ekel und Verdruß" befürchtet, sondern lediglich um „Exempel und kurze Sentenzien".

Jede Beschäftigung mit dem Lateinischen verbot der König bestimmt und unwiderruflich. Im Französischen und im Deutschen sollte der Unterricht auf die Aneignung einer eleganten und kurzen Schreibart ausgehen. Das Archiv mußte später, im Jahre 1722, eine Mustersammlung von hundertfünfzig deutschen Fürstenbriefen zusammenstellen, damit der Prinz sich im Lesen von Manuskripten üben und die Kurialien sich aneignen mochte. Daneben sollte Gewandtheit im mündlichen Ausdruck erreicht werden, denn

„nichts ist, das einem großen Fürsten besser ansteht und nötiger ist, als wohl zu reden"; dazu gehört auch eine deutliche und reine Aussprache. Beispielsweise werden einige Aufgaben für Uebungen in freier Rede bezeichnet: Gratulationen oder Antworten darauf; Rede und Gegenrede im Rate oder im Kriegsrate; Zusammenfassung entgegenstehender Meinungen behufs der Entscheidung; auch eine Armee zu einer „vigoureusen Aktion" zu animieren, mag der junge Prinz beizeiten lernen.

Denn einen Offizier, einen General in ihm heranzubilden, das sollte die Hauptaufgabe der Erziehung sein. In der Vorschrift, die sein eigener Gouverneur erhalten hatte, fand Friedrich Wilhelm diese Aufgabe noch nicht stark genug betont. Nichts, so verlangt einer seiner eigenhändigen Zusätze, sollen Finckenstein und Kalckstein ihrem Zögling angelegentlicher einzuprägen suchen, als „die wahre Liebe zum Soldatenstande", die Ueberzeugung, „daß nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen." Die erforderlichen körperlichen Fertigkeiten, Fechten und Exerzieren, sollten dem Prinzen wo möglich spielend in den Erholungsstunden beigebracht werden; ein munterer Kadett wurde zum Exercitienmeister bestellt, und im oranischen Saale des Schlosses ließ der König ein kleines Zeughaus einrichten. Zeichnen und Mathematik wurden durchaus unter dem praktisch-militärischen Gesichtspunkte gelehrt, zur Vorbereitung für den Unterricht in der Kastrametrie, Fortifikationskunde und Artilleriewissenschaft.

Ein guter Christ und ein guter Soldat, und zum dritten ein guter Wirt sollte der Prinz werden; deshalb mußten ihn die Erzieher zu „Menage, Sparsamkeit und Demut" anhalten. Schon damals will Friedrich Wilhelm an dem sechsjährigen Kinde „den aufgeblasenen Stolz und die Neigung zu Depensen" wahrgenommen haben.

Bald machten auch andere die Bemerkung, daß der Sinn des Knaben auf „Generosität, Propreté, Gemächlichkeit und Magnificence" gerichtet sei, daß der Prinz sich selbstlos, freigebig und mildherzig zeige. Wir hören, daß es ihm widerstrebte, die Ehrengeschenke anzunehmen, die einem Thronerben beim ersten Besuch von den Bürgerschaften mancher Städte

gespendet zu werden pflegten, und daß er auf der Durchfahrt durch Tangermünde seine ganze Barschaft in Semmeln anlegte, die er unter das arme Volk austeilen ließ.

Der Kronprinz war zwölf Jahre alt geworden, als er eines Tages mit dem Vater bei dem General Grumbkow zu Gaste war. „Ich möchte wohl wissen," hub der König plötzlich an, den Blick auf den Sohn gerichtet, „was in diesem kleinen Kopfe vorgeht. Ich weiß, daß er nicht so denkt wie ich; es gibt Leute, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, alles zu tadeln; das sind Schufte." Er wiederholte das Wort. „Fritz," fuhr er dann fort, „denke an das, was ich dir sage. Halte immer eine gute und große Armee, du kannst keinen besseren Freund finden und dich ohne sie nicht halten. Unsere Nachbarn wünschen nichts mehr, als uns über den Haufen zu werfen, ich kenne ihre Absichten, du wirst sie auch noch kennen lernen. Glaube mir, denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte dich an das Reelle. Halte immer auf eine gute Armee und auf Geld; darin besteht die Ruhe und die Sicherheit eines Fürsten."

Der König begleitete die Worte mit leichten Schlägen auf des Prinzen Wange, die aber immer stärker wurden, bis sie zuletzt richtigen Ohrfeigen glichen. So kündeten die kommenden Ereignisse zuerst sich an, das Mißtrauen des Königs schwand nicht wieder, mit wachsendem Kummer gewahrte er von Jahr zu Jahr deutlicher, daß dieser sein Sohn, daß Fleisch von seinem Fleisch, des Vaters Abbild nicht werden wollte.

Als sorglicher Hausvater wollte er den heranwachsenden Sohn so viel als möglich um sich sehen. In dem Stundenplan, der 1725 für die Dauer des Herbstaufenthaltes in Wusterhausen das Tagewerk des Prinzen regelte, sind drei bis fünf Mittagsstunden für das Zusammensein mit dem Vater freigelassen; auch nach dem Nachmittagsunterrichte der vier vollen Schultage sollte der Kleine, sobald er sich die Hände gewaschen, wieder zum Könige kommen. So wurde er auch frühzeitig auf Reisen mitgenommen, obgleich der König sich und seiner Begleitung unterwegs noch stärkere körperliche Anstrengungen zumutete, als daheim. Einer der fremden Diplomaten meinte

1725, daß der Kronprinz überanstrengt werde: „ob ihn schon der König herzlich liebt, so fatiguiert er ihn mit Frühaufstehen und Strapazen den ganzen Tag dennoch dergestalt, daß er bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aussiehet, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte."

Im Sommer des folgenden Jahres begleitete der Kronprinz den Vater bei einem Besuch der westfälischen Provinzen. Dort kreuzte ihren Weg ein junger Schweizer, in den deutschen Landen, die er zu seinem Vergnügen und seiner Belehrung durchstreifte, damals noch unbekannt, Albrecht Haller, der sich später als Gelehrter und Dichter einen Namen machte. Auf einer Anhöhe bei Kleve zeigte man ihm als Sehenswürdigkeit den Baum, auf welchem Se. Preußische Majestät, eine Pfeife schmauchend, zu sitzen pflegte, den Blick auf die Lande um den Rhein von Kleve bis Schenkenschanz und Utrecht gerichtet; und im Schloßhofe des Generals von der Mosel zu Rosendaal hatten der jugendliche Wanderer und ein Reisegefährte zu ihrer Freude die Auszeichnung, dem Könige und dem Kronprinzen im Vorübergehen vorgestellt zu werden. Der junge Herr trug „schlechte Grenadierkleider", aber sein „aimables" Gesicht mit den funkelnden Augen sprach unseren Schweizer an. Leider hatte der Wirt vorher bei Tisch, zu Ehren der erlauchten Gäste, der Flasche zu reichlich zugesprochen, und der vierzehnjährige Prinz konnte beim gemeinsamen Aufbruch zur Jagd das böse Gelüst nicht bezähmen, dem weinseligen General den Steigbügel so kurz schnallen zu lassen, daß die Versuche des ahnungslosen alten Haudegen, den Rücken seines Tieres zu gewinnen, nicht glücken konnten.

Zu Neujahr 1727, als der Prinz kurz vor dem Schlusse seines fünfzehnten Lebensjahres stand, bestimmte der König, daß er am kommenden Karfreitage nach erfolgter Einsegnung zum erstenmal das Sakrament empfangen sollte. Friedrichs Gouverneure waren Männer von aufrichtiger Frömmigkeit; als ihr Zögling vor sieben Jahren eines Tages aus eigenem Antrieb einen Aufsatz über die „Lebensweise eines Prinzen von hoher Geburt" zu Papier gebracht und darin von den Pflichten eines gläubigen Christen und den Gefahren der Anfechtungen

des teuflischen Widersachers gesprochen hatte, da setzten sie hocherfreut ein förmliches Protokoll über die Entstehung dieses kindlichen Glaubensbekenntnisses auf. Auch Francke, der Stifter des Hallischen Waisenhauses, hat oft „mit Freudenthränen" sich daran erinnert, wie der Kronprinz im Alter von sieben Jahren in seiner Gegenwart „mit einer besonderen und von Gott gewirkten Freudigkeit" den ersten Psalm auf sich appliziert hat. Dann aber trat Erkaltung ein, und die Erzieher konnten jetzt, am 5. Januar 1727, dem Könige nicht verschweigen, daß der Prinz von der Information im Christentume seit acht Monaten nicht viel profitieret habe. Auf ihren Antrag mußte der Hofprediger Noltenius an zwei Tagen, statt wie bisher an einem, die Vorbereitung fortsetzen. Am 4. April wurde Friedrich im Dome zu Berlin nach einer öffentlichen Prüfung konfirmiert.

Nun entwuchs er der Schule Duhans; dankbaren Herzens verschrieb er seinem Lehrer einen Jahrgehalt von 2400 Thalern, zahlbar von dem Augenblick an, da er selbständig über sein Geld verfügen werde, und gelobte, ihn in Zukunft „womöglich immer noch ein wenig mehr" zu lieben, als jetzt. Fortan erhielt der Prinz nur noch Unterweisung in den Kriegswissenschaften von dem Major Senning.

Auch in diesem Jahre weilte die königliche Familie, wie gewöhnlich während des Herbstes, längere Zeit in Wusterhausen. Dem Kronprinzen war der Ort unleidlich. Einen in Potsdam zurückgebliebenen und dort erkrankten Freund, dem Leutnant von Borcke hätte er gern durch seine Briefe aufheitern mögen; aber, so klagt er am 29. August 1727, „statt andere aufzuheitern, habe ich selbst der Aufheiterung von nöten, um meine Melancholie zu zerstreuen."

Diese Melancholie blieb nicht unbemerkt. Damals kam auf eine Einladung des Königs der jüngere Francke, der Leiter der Hallischen Stiftungen nach seines Vaters Tode, als Gast nach Wusterhausen; er hat die Vorkommnisse und Eindrücke seines achttägigen Besuches noch am Orte selbst einem Tagebuche anvertraut. Der junge, etwas befangene Geistliche speist an der Hoftafel und wird während der Mahlzeit über die Einrichtungen seiner Erziehungsanstalt, über die Hallischen Uni-

versitätsverhältnisse, über theologische und moralische Gegenstände, über Gespenster und Fegefeuer, über Sträflichkeit der Jagden und Duelle, Trinkgelage und Komödien, auf das eingehendste von dem König ausgefragt; er steht wacker Rede und Antwort und hält trotz aller Schüchternheit und Ehrfurcht mit seiner Meinung, wo es sein Gewissen fordert, nicht zurück. Aber an derselben Tafel, da die ernsten und erbaulichen Gespräche zwischen dem Könige und dem Theologen gepflogen werden, sitzen die zwei Spaßmacher Friedrich Wilhelms I., der schale Vielschreiber Faßmann, der mit einer Dummdreistigkeit in den Tag hinein schwatzt, daß dem Hallischen Pietisten „nicht allein Essen und Trinken, sondern auch Hören und Sehen“ vergeht, und neben ihm das widerliche Zerrbild eines Gelehrten, der Akademiepräsident Gundling, der heute mit seinem wunderlichen Gebaren selbst dem König verdrießlich zu werden scheint: „Er lief auch immer von der Tafel weg, und dann mochte er unter die Pagen geraten sein, da er dann wiederkam und heulete, und wieder weglief, daß es gewiß ein recht elendes Spektacul war.“

Inmitten dieses Getriebes, halb den wüsten Lärm, halb die geistlichen Reden im Ohre, sitzen nun auch der Kronprinz und seine ältere Schwester und schauen sich nachdenklich und stumm in die großen blauen Augen, ganz anders wie die jüngeren Geschwister mit ihren aufrichtigen und hellen, „gar unschuldigen“ Gesichtern. Der Kronprinz, beobachtete Francke, „ist eines sehr stillen Wesens, bedachtsam und gar merklich temperamenti melancholici; die älteste Prinzessin desgleichen.“ Die Tage, an denen Francke Vater und Sohn gemeinsam bei Tische sah, sprach Friedrich kein Wort.

Aber der Prinz hat noch ein anderes Gesicht. Am 9. Oktober ist der König für den ganzen Tag zur Jagd gefahren, und die Königin läßt vor Beginn der Tafel auf sich warten. Da ist Friedrich der Ausgelassensten einer: „Ging's übel über den Gundling her,“ klagt Francke; „dabei der Kronprinz das meiste that, so mich sehr betrübte.“ Bei Tisch konnte der Gast „merklich observieren“, daß der Prinz „moquante Miene“ über ihn machte, und als man den Speisesaal verließ, hörte Francke, wie jener zu dem jungen Markgrafen Karl von Schwedt laut

genug sagte: „Der glaubt Gespenster.“ Ja am Abend erzählte ihm der fromme Schloßkastellan voll Entsetzens, der Prinz habe ihn gefragt, wem er das Licht bringe, und bei dem Namen Francke geäußert: „Da kömmt ein Pharisäer zum anderen, der ist ebenso ein Pharisäer wie Ihr.“ Auch in der Audienz, die er dem Prediger erteilen mußte, verhüllte Friedrich seine unfreundliche Gesinnung nicht.

Als Francke sich verabschiedete, sagte ihm die Königin, das Land werde ihr noch einmal nach ihrem Tode danken, was sie an dem Kronprinzen gethan habe.

Königin Sophie Dorothea war auf dem preußischen Königsthrone bereits die zweite Fürstin vom hannöverischen Stamme. Innerhalb ihrer Sippe hatten die Frauen an Kräften des Geistes wie des Gemütes schon seit Generationen die Männer weit überragt; aber fast eine jede dieser bedeutenden Frauengestalten hatte den Kelch der Trübsal und der Entsagung schmecken müssen. Sophie Dorotheens Mutter war die unglückliche Prinzessin von Ahlden, welcher der ausschweifende Gemahl mit der Anklage der Untreue das unbarmherzige Los der Verstoßung bereitete. Die Großmutter, die erste hannöverische Kurfürstin, die pfälzische Sophie, hat uns das Leid ihres Lebens, die Enttäuschungen ihrer einst so glücklichen Ehe in der ergreifenden Naivetät ihrer Memoiren geschildert; sie, die Tochter der britischen Elisabeth, die einen Winter hindurch an der Seite des König-Pfalzgrafen das böhmische Diadem trug und den kurzen Glanz des Königtumes als Landflüchtige viele Jahre allzu teuer büßte. Und wollen wir in der Genealogie noch weiter zurückgehen, so stehen wir vor der anziehendsten zugleich und der unglücklichsten in der ganzen Reihe dieser fürstlichen Frauen, der leidenschaftlichen Schottenkönigin Maria Stuart. Das sind die Ahninnen Friedrichs von der mütterlichen Seite. Auch Sophie Dorothee, seine Mutter, hatte etwas von dem uralten Erbteile der Frauen dieses Geschlechtes überkommen; doch erreichte sie weder an Verstand, noch an Energie die welfische Muhme, welche vor ihr an diesem Platze stand, die geistvolle philosophische Königin, die sich die Freundin Leibnizens nannte, die herrschsüchtige ränkevolle Königin, die den

Hauptanteil an dem unverdienten Sturze eines Danckelman gehabt hat.

Sophie Dorothee und ihr Gatte waren sehr jung mit einander vermählt worden, im Jahre 1706, da der Bräutigam achtzehn Jahre zählte und die Braut neunzehn. Friedrich Wilhelm war in dem Zeitalter Ludwigs XIV. und Augusts des Starken der Frau, die ihm vierzehn Kinder schenkte, ein Muster ehelicher Treue; ihr mehr zu sein, war ihm nicht gegeben; in die reicher gestaltete geistige Welt seiner feinsinnigen Gemahlin vermochte er nicht hinüberzuschauen. Sophie Dorothee blieb fremd in Preußen. Für die guten Gründe der mit dem Thronwechsel von 1713 eingeführten Knappheit und Kargheit hatte die in behaglicher Reichlichkeit erzogene, erst im Glanz und Schimmer sich wohl fühlende Fürstin kein Verständnis, und das Burleske in der Urkraft ihres herzhaften Eheherrn, samt den Licenzen und Derbheiten der dem Geschmack des Gebieters sich anmodelnden Umgebung, verletzte das Zartgefühl der Enkelin des „ersten Edelmannes von Deutschland", seit dessen Tagen der neue Kurhof zu Hannover sich als die Pflegestätte des guten Tones und der feinen Sitte betrachtete. Hielt Sophie Dorothee in Abwesenheit ihres Gemahls allein Hof, so zog ihre Frauenwürde dem handfesten Freimut der Unterhaltung schnell seine Grenzen; auch wurde das Gespräch dann in ihrem geliebten Französisch geführt. Ihrer majestätischen Erscheinung — Olympia war ihr stehender Beiname bei den fremden Diplomaten — fehlte nur die Folie eines großen und glänzenden Hofstaates; in ihren jüngeren Jahren rühmte man auch ihre Anmut, so daß an dem galanten sächsischen Hofe 1718 „vom Szepter bis zum geringsten Kammerjunker" alles voll Verehrung für die preußische Königin war. Das Bild, welches Pesne von ihr gemalt hat, zeigt schon die zunehmende Körperfülle, die später die Anfertigung breiterer Lehnsessel eigens für ihren Gebrauch nötig machte. Sophie Dorothee galt als gütig und verbindlich, „viel humaner als manche adeliche Dame"; aber gegen den, der ihr entgegen war, konnte sie rücksichtslos und verletzend sein. Ihr Sohn preist neben der Milde an der Mutter die Festigkeit. Auf der einen Seite weich, sich ein wenig verzärtelnd, schreck-

haft, so daß man plötzliche Gemütserregungen von ihr fernhalten mußte, führte sie doch wiederum ein straffes Regiment im Hause und war gegen die Töchter in ihrer Art ebensowenig nachsichtig, wie der Vater in der seinen gegen die Söhne; ihr Verhältnis zu der ältesten Tochter gestaltete sich, nach allem was wir wissen, nicht eben erfreulich. Dagegen hat der älteste Sohn stets mit wahrhaft rührender Pietät an der Mutter gehangen und sie und ihr Andenken weit über das Grab hinaus bis an das Ende des eigenen Lebens dankerfüllt geehrt. Zu den verschiedensten Zeiten hat er ihr ein Zeugnis ausgestellt, wie sie sich als Erzieherin ihrer Kinder bewährt habe: „Keine Mutter hat sich mehr als sie um alle ihre Kinder verdient gemacht." Von ihr erbten die Kinder inmitten der banausischen Prosa, unter der sie aufwuchsen, die reiche Mitgift an idealem Sinne, die Freude an der gefälligen Außenseite der Dinge, den gewählteren Geschmack, das Auge für das Schöne, die litterarische Ader. Sophie Dorothee hat sich nicht selber schriftstellerisch versucht, aber sie las viel in der Einförmigkeit ihres täglichen Lebens. Fremden zeigte sie gern in Monbijou ihre Bibliothek, während ihr Gemahl alle Bücher verachtete.

Hier in Monbijou schuf sie sich ihre kleine Welt, aber der Zwang des Königs griff doch auch in diese Sphäre über. Daß seine Gemahlin ihre Gesellschaften bis zu später Stunde bei sich behielt, sah er ungern, wenn er es auch nicht einfach zu verbieten wagte. Einst rühmte man die Redegabe und all die glänzenden Eigenschaften der Gemahlin Karls VI., der Kaiserin Elisabeth; Sophie Dorothee meinte: „Wem der Geist frei und zufrieden bleibt, wem die Welt lacht, der kann die Dinge ganz anders ansehen, als wer beständig unter dem Drucke lebt."

Immer hatte Friedrich Wilhelm die ersten zwanzig Jahre ganz verträglich mit seinem „Fiekchen" gelebt, bis die Politik ihren Schatten in die Eintracht dieser Ehe zu werfen begann

Nach der Familienüberlieferung wurde für den Kronprinzen wieder an die Vermählung mit einer Prinzessin aus Hannover gedacht, von wo der Vater und der Großvater sich die Braut geholt hatten. Als Friedrich Wilhelm 1725 nach Herrenhausen kam und dort ein Bündnis mit seinem Oheim von England

und mit Frankreich schloß, ließ er nach seiner Abreise die Gemahlin noch für einige Zeit zurück; sie sollte mit ihren Eltern eine Doppelverlobung der Enkel des englischen Königspaares verabreden: des Herzogs von Glocester mit der preußischen Prinzessin Wilhelmine, des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Amalie. Sophie Dorothee fühlte sich verletzt, als sie die schriftliche Zusage, die sie gewünscht hatte, von König Georg I. doch nicht erhielt.

Im nächsten Jahre vollzog sich ein vollständiger Wechsel der politischen Lage. Friedrich Wilhelm wandte sich von dem hannöverischen Bündnis ab und unterzeichnete zu Wusterhausen einen Vertrag mit dem Kaiser, dem Gegner der hannöverischen Alliierten. Aber das Heiratsprojekt wurde deshalb noch nicht aufgegeben; nur wollte Friedrich Wilhelm durch die Familienverbindung nicht auch politisch an England gebunden sein. Für den Londoner Hof dagegen hatten die geplanten Heiraten gerade nur im Zusammenhange der politischen Aufgaben Wert.

Als 1727 Georg II. nach dem plötzlichen Tode seines Vaters den englischen Thron bestieg, glaubte Friedrich Wilhelm den Augenblick für die Wiederaufnahme der Verhandlung gekommen und ließ in London erklären, daß ihm eine gedoppelte Heirat das beste und sicherste Fundament zu einem beständigen, immerwährenden guten Vernehmen zwischen den beiden königlichen Häusern scheine. Aber die Königin Karoline sagte dem preußischen Gesandten Wallenrodt (3. Oktober 1727): „Wir wollen den Roman nicht von hinten anfangen; bringt erst die Geschäfte in Ordnung und dann kann ich mit Erfolg an der Heirat arbeiten.“ Friedrich Wilhelm fuhr auf; sein Schwager, der neue englische König, war ihm ohnehin persönlich unleidlich; er verbot seinem Gesandten, die Frage wieder zu berühren: „Ich prätendiere für meinen Sohn keine englische Prinzessin, wenn sie zu stolz dazu sind, und dann wird ihnen auch meine Tochter nicht gut genug sein, ich frage nichts danach.“

Begreiflich, daß Sophie Dorothee die Annäherung Preußens an den Wiener Hof, weil sie die Heiratsangelegenheit ein gut Stück zurückbrachte, ungern sah. Vor allen anderen machte sie für diese Wendung den kaiserlichen Feldzeugmeister Grafen Seckendorff verantwortlich.

Seckendorff war Friedrich Wilhelms alter Kriegsgefährte aus den Feldzügen von 1709 und 1715, ihm wert als strammer Soldat und strenger Protestant, als unterhaltender Gesellschafter und als der treuherzige Biedermann, der er schien. Sie waren im Briefwechsel geblieben, und Seckendorff kam wiederholt als Gast nach Berlin, nie ohne einen geheimen Auftrag des kaiserlichen oder des sächsischen Hofes. Ohne einen diplomatischen Charakter zu erhalten — den hätte er nur als hinderlich betrachtet — war er seit 1726 doch wie ein ständiger Gesandter um die Person des preußischen Königs. Er wirkte für die Interessen der kaiserlichen Politik mit genauester Kenntnis der Zustände und Persönlichkeiten. Vor allem des Königs Eigenart hatte er studiert und erfaßt. Er schreibt einmal nach Wien, daß man sich von des Königs in Preußen Gemüt eine ganz falsche Idee mache, wenn man glaube, daß solches von irgend jemand, wer es auch in der Welt sei, könne regiert werden. Er wußte weiter, daß des Königs Naturell argwöhnisch war, daß man sich wohl hüten mußte, ihm kein Mißtrauen gegen die Personen zu erwecken, die bei ihm „zur Beibringung guter Gesinnung" gebraucht werden sollten. Sorgfältig nahm er jedesmal mit seinen Getreuen Abrede, auf was Art mit dem Könige zu sprechen sei, um ihm die Sache „schmackhaftig" zu machen. Er ließ es sich nicht verdrießen, viele Tage lang „von früh morgens um zehn Uhr bis nachts gegen elf und zwölf" ununterbrochen in seiner Gesellschaft zu bleiben, auf daß ja keine Gelegenheit versäumt würde, „ihm etwas Gutes zu insinuieren". Er schuf sich einen Doppelgänger in der Umgebung des Königs, indem er den General Grumbkow, den vertrautesten der Ratgeber desselben, mit österreichischem Golde, einer jährlichen Pension, bestach. Die anderen militärischen Gesellschafter, die „Präsente" nicht annahmen, wurden durch lange Rekruten für ihre Regimenter, ein Gundling wurde durch eine seltene Medaille gewonnen. Das Offiziercorps der Potsdamer Garde hielten regelmäßige Gastereien bei guter Laune, deren Kosten der Wirt dem Kaiser in Rechnung stellte. Auch die Bedeutung der Bundesgenossenschaft „der kleineren Leute am hiesigen Hofe", etwa eines Kammerdieners Eversmann, unterschätzte der vielgewandte Diplomat nicht.

Ein guter Teil seiner unterirdischen Thätigkeit galt der Beseitigung des britischen Heiratsprojektes. Er stellte in Wien die Anfrage, „ob und wieviel Geld zur Verhinderung der Heirat einer preußischen Prinzessin mit dem englischen Prinzen angewendet werden dürfe; ob man, im Falle eine anderweite Verheiratung dieser Prinzessin erzielt werde, dem, der sie zustande bringe, eine ansehnliche Belohnung versprechen dürfe?" Demnächst wurde Reichenbach, der preußische Resident in London, bestochen, und faßte nun seine Depeschen so ab, wie Seckendorff und Grumbkow es ihm vorschrieben, um den König zu überzeugen, daß der Heiratsplan nur darauf abziele, ihn zum Galopin des Königs von England und Preußen zu einer britischen Provinz zu machen. Seckendorff selbst aber verbreitete in seinen Briefen aus Berlin, die dem englischen Prinzen bestimmte Prinzessin Wilhelmine sei zu seinem Bedauern recht häßlich geworden, korpulent, rot im Gesicht, finnig.

Das war der Gegner, den Sophie Dorothee seit 1726 sich gegenüber sah. Sie war nicht gemeint, ihm das Feld zu räumen; kampflustig genug, ließ sie den kaiserlichen Diplomaten unverhohlen ihre Abneigung fühlen. „Mein Gesicht," schreibt Seckendorff im Januar 1727, „ist der Königin so verhaßt, daß ich nur mit vieler Mühe oft während der Tafel Antworten erhalten kann." Erschien er bei Hofe, ohne daß der König zugegen war, so bekam er „pikante und anzügliche Reden" zu hören, denn die Herren und Damen bei Hofe hielten es der Mehrzahl nach mit der Königin; ganze Familien wurden im diplomatischen Corps als der Partei der Königin zugehörig bezeichnet, so die Kameke und Wartensleben, die Schulenburg und Arnim. Seckendorff selbst spricht von der „weiblichen Partei" und klagt, daß dieselbe fast alles, was um den König sei, vereinige. Als „einer der Stärksten der Gegenpartei" galt ihm Graf Finckenstein, des Kronprinzen Gouverneur; auch Kalckstein, den zweiten Erzieher, traf die Nachrede der Gegner. So zeigten sich auch die Minister, denen der König die auswärtigen Angelegenheiten zugewiesen hatte, der politischen Verbindung mit dem Kaiserhofe abhold, zumal Cnyphausen, „der Friese", der mit seiner scheinbar unerschütterlichen Gleichgültigkeit, seiner

„phlegmatischen Komplexion", eindringenden Verstand, große Geschicklichkeit, Welterfahrung und Geschäftsroutine verband und aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. Vorsichtiger war Knyphausens Schwiegervater, der alte schlaue Ilgen, „der verfluchte Ilgen", wie Seckendorff ihn ingrimmig nennt. Gern erhob er, der noch unter dem Großen Kurfürsten gedient, seine Warnerstimme als ein getreuer Diener, der schon mit einem Fuß im Grabe stehe. Seine Worte machten auf den König, welcher ihn seinen treuen brandenburgischen Vater genannt hat, jedesmal großen Eindruck, obgleich sich Friedrich Wilhelm keineswegs immer ihm anschloß.

Der Preis, den der Kaiser für die Freundschaft Preußens bot, war die Unterstützung der preußischen Erbansprüche auf das Herzogtum Berg, dessen Besitzer, der Kurfürst von der Pfalz, ohne männliche Erben war. „Dem Könige," so berichtete Seckendorff am 26. Januar 1727 nach Wien, „wird von der Königin und ihrer Partei beständig wiederholt, daß man von seiten Sr. Kaiserl. Majestät ihn wegen Berg nicht kontentieren könne, und die meisten von seinen Leuten machen ihm glauben, es wäre nie rechter Ernst gewesen." Wie vollständig hat doch der Ausgang die Warnungen der Königin gerechtfertigt! Und wenn man nun von kaiserlicher Seite am Vorabende eines Krieges mit England den König bereits auf hannöverisches Besitztum, die Lande Bremen und Verden, als geeignetes Aequivalent für Berg hinwies, so war es der Königin gutes Recht, „mit Flehen, Bitten und Thränen" in ihren Gemahl zu bringen, daß er sich gegen das verwandte englische Haus in nichts Feindliches einlassen möge.

Daß auch England nicht eben aufrichtig gegen Preußen verfuhr, sagte die welfische Prinzessin sich nicht. Echt weiblich sah sie in allem ihre persönliche Sache. Wo sie als Gegnerin Seckendorffs und seiner feilen Helfershelfer in ihren Frauenlisten zu weit ging, mochte sie mit der Pflicht der Mutter gegen das Glück ihrer Kinder etwaige Skrupel beschwichtigen.

Auch trat sie noch nicht in einen offenen Gegensatz zu ihrem königlichen Gemahl, da dieser selbst an dem Gedanken der Familienverbindung mit England immerhin festhielt. Im

Begriff, einen zweiten Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, hat Friedrich Wilhelm noch im Oktober 1728 die Königin beauftragt, eine erneute Anfrage wegen der Doppelheirat mit der Bitte um ein Ja oder Nein nach London zu richten.

Bedenklich war nur, daß Sophie Dorothee in ihrem Damenkriege gegen den österreichischen Einfluß ihren beiden ältesten Kindern eine zweideutige Rolle zuwies. Den Spion seiner Mutter bei dem Könige, so nannten die Feinde der Königin den Kronprinzen. Ihre Freunde mahnten zur Vorsicht. Graf Rothenburg, der französische Gesandte, riet ihr im Sommer 1726 vor allem gegen die Anhänger der kaiserlichen Partei Verstellung zu üben, damit sie nicht dem König mit einem Schein von Recht einflüstern könnten, daß man eine „Partei des Kronprinzen" gegen ihn aufstellen wolle. Insgeheim war dieser Diplomat um so eifriger bemüht, dieser seiner „kronprinzlichen Partei" Anhänger bei Hofe und im Heere zu werben. Im Gegenlager betrachtete Seckendorff die Einschüchterung der preußischen Minister, von der er sprach, als die Frucht der gemeinsamen Thätigkeit von Mutter und Sohn.

Friedrich und seine um drei Jahre ältere Schwester Wilhelmine waren frühzeitig die Vertrauten ihrer Mutter geworden. In das zarte Gefäß dieser Kinderseelen schüttete sie aus, was ihr Herz bewegte, auch alle Bitterkeit ihres Herzens. Allzu früh entwich die Harmlosigkeit aus den jungen Gemütern. In dem Maße, als die Kinder in die heimlichen Kümmernisse der Mutter eingeweiht wurden, entfremdeten sie sich dem Vater. Er haßt seinen Vater — il hait son père souverainement — sagte jener Rothenburg von dem vierzehnjährigen Kronprinzen.

Darin hat sich Sophie Dorothee an der Jugend ihrer beiden ältesten Kinder schwer vergangen. Die glücklicheren jüngeren Geschwister, welche die Mutter mit dem Druck aufgezwungener Vertraulichkeiten unbeirrt ließ, haben dem Vater gegenüber die kindliche Unbefangenheit nicht verloren.

Die Prinzessin Wilhelmine hat die leidigen häuslichen Verhältnisse der Königsfamilie in ihren Memoiren später mit viel Lieblosigkeit und viel Eitelkeit und Effekthascherei karikiert. Eine geistvolle und noch mehr phantasievolle Dame, die zur Zeit, als

sie schrieb, überdies krank und durch augenblickliche Verstimmungen gereizt war, und der nun in der Erinnerung ihr ganzes Leben von der ersten Kindheit an als ein fortlaufendes Martyrium erschien. Ungleich vorteilhafter als in der Unwahrhaftigkeit dieser Selbstschilderung erscheint die Prinzessin in fremden Zeugnissen, die den in den Memoiren aus später Erinnerung geschilderten Vorgängen gleichzeitig sind. Wie boshaft spottet doch die Verfasserin der Memoiren über jenen Francke, indem sie seines Besuches am königlichen Hofe gedenkt! Aber bei der persönlichen Begegnung damals hat Wilhelmine, zartfühlender als ihr Bruder und bereits die vollendete Weltdame, ihre schlechte Meinung von dem Pietismus dem überzeugten Vertreter dieser Richtung nicht entgelten lassen; sie erfreute Francke durch einige sehr gnädige Abschiedsworte und erbat sich von ihm ein Andachtsbuch zur Erinnerung. Graf Seckendorff, der die Prinzessin fast täglich an des Königs Tafel mit seinem Späherauge beobachtete, gibt seiner Bewunderung über ihren Verstand, ihre zurückhaltende Klugheit Ausdruck. Tag für Tag mußte sie bei Tische alle „Reden und Raisonnements" für und wider die englische Heirat mit anhören, ohne daß sie selber in das sie so nahe berührende Gespräch sich mischen durfte; so gleichgültig blieb ihre Miene, daß Seckendorff nicht zu entscheiden wagte, ob sie den britischen Bräutigam sich wünsche oder nicht.

Seckendorff bezeichnete die Prinzessin als dasjenige Wesen, dem der Prinz mehr als sonst jemandem in der Welt Gehör gebe. „Nie haben sich Geschwister mit solcher Zärtlichkeit geliebt, wie wir beide," so versichert Wilhelmine selbst. Nicht umsonst hatte das großväterliche Herz des alten Königs Friedrich es zum guten Zeichen genommen, daß die dreijährige Prinzessin den neugeborenen Prinzen in der Wiege herzte, während sie den bald gestorbenen älteren Bruder nicht hatte sehen wollen. Wer kennt nicht das freundliche Stück kindlichen Stilllebens, das ein damaliger Künstler im Bilde festgehalten hat, wie das Brüderchen die Trommel rührt und das Schwesterchen im Takte marschiert? Bald wohnte der Prinz den Unterrichtsstunden der Schwester bei, noch ehe die eigenen Lehrer ihre Arbeit begannen. Wilhelmine

war es dann, die Friedrichs Hang zu müßigem Umherschweifen zuerst mit Erfolg entgegentrat; durch die vorwurfsvolle Frage, ob er sich nicht schäme, sein Pfund ungenutzt zu lassen, vermochte sie ihn, Bücher zu lesen, wenn auch zunächst nur den Peter von der Provence und andere französische Romane. Auch die musikalische Begabung war den Geschwistern gemein. Die Königin spricht einmal von einer Leidenschaft für Musik bei ihren beiden ältesten Kindern. Der Prinz hatte seit dem fünften Jahre Unterricht im Klavierspiel erhalten und war auch mit der Violine und Flöte längst vertraut, als er sechzehnjährig auf den von Quantz abgestimmten Querflöten unter persönlicher Leitung des Meisters sich mit überraschendem Erfolg zu üben begann. Die Prinzessin spielte die Laute. Der poetischen Phantasie der jungen Virtuosen verkörperten sich die lieben Instrumente, denen so seelenvolle Töne sich entlocken ließen, zu märchenhaften Wesen, und der verwunschene Principe, d. h. Wilhelminens Saitenspiel (le luth), huldigte seiner Principessa, Friedrichs sanfter Flöte.

Frau von Kameke, die Oberhofmeisterin, versprach sich, wie sie 1727 in Wusterhausen gegen unseren Francke äußerte, von dem großen Einfluß der Prinzessin auf den Bruder nur Gutes; sie war voll Lobes für Wilhelmine, nicht so für den Prinzen.

Auch der König deutete Francke an, daß er mit seinem ältesten Sohne nicht zufrieden sei. Um so mehr rühmte er den zweiten, den Prinzen Wilhelm, sein gutes Gemüt, seine Folgsamkeit. Schon früher hatte er dem Fürsten von Dessau, der sein Gefallen an dem artigen Wesen des Kronprinzen kund gab, seine Verwunderung darüber ausgesprochen, da der Prinz sich sonst gegen jedermann sehr versteckt zeige.

Aus Wusterhausen mit den Seinen nach Potsdam zurückgekehrt, ließ Friedrich Wilhelm eines Tages — es war im Dezember 1727 — vier junge Offiziere von seinem Garderegiment zu sich kommen, darunter jenen Leutnant von Borcke, des Kronprinzen guten Freund. Er sagte ihnen, daß sein Sohn jetzt in dem gefährlichen Alter sich befinde, das allen schlechten Neigungen unterworfen sei. Deshalb sollten sie vier ein Auge auf die Aufführung des Prinzen haben; er, ihr König, werde sich

an sie halten und sie für die geringste Ausschreitung oder Unregelmäßigkeit, von der sie keine Anzeige erstatten würden, mit ihrem Kopfe verantwortlich machen. Stets müsse deshalb einer von ihnen dem Prinzen zur Seite bleiben; der werde das jetzt nicht eben gern sehen, aber sicherlich in reiferem Alter ihnen nur Dank wissen.

Vielleicht hätte der junge Prinz nirgends dringender der unausgesetzten Beaufsichtigung bedurft, als während des vierwöchentlichen Besuches an dem üppigen sächsischen Hofe zu Beginn des nächsten Jahres. Auf die Einladung des Königs von Polen war Friedrich Wilhelm ohne seinen Kronprinzen nach Dresden gegangen; erst die dringenden Bitten des sächsischen Gastfreundes bestimmten ihn, den Sohn, dem damit ein sehnlicher Wunsch erfüllt wurde, nachkommen zu lassen. Eine Willfährigkeit, die überraschen mag. Sagte doch Friedrich Wilhelm selber von dem „Karneval und Weltgetümmel" in Dresden, daß es an Verführung dabei nicht fehle; er versprach dem Fürsten von Dessau in einem am Tage nach der Heimkehr geschriebenen Briefe, ihm bei persönlicher Begegnung die Chronica scandalosa und seine eigenen Aventüren zu erzählen. Ein Jahr werde er brauchen, um alles zu erschöpfen. Aber er sei vor Gott rein: „Ich bin wiedergekommen, als ich hingegangen." Durfte bei dem sechzehnjährigen Prinzen das gleiche Maß von Selbstzucht und Ueberwindung vorausgesetzt werden? Aus der kärglichen Einfachheit und polternden Strenge des väterlichen Hauses sah er sich wie mit einem Zauberschlage in die heitere Pracht und verlockende Weichlichkeit der nachbarlichen Hofhaltung versetzt; welche der beiden Welten den Vorzug verdiente, war dem der engen Qual daheim längst überdrüssigen jungen Blute keinen Augenblick zweifelhaft. Fragten ihn die Sachsen, ob er Schauspiele und Ballette sehen, ob er tanzen und Musik hören, Redouten und Maskeraden besuchen wolle, so hatte er auf alle Fragen nur die eine Antwort: Assurément. Hier war alles zwanglos und gefällig und harmonisch; auch der starke Bodensatz sinnlicher Frivolität schien in diesem mit raffiniertester Kunst gemischten Taumelkelch ein notwendiges Beiwerk. Wenn das zutreffen sollte, was die Prinzessin Wilhelmine über die Dresdener

Erlebnisse ihres Bruders erzählt, so hätte seine Widerstandskraft gegen die betäubenden Reize eines Hofes, wo das Laster in der holdseligsten Larve sich vordrängte, die allzu schwere Probe nicht bestanden.

„Fritz, ich fürchte nur, daß es dir hier zu sehr gefällt," soll der König in Dresden zu seinem Sohn gesagt haben, und der Prinz hätte erwidert: „Ich glaube es wohl, aber warum haben Sie mich kommen lassen, wenn Sie nicht wünschten, daß ich hier Vergnügen haben sollte." Von den Schätzen des grünen Gewölbes zeigte er sich so entzückt, daß Friedrich Wilhelm sorgenvoll schon die verschwenderischen Zeiten seines Vaters wiederkehren sah.

Nun begann wieder das jetzt doppelt verdrießliche Alltagsleben in Berlin und Potsdam. Dazu kam eine Erkrankung; der Prinz ging einher „wie ein Schatten". Der Vater hatte zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß. Die Aerzte, die er befragte, wußten keine Erklärung und keinen Rat. „Sie können sich denken, wie mir zu Mut dabei ist," schrieb der König an den Fürsten von Dessau am 23. April; „es ist Gottes Wille, er hat es gegeben, er kann es nehmen, auch wiedergeben." Friedrich Wilhelm setzt hinzu: „Wenn die Kinder gesund sind, dann weiß man nicht, daß man sie lieb hat."

Erst gegen die Mitte des Mai konnte der Prinz wieder anfangen, seinen militärischen Dienst — er hatte seit dem 14. März 1728 ein Oberstleutnantspatent — zu verrichten. Gleich darauf kamen wieder Tage voll Saus und Braus, den Dresdener Herrschaften zu Ehren, die in Berlin ihren Gegenbesuch abstatteten. Auch die schöne Gräfin Orczelska, der er in Dresden gehuldigt hatte, sah Friedrich bei dieser Gelegenheit wieder; er äußerte, daß er ihr Bild zu besitzen wünsche.

Während einer längeren Reise des Königs nach Preußen und Litauen blieb der Prinz unter Kalcksteins Aufsicht daheim. Wie sehnlich wünschte er, selbst reisen, die Welt sehen zu dürfen! Gleich nach des Königs Wiederankunft ist einmal zwischen diesem und Kalckstein in Wusterhausen, auf dem Platz vor der Kirche, darüber hin und her geredet worden; Kalckstein würde seinen Zögling auf der Reise begleitet haben. Friedrich Wilhelm hielt

die Entscheidung hin. Mißmutig schrieb der Kronprinz am 3. September an Borcke: „Alles mögliche ist auf dem Tapet meinetwegen, aber man ist allzu schwankend; das bringt mich zu der Meinung, daß alles in statu quo bleiben wird; also siehe da, nicht nur nicht vorwärts gekommen, sondern vielmehr zurückgebracht.“ Der König, so klagt er, sei fort und fort in schlechter Laune, unwirsch gegen jedermann, mit niemand zufrieden, nicht einmal mit sich selbst; wie solle ein anderer ihn zufriedenstellen? Auf ein Raccommodement mit dem Vater sei keine Aussicht.

Friedrich vermied in diesen Tagen mit dem Vater zusammenzusein, aber er versuchte, sich brieflich mit ihm auszusprechen. Er bittet ihn, acht Tage, nachdem er jenen Klagebrief an Borcke geschrieben, den „grausamen Haß“ fahren zu lassen und wieder gnädig zu sein. So verfehlt wie möglich versichert er, daß ihn nach langem Nachdenken sein Gewissen nicht des Geringsten geziehen habe; nur für das, wodurch er wider Wissen und Willen dem Vater Verdruß bereitet habe, bittet er um Vergebung.

Friedrich Wilhelm antwortete schroff und schneidend mit Vorhaltung eines gedrängten Sündenregisters. Er verweist dem Sohne seinen bösen, eigensinnigen Kopf, seine „malpropre“ äußere Erscheinung, seine Hoffart und seinen Bauernstolz. Er schilt ihn einen effeminierten Kerl, der nicht reiten und schießen kann und sein Haar nicht verschneiden läßt, sondern sich frisiert wie ein Narr und wie ein Narr Grimassen zieht. In nichts thue er des Vaters Willen, oder es geschehe doch aus Zwang und nicht aus Liebe.

Als nach einigen Wochen der sächsische Gesandte von Suhm am 17. Oktober in Wusterhausen eintraf, klagte ihm der Kronprinz, der sich auf ihn verlassen konnte, daß sein Zustand schier unerträglich geworden sei. „Ich habe alles versucht, alles in Anwendung gebracht, nichts vermag den König umzustimmen.“ Er beschwor den Sachsen, ihm das Fürwort des Königs von Polen zu verschaffen, auf daß er reisen dürfe, gleichviel wohin; nur fort von hier, nur zu etwas mehr Freiheit.

Ein kostbares Trinkgefäß einzuweihen, ein Geschenk des Königs August, das Suhm mitgebracht hatte, ward auf den

dritten Tag seines Besuches die Feier des Hubertusfestes angesetzt. Auf der Tafel prangte der neue Schmuck, der silberne Mörser, aus dem beim Trinken ein Schuß sich entlud, denn solche „Schrecktränke“ waren in der Mode. Der Wein wurde nicht geschont, auch der Kronprinz trank, obgleich er an Gelagen kein Gefallen fand. Er saß an Suhms Seite, den Eltern gerade gegenüber; was er lauter sprach, konnte von ihnen gehört werden. Von Wein erhitzt, begann er immer von neuem, seinem Vertrauten sein Leid zu klagen, und immer mit dem Schlusse: „Aber ich liebe ihn doch“; dabei blickte er dann auf den König. Dieser horchte auf und fragte endlich den Nachbarn des Prinzen nach dem Gegenstand der Unterhaltung. Der Prinz versuchte, an sich zu halten, begann aber bald seine Reden von neuem. Der Königin wurde die gesteigerte Stimmung des Sohnes peinlich, sie zog sich zurück. Auch der Prinz wollte bald folgen, bat aber zuvor, des Königs Hand küssen zu dürfen. Der König streckte sie lachend über den Tisch, der Prinz küßte sie und verlangte auch die andere Hand; darauf schritt er an dem Tisch vorbei, fiel dem Vater um den Hals und hielt ihn fest umschlungen; endlich setzte er sich ihm auf das Knie und blieb lange so sitzen und sprach immerfort in den Vater hinein. Die Gesellschaft rief: „Es lebe der Kronprinz“; manchem traten die Thränen in die Augen. Der König war sehr bewegt und erwiderte immer nur: „Nun das ist schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl, sei du nur ehrlich.“ Endlich ging der Prinz auf sein Zimmer. Des Abends war der König im Tabakskolleg ungewöhnlich guter Laune; er schien mit dem heutigen Tage sehr zufrieden; von dem Zwischenfall an der Mittagstafel wurde nicht gesprochen.

Zu seinem Bedauern erfuhr Suhm, der noch in der Nacht Wusterhausen verließ, einige Tage später, daß böse Zungen sich zwischen Vater und Sohn gedrängt hatten, um den ganzen Auftritt als eine schlau berechnete Komödie des Prinzen hinzustellen. Suhm glaubte das nicht. Er wußte am besten, wie dem armen Knaben in diesen Tagen um das Herz gewesen war.

Und so ging wieder ein Winter durch das Land, ohne daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn sich besserte. Die

beiden Erzieher waren schmerzlich bekümmert. Wiederholt hatten sie um Enthebung von ihren Pflichten gebeten; Graf Finckenstein war ohnehin fast das ganze letzte Jahr aus verschiedenem Anlaß beurlaubt gewesen. Im März 1729 wurden statt der Erzieher zwei andere Offiziere zu dem Prinzen kommandiert: der Oberstleutnant von Rochow mit dem Auftrage, „ihm Gesellschaft zu leisten als ein guter Freund", der Leutnant von Keyserlingk als kronprinzlicher Stallmeister. An beiden rühmte der König den Verstand; Rochow war eine ernste Natur, Keyserlingk, wie Friedrich Wilhelm sagt, „alerter". Stets sollte einer von beiden um den Kronprinzen sein, als Bürge für seine sittliche Aufführung. In der Dienstvorschrift, die der König für Rochow diktierte, wiederholen sich die Klagen vom vorigen Herbste: der Prinz habe keine rechte männliche Inklination, er neige nur zu Beschäftigungen und Vergnügungen, „so da faul sein". Rochow soll ihm vorstellen, „daß alle effeminierte, lascive, weibliche Occupationes einem Manne höchst unanständig wären"; das sei für die Gecken, die Damoiseaux; „ein Damoiseau aber ist ein Lump und ein schurkischer Kerl, zu nichts nutz in der Welt als zu Nasenstübern". Noch immer hat der Vater das affektierte Wesen des Sohnes zu tadeln, der „in seinem Gehen, Sprechen, Lachen allemal grimassieret", und wenn er reitet, isset oder gehet, sich allezeit krumm und schief hält; wer aber „den Kopf zwischen den Ohren hangen läßt und schlotterig ist, der ist ein Lumpenkerl". Alles das also soll Rochow ihm vorhalten, soll ihm „die Schlafmütze aus dem Kopp vertreiben", „daß er mehr Vivacité bekommt". Auch hat der Prinz Hoffart im Sinne, wo doch nichts dahinter ist; drum soll er lernen, gegen alle Leute höflich und obligeant zu sein; Rochow muß ihm ein aufrichtiges, ouvertes Humeur einsprechen, daß er nicht menschenscheu ist wie jetzt, sondern die Leute, groß und klein, fein frägt, „dadurch erfahret man alles und wird klug".

Bei dem regelmäßigen Gebet, bei dem Lesen in der Bibel soll der Prinz nach wie vor bleiben. Den Gehorsam verlangt der Vater gern und willig, nicht mit mürrischem Gesicht; „denn was mit mürrischem Gesicht geschieht, ist so gut wie nicht gethan".

Kurz, Rochow soll aus dem Prinzen auf alle Weise einen braven Kerl, einen Honnête-Homme und Offizier zu machen suchen. „Will es dann nicht anschlagen, so ist es ein Unglück."

Die gehoffte Wirkung blieb aus; vielmehr häuften sich die Steine des Anstoßes.

Schon seit 1726 sollte der Kronprinz, so wie es sein Vater im gleichen Alter gethan hatte, über die Verwendung seiner monatlichen „Kammerausgaben" selbst Rechnung führen, sollte lernen, „mit Geld umzugehen". „Aber," so klagt der König jetzt gegen Rochow, „er ist zu faul dazu und gibet dem Regimentsquartiermeister, diesem oder jenem, Kommission."

Im nächsten Winter stellte sich nun gar heraus, daß der Kronprinz bei einem Berliner Bankier eine Schuld von 7000 Thalern hatte anlaufen lassen. Wie es heißt, waren allein für den Ankauf von Noten für die geliebten Uebungen auf der Flöte und dem Klavier 2000 Thaler ausgegeben worden. Der Schuldner stellte dem erzürnten Vater, so gut es ging, eine Nachweisung über den Verbleib der entlehnten Summen auf. Der König will dann — er beruft sich später auf diese Worte — gesagt haben: „Ich bezahle es mit Pläsir, denn an Gelde fehlet es mir nicht, und an dem Gelde ein Dreck gelegen ist, woferne Ihr Eure Konduite und Aufführung nur ändert und ein honettes Herz bekommt; wenn Ihr mir ein Wort davon saget, es soll Euch an Gelde nicht fehlen." Leider verschwieg der Prinz damals, daß er außer den 7000 Thalern noch andere Schulden hatte.

Versteckt und scheu gegen den Vater, war der Prinz, wenn jener den Rücken wandte, um so zuversichtlicher, vorlauter und absprechender, und manch unüberlegtes, spitzes Wort galt dem Könige selbst, ja seinen Regierungshandlungen. Friedrich Wilhelms Verwaltungsgrundsätze und mehr noch die Formen, in denen er sie in Ausübung brachte, waren nicht nach jedermanns Geschmack; er bemerkte mißfällig, daß sein Sohn sich von Mißvergnügten ganz falsche Begriffe von den Staatseinrichtungen, „finistre Konzepte von Sr. Königl. Majestät Verfassungen", beibringen lasse. Friedrichs Verhalten erinnerte später den General Grumbkow an den Königssohn, „von dem geschrieben stehet im 2. Buch Samuelis Kap. 15": an Absalon, der seinem Vater

das Herz der Männer in Israel stahl, wenn sie kamen vor Gericht zum Könige, indem er die Entscheidungen des Königs schalt. Gewiß war Kronprinz Friedrich ganz eine Erscheinung, die Herzen zu stehlen, mit der Anmut seiner Jugendlichkeit, mit dem einschmeichelnden Klange seiner Stimme, mit dem hellen Blick seines Auges. Mit kluger Berechnung hatte der französische Gesandte der Königin empfohlen, der Kronprinz möge aller Welt eben so viel Güte zeigen, wie sein Vater Strenge. Schon sprach einer der Minister, Cnyphausen, von des Königs Eifersucht auf den Kronprinzen, der beim Heere sehr beliebt sei. Für gewisse fremde Gesandte wurde diese Eifersucht eine feststehende Thatsache. Friedrich Wilhelm selbst sagt, wenn ein Offizier in Arrest gekommen wäre, so hätte der Kronprinz ihn beklaget und sich seiner angenommen; wen der König distinguieret, den hätte er meprisieret; alles das hätte er gehaßt, was der König geliebt. Denn freilich, mehr als eine jener leichtfertigen Aeußerungen wurde ihm zugetragen; er erfuhr auch, daß sein Sohn die preußische Uniform, des Königs Ehrenkleid und tägliches Gewand, wegwerfend seinen Sterbekittel genannt hatte. Dafür ließ Friedrich Wilhelm den goldbrokatenen Schlafrock, in welchem der junge Herr nach dem Dienst und nach der Tafel sich erst behaglich fühlte, eines Nachmittags, wie der Kapellmeister Quantz das Brandopfer als Augenzeuge drastisch geschildert hat, in die Flammen des Kamins wandern.

Wusterhausen, des Königs Lieblingsaufenthalt, blieb für den Prinzen ein Ort des Schreckens. „Morgen Parforcejagd, übermorgen am Sonntag Parforcejagd und Montag wieder Parforcejagd," so lautet die vielsagende Nachschrift zu einem seiner Briefe von dort aus dem Jahre 1728. Stellte man ihn auf den Anstand, wo er sich unbeobachtet glaubte, so zog er ein Buch aus der Tasche, und dann wunderte man sich, daß er kein Wild zur Strecke brachte. Des Abends pflegt die Jagdgesellschaft sich im Tabakskollegium wieder zu sehen. Das Kraut, das noch vor einem halben Jahrhundert „wegen seines widrigen Geruches und Stankes" als Ekel und Widerwillen erregend in „civiler Konversation" nicht Duldung finden konnte, war schon unter König Friedrich I. hoffähig geworden. „Meine Unter-

haltung in der Tabagie ist, Nüsse aufzuknacken," schreibt Friedrich, „eine Unterhaltung, die ihres Schauplatzes würdig ist." Man kennt alle die Witzeleien des Prinzen über die rote Kammer mit ihrer Qualmwolke in dem mittleren Luftraum, über diesen Senat, wo nur zu oft die Geschicke sich entscheiden, dieses Parlament, dessen Rednern ihre Aufgabe dadurch erleichtert wird, daß sie nicht bei der Sache zu bleiben brauchen und daß die Zuhörerschaft Wiederholungen nicht übel nimmt — wie könnte sonst der brabantische Krieg, des Königs Jugendfeldzug von 1709, wieder und wieder besprochen werden: eine wahre Goldmine von Potosi, spottet der Kronprinz, die nie sich erschöpft. „Wir haben hier," so schildert er einmal diesen Wusterhausener Hof, „eine höchst buntscheckige und höchst übel erlesene Gesellschaft im thörichtsten Nebeneinander, denn weder Laune, noch Alter, noch Neigung der Anwesenden stimmt zusammen." Es könnte sein, äußerte Friedrich Wilhelm später, daß dem Prinzen des Königs Gesellschaft nicht anstehe; „es wäre wahr, er hätte keine französischen Manieren, könnte auch keine Bonmots hervorbringen; das halte er aber auch für die größte Bärenhäuterei, er sei ein deutscher Fürst und wolle als solcher leben und sterben." Daß der Sohn über ihn hinwegzusehen, über seine Eigenheiten und kleinen Schwächen zu spotten begann, schmerzte den Vater vielleicht am meisten.

Wie anders hatte sich doch das Verhältnis zwischen beiden gestaltet, als Friedrich Wilhelm es sich einst gedacht hatte! Sein Sohn, so hatte er es sich gewünscht, sollte „brüderliche Liebe" zu ihm empfinden, sollte sein Freund werden. Geradezu mit Eifersucht hatte er dem vorzubeugen gesucht, daß das Kind zu der Mutter größeres Zutrauen fasse als zu dem Vater; deshalb hatten die Erzieher ein für allemal die Weisung erhalten, ihrem Zögling, so oft er Anlaß zur Unzufriedenheit gab, immer nur mit einer Klage bei der Königin zu drohen: „und müssen sie ihn mit derselben allezeit schrecken, mit mir aber niemalen" — eine Vorschrift, die in ihrer liebenswürdigen Naivität einen rührenden Einblick gewährt in die Tiefen des weichsten Herzens unter der rauhesten Brust. Der Vater bettelte nahezu um die Liebe des Kindes; er glaubte von sich versichern zu dürfen, daß er alles

gethan habe, das Vertrauen des Prinzen, „ja sozusagen dessen Gnade“ zu gewinnen. Jetzt war statt der brüderlichen Liebe „scheue Furcht, knechtischer Respekt und Submission“ zuwege gekommen, gerade das, was der Erziehungsplan abgewendet wissen wollte. Des Sohnes Auge senkte sich, wenn es den Vater erblickte, und dieser litt in nicht mehr bezähmbarer Abneigung seinen Erstgebornen beim Mahle nicht an seiner Seite, sondern wies ihm den Platz unten an der Tafel an. Schon hieß es, der bloße Anblick des Sohnes sei dem Vater unerträglich. Als demnächst die Sachen zum Aeußersten trieben, da hat Friedrich Wilhelm Gott und die Menschen zu Zeugen angerufen, daß ihn keine Schuld treffe: „Ich habe vor Gott und der Welt ein rein Gewissen, ich habe vermahnet, ich habe gestrafet, mit Güte und Gnade, es hat alles nichts geholfen; ich habe mehr als hundert Zeugen, das ist meine Konsolation.“ Durfte er so leicht sich trösten? Oder verteilte sich die Schuld vielmehr auf beide Seiten und traf dann den Vater härter als den Sohn, den gereiften Mann härter als den unfertigen Knaben? Dieser König, welcher einst seinem Feldmarschall die brüske Behandlung preußischer Offiziere verwies, „die um die Ehre dienen“, der König, der seine neuen Kriegsartikel nur für die Unteroffiziere und Gemeinen erließ, die Offiziere dagegen lediglich auf ihre Pflicht und Ehre wies, der König, dessen Dienstreglement den Offizier von dem unbedingten Gehorsam gegen den Vorgesetzten ausdrücklich lossprach für den Fall, daß er an seiner Ehre angegriffen würde, derselbe König mißhandelte einen Offizier von seiner Armee mit Schimpfworten und mit Schlägen, weil dieser Offizier sein Sohn war. Und doch that derselbe seinen Dienst keineswegs ohne Eifer und Umsicht, das erkannte der Kriegsherr öffentlich an, und jedenfalls war in der Armee kein Offizier, der eine lebhaftere Empfindung für persönliche Würde hatte, als das junge edle Blut, das solche Kränkung dulden mußte.

Der Vater war gewöhnt, daß die Kinder des Abends ihm gute Nacht zu wünschen kamen. Im Winter von 1729 auf 1730 versuchte der Kronprinz, der auf eine freundliche Begrüßung nicht mehr rechnen durfte, sich dieser Ordnung zu entziehen. Bis ihn der König eines Abends bei den Haaren packte und

ihn zu Boden warf: so mußte er seinem Züchtiger die Füße küssen und um Verzeihung bitten; dazu ward er mit den Worten angeherrscht: „Ich traktiere Euch wie mein Kind, aber nicht wie einen Offizier."

Friedrich Wilhelm hat es als seinen pädagogischen Grundsatz ausgesprochen, daß er seinem Tadel so viel Oeffentlichkeit als möglich gegeben habe. Er schalt den Prinzen vor der Dienerschaft, dann vor den Offizieren seines Regiments, vor den Generalen, schließlich, wie er sagt, „vor allen Leuten". Er sagte ihm unbarmherzig, ein anderer Offizier, dem des Königs Gesicht mißfalle, könne seinen Abschied nehmen; aber er, der Prinz, der Sohn, müsse wohl oder übel bleiben und sich dem Könige „konformieren", oder er werde ein saures Leben haben.

Das Maß der Verschuldung von jener Seite war voll, als Friedrich Wilhelm einst einer Züchtigung in haltlosem Jähzorn das arge Wort folgen ließ: Wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich totgeschossen; aber Friedrich achte nichts, er lasse sich alles gefallen.

Der Kronprinz hat nachher gesagt, was ihm am meisten nahe gegangen, sei gewesen, daß ihm der König eines Nachmittags gesagt: „Er wisse, daß Leute ihm vorsagten, es würde besser werden und Se. Majestät gnädiger mit ihm umgehen mit der Zeit. Die aber wären seine Feinde, die das sagten. Se. Majestät würden vielmehr alle Tage härter werden." Der König hatte geschlossen: „Und Ihr wisset, daß ich mein Wort halte."

Am Neujahrstage 1730 nahm der König Veranlassung, den Oberstleutnant von Rochow zur Vorsicht zu ermahnen, vor dem Prinzen zu warnen. Er argwöhnte einen Fluchtplan.

In der That hatte Friedrich sich mit solchen Gedanken bereits vertraut gemacht. Da trat noch einmal eine Wendung ein, die eine befriedigende Lösung hoffen ließ.

II.

Der Fluchtversuch.

Das Frühjahr 1730 brachte unerwartet eine dem Kronprinzen Friedrich sehr willkommene Annäherung zwischen dem Berliner Hofe und dem König von England, gegen den Friedrich Wilhelm I. soeben noch das Schwert zu ziehen willens gewesen war: Ende August 1729 waren 44 000 Preußen mobil gemacht worden.

Das war geschehen, als man in Hannover preußische Werber festhielt, weil die Auslieferung der zehn zum preußischen Kriegsdienst gepreßten hannöverischen Landeskinder, der zehn Aussätzigen des Evangeliums, wie man in Berlin spottete, auf sich warten ließ, und als die Hannoveraner von einer umstrittenen Wiese an der Grenze zwischen der Altmark und dem Lüneburgischen das Heu, welches die Preußen gemäht, unter dem Schutz von Roß und Reisigen in kurbraunschweigische Scheunen entführt hatten. Die Streitpunkte waren kleinlich, aber die persönliche Gereiztheit auf beiden Seiten war groß und die allgemeine politische Lage sehr ernst. Jeder Tag konnte zwischen England und dem Kaiser den Ausbruch des Krieges bringen. Dem Wiener Hof mußte in diesem Augenblicke ein Bruch zwischen Berlin und Hannover sehr erwünscht sein; wäre Preußen dann doch unzertrennlich an die Sache des Kaisers gebunden gewesen. Auch von Dresden aus, wo man zur Zeit auf das Haus Oesterreich schwor, wurde Oel in das Feuer gegossen. Prinz Eugen von Savoyen erbot sich, nach Berlin zu kommen, um sich mit dem König von Preußen wegen der Kriegsgefahr zu bereden, und

Manteuffel, der Minister Augusts II., riet in einem Briefe an Grumbkow, „dem Engelsmann so lange auf den Fuß zu treten", bis er zuerst losschlagen würde.

Diese Leute waren dann auch wenig zufrieden, als die Streitenden ihren Hader auf gütlichen Vergleich aussetzten; die Hoffnung der Zuschauer, am „preußischen Feuer ihre Eier zu kochen", war jetzt dahin. Seckendorff zeigte in Berlin Briefe Eugens, in denen es hieß, man habe den König von Preußen bei dieser Gelegenheit kennen gelernt und gesehen, daß mit dergleichen Herren, die von einem Tag zum andern sich änderten, nicht viel Staat zu machen sei. Und jener Manteuffel erlaubte sich die Aeußerung, es sei des Königs natürliche Feigheit und die Geschicklichkeit der Königin und ihrer Partisane, die diese Blamage zustande gebracht.

„Gottlob, daß die Sache einmal zu Ende ist," sagte Friedrich Wilhelm, als Ende März 1730 England endgültig erklärte, den Schiedsspruch zweier unparteiischer Reichsfürsten — man hatte sich nach Gotha und Wolfenbüttel gewandt — annehmen zu wollen. Wenige Tage später, am 2. April, traf ein englischer Oberst, Sir Charles Hotham, in außerordentlicher Sendung in Berlin ein, um jetzt, nach der Wiederaussöhnung der beiden Höfe, die Verhandlungen wegen einer Familienverbindung zu führen, wie sie für die Prinzessin Wilhelmine und den Prinzen von Wales, aber ausdrücklich nur für dieses eine Paar, ein Schreiben der Königin Sophie Dorothee an die Königin Karoline schon am 17. Dezember wieder in Anregung gebracht hatte. Das geschäftige Gerücht wollte bereits wissen, daß Preußen den Bund mit dem Kaiser aufgeben und wieder zu England übertreten werde.

Zwei Tage nach seiner Ankunft, am 4. April, erhielt Hotham zu Charlottenburg vor Beginn der Hoftafel seine erste Audienz. Beim Mahle brachte der König einen Trinkspruch aus, dessen Bedeutung er nachher, namentlich dem kaiserlichen Gesandten Seckendorff gegenüber, abzuschwächen versucht hat; die Anwesenden hatten insgesamt die Worte als eine Ankündigung der Verlobung zwischen der Prinzessin Wilhelmine und dem Prinzen von Wales aufgefaßt. Tags darauf verhandelte Hotham mit den preußischen Ministern. Sie erklärten ihm die Bereitwillig-

keit ihres Gebieters, eine Werbung um die Hand seiner Tochter entgegenzunehmen, und Hotham sprach in seinem Berichte nach London seine Ansicht dahin aus, daß Friedrich Wilhelm sich auch für eine Doppelheirat unter Umständen gewinnen lassen werde. Am 5. Mai hielt der Gesandte im Auftrage des Prinzen von Wales um die Prinzessin förmlich an; er fügte hinzu, daß sein König, um sich noch enger mit dem preußischen Hause zu verbinden, auch geneigt sei, eine seiner Töchter dem Kronprinzen Friedrich zur Gattin zu geben und sie zur Statthalterin seines Kurfürstentums zu ernennen; dort in Hannover möge dann das junge Paar seinen Hof aufschlagen. Ein Plan, den man zur Sprache brachte, weil der Kabinetssekretär Marschall von einer angeblichen Aeußerung des Königs erzählt hatte, die dem Vorschlage freundliche Aufnahme zu verheißen schien.

Friedrich Wilhelm hatte aber gegen die Vermählung seines Sohnes mit einer englischen Prinzessin das gewichtige Bedenken, daß die an den glänzenden Zuschnitt der Londoner Hofhaltung gewöhnte Schwiegertochter auch in Berlin größeren Aufwand verlangen und veranlassen werde, der dann etwa zu einer Verringerung der Armee führen könnte, und damit werde der preußische Staat „den Krebsgang" gehen. Der platonischen Schwärmerei seines Sohnes für die britische Cousine setzte er die unbarmherzige Prosa entgegen: „Wie kann man ein Mensch lieb haben, das man niemals gesehen? Possen!" Und als die Verwandten in London den Wunsch zu erkennen gaben, ein Bild des preußischen Kronprinzen zu besitzen, erklärte der König, man solle für die Königin von England „eine große Meerkatze" malen lassen: „das ist sein Porträt."

Den Standpunkt, den er von vornherein einnahm, verließ er auch jetzt nicht. Er ließ Hotham auf sein Anbringen sagen, daß er die Werbung um die Prinzessin annehme; für die Vermählung seines Sohnes stellte er Bedingungen. Er behielt sich vor, die Zeit dazu zu bestimmen; sein Sohn müsse sich erst hervorthun und die zur Gründung eines Hausstandes nötigen Eigenschaften erwerben; man solle ihn erst dreißig Jahre alt werden lassen. Die Heirat auf zwölf Jahre hinausschieben, das hieß allerdings nichts anderes, als den Antrag ablehnen. Zudem

knüpfte der König seine Zustimmung noch an zwei Voraussetzungen politischer Natur: die Bürgschaft Englands für die preußische Nachfolge in Berg und die Beilegung der Streitigkeiten zwischen Georg II. und dem Kaiser. Den Vorschlag, die Neuvermählten in Hannover Hof halten zu lassen, erklärte der König nicht annehmen zu können, weil die Welt glauben würde, er wolle oder könne seinen Sohn nicht ernähren; auch möchte des Prinzen Aufenthalt in der Fremde ihn in den Augen der preußischen Unterthanen zu einem Fremdling machen, wie er denn selber dort mit den Grundsätzen unbekannt bleiben würde, nach denen er einst sein Land regieren müsse. Gegen Seckendorff schalt er den englischen Antrag wegen der hannöverschen Statthalterschaft „impertinent"; doch legte er dem kaiserlichen Gesandten die Gründe dar, weshalb man das Anerbieten nicht völlig verworfen habe.

„Die Londoner Anträge sind verworfen, die Berliner Werbung nicht angenommen worden", so faßte der französische Gesandte Sauveterre am 26. Mai den Stand der Verhandlung zusammen.

Wer hatte ein stärkeres Interesse als Prinz Friedrich, die Verhandlung nicht ins Stocken geraten zu lassen? Die Statthalterschaft in Hannover mit einer selbständigen Hofhaltung nach dem leuchtenden Vorbilde von St. James, gewiß ein verlockendes Bild! Aber selbst wenn für ihn dieser Traum sich nicht verwirklichen ließ, so hing allemal das Geschick der Lieblingsschwester von der jetzigen Verhandlung ab, und so glaubte der Prinz alles daran setzen zu sollen, den harten Sinn der Engländer, die von dem Jaworte der Prinzessin ohne die Zusage für die zweite Ehe nichts hören wollten, zu erweichen. Kaum hatte Hotham den wenig befriedigenden Bescheid auf seine Doppelwerbung vom Könige, so schickte der Kronprinz zu ihm und ließ ihm sagen, er möchte den König und die Königin von England seines Dankes für die unendlichen Verpflichtungen versichern, die sie ihm auferlegt hätten; zugleich lasse er sie um Gottes willen bitten, die Vorschläge seines Vaters nicht zu verwerfen, so unvernünftig dieselben auch sein möchten. Weiter aber, der Prinz hatte schon vorher die bestimmtesten Versicherungen abgegeben, er sei bereit, jede Verpflichtung über die Zurückzahlung der

Summen zu übernehmen, die sein Oheim von England für seine Rechnung vorschießen werde; denn nur nach diesem Gelöbnis hatte das großmütige England die hannöversche Statthalterschaft und die Bestreitung der Hofhaltungskosten dem Könige von Preußen angeboten. Und endlich hatte Friedrich bereits während des Winters die schriftliche Zusage nach London gesandt, in keinem Falle einer anderen Frau die Hand zu reichen, als der ältesten britischen Prinzessin.

Wenn nun dieser Umstand in London nicht geheim blieb, dem preußischen Residenten zu Ohren kam, durch diesen an Grumbkow gemeldet und durch Grumbkow als Gerücht und nur in Andeutungen dem Könige zugeflüstert wurde, so folgten unvermeidlich neue, diesmal nur zu wohl berechtigte Zornesausbrüche gegen den Kronprinzen. Der aber wußte wieder keinen anderen Rat, als Schuld auf Schuld häufend, von neuem bei Hotham, und zwar schriftlich, um Hilfe zu flehen: „Ich bin auf unerhörte Art von dem Könige behandelt worden und weiß, daß schreckliche Dinge sich gegen mich anspinnen, anläßlich gewisser Briefe, die ich vorigen Winter geschrieben habe.“ Er beschwor Hotham, auf die getrennte Behandlung der Heiratsfrage einzugehen, und wiederholte seine Zusage, nie eine andere Gattin wählen zu wollen, als die Prinzessin Amalie von England.

Am 27. Mai sandte Hotham diesen bedenklichen Brief nach London. Unmittelbar darauf begleitete der Kronprinz und das diplomatische Corps den König nach Mühlberg, zu der feenhaften Schaustellung kriegerischen Getümmels und höfischer Somptuosité, die König August von Polen seinem soldatischen Nachbarn zu Ehren einen ganzen Monat hindurch veranstaltete. Von nah und fern waren die Zuschauer herbeigeströmt, gaffendes Volk und vornehme Gäste; unter den letzteren auch ein junger Edelmann aus den österreichischen Erblanden, den der preußische Kronprinz bei diesem Anlasse zum erstenmal sah, der damals neunzehnjährige Graf Wenzel von Kaunitz-Rittberg.

Als Begleiter des Markgrafen Heinrich von der Schwedter Linie des königlichen Hauses befand sich in dem preußischen „Hauptquartier“ der Leutnant von Katte von den Gardereitern, dem stolzen Regiment der Gensdarmen. Acht Jahre älter als

der Kronprinz, war Hans Hermann von Katte ihm seit etwa einem Jahre näher bekannt und wurde sein vertrautester Freund, seit der König im letzten Winter den Pagen Keith, dessen Einfluß auf seinen Sohn er für verderblich hielt, als Leutnant zu einem Regiment nach Wesel geschickt hatte. Früher hatte der Kronprinz, wie Katte annahm, ein Vorurteil gegen ihn gehabt, bis einige Offiziere von der Potsdamer Garde, Kattes ehemalige Schulkameraden vom Hallischen Pädagogium, wie Wietersheim und Ingersleben, dem Prinzen eine günstigere Meinung von ihrem Freunde beibrachten. Als Friedrich sich in Berlin ein paarmal mit ihm unterhalten hatte, fanden sich bald mancherlei Berührungspunkte. Wie der Prinz, so hatte auch Katte viel gelesen. Mit einem ausgesprochenen Interesse für die Mathematik und Mechanik, das des Prinzen Lehrer Senning durch seinen Unterricht noch reger machte, verbanden sich künstlerische Anlagen; er musizierte, er verstand sich auf Friedrichs Lieblingsinstrument, die Querflöte, er malte, er hat ein Pesnesches Porträt der Prinzessin Wilhelmine für den Kronprinzen kopiert. Gewandt mit der Feder, schlagfertig mit dem Munde, stimmte er auch darin zu dem Prinzen, daß er seinen Scharfsinn gern in Verfechtung von gewagten Behauptungen glänzen ließ. Seine Grundsätze sollen locker gewesen sein, aber sein Gemüt blieb warm und empfänglich; die Eindrücke des Augenblicks bestimmten ihn wohl nur allzu leicht. Daß hoher Ehrgeiz ihn beseelte, hat er nicht in Abrede gestellt. Sohn eines Generals, Enkel eines Feldmarschalls, nunmehr der Busenfreund des Thronerben, durfte der junge Gardeoffizier das Phantasiebild seiner Zukunft sich mit den glänzendsten Farben malen. Doch war es nicht abwägende Berechnung, sondern warme, unverfälschte Hingebung, was ihn an seinen erlauchten Freund fesselte. Der junge Prinz muß eine hinreißende Gewalt über seine täglichen Gefährten, die etwa gleichaltrigen Offiziere, ausgeübt haben; sie schworen auf ihn. Einer der Potsdamer Kameraden, der Leutnant von Spaen, hat gegen Katte geäußert, er habe den Prinzen so lieb gewonnen, daß er es schwerlich über sich vermögen würde, lange Zeit ohne ihn zu sein. Katte selbst hat gesagt, wenn der Prinz über sein trauriges Los zu weinen begonnen habe, dann habe das Mit-

gefühl auch ihn übermannt, und wenn dann der Prinz so inständig gebeten habe, so könne er nicht leugnen, „daß die große Liebe, so ich zu ihm trüge, mich ganz attendriret hätte, daß ich es ohnmöglich refusiren können".

Schon im Dorfe Coßdorf, wo der König mit seinem Gefolge vor der feierlichen Einholung in das Radewitzer Lustlager die Nacht auf den 31. Mai zubrachte, fand der Kronprinz am Abend kurz vor dem Schlafengehen Gelegenheit, unvermerkt mit Katte zu sprechen. Wenn wir diesem glauben dürfen, war es hier das erste Mal, daß der Prinz die Absicht, zu entweichen, ihm gegenüber aussprach. In der That hatte er im vergangenen Winter bei den Vorbereitungen zu einer Flucht nicht die Bemühungen Kattes, sondern die jenes Leutnants von Spaen in Anspruch genommen; der mußte damals in Leipzig einen Reisewagen bestellen.

Im Lager selbst kam der Prinz gleich in den ersten Tagen zu zwei verschiedenen Malen gegen Katte auf den heiklen Gegenstand zurück. Dann ließ er den Freund einige Zeit in Ruhe, um sich wieder seinen britischen Helfern anzuvertrauen, Hotham und dem Attaché Guy Dickens.

Hotham empfing hier im Lager die Erwiderung seines Hofes auf die im Mai nach London gesandten Erklärungen des Königs von Preußen; er übergab die Antwort am 14. Juni in einer schriftlichen Note. Darin hieß es, daß die Streitigkeiten zwischen England und anderen Mächten mit der Heiratsangelegenheit nichts zu thun hätten. Die eine Heiratsverhandlung lasse sich von der anderen nicht trennen; da der König es abgelehnt habe, seinen Sohn in Hannover residieren zu lassen, so habe man in London nichts dagegen, die ihm zugedachte Prinzessin nach Berlin zu schicken. Hotham erreichte durch diese Note nichts, als daß der König ihm den im Mai mündlich erteilten Bescheid jetzt schriftlich ausfertigen ließ und im Eingang des Schriftstückes mit Nachdruck die Erwartung aussprach, der Gesandte werde sich erinnern, daß sein Auftrag durch ein Schreiben der Königin von Preußen an Ihre Großbritannische Majestät veranlaßt worden sei, und daß dieser Brief nur von der Vermählung der Prinzessin Wilhelmine gesprochen habe.

Mit dieser Erklärung des Königs schickte Hotham noch an dem Tage, da er sie entgegengenommen, am 16. Juni, den Kapitän Guy Dickens nach London. Zugleich aber war der Kurier der Ueberbringer einer neuen Botschaft des Kronprinzen. In einem Berichte vertraulichsten Inhalts meldete Hotham, der Prinz habe Guy Dickens heimlich in sein Zelt gezogen und ihm eröffnet, daß er die empörenden Gewaltthätigkeiten seines Vaters nicht länger ertragen könne; so gedenke er, während der Reise nach Ansbach und Stuttgart, auf der er den König binnen kurzem begleiten solle, nach Straßburg zu entfliehen, sechs Wochen oder ein paar Monate in Frankreich zu verweilen und dann nach England zu gehen. Er ließ die Hoffnung aussprechen, man werde in London so handeln, daß seine Schwester Wilhelmine vom Verderben errettet bleibe. Er bat um die Verwendung Englands bei Frankreich.

Guy Dickens war unterwegs, die Antwort aus London konnte hier in Radewitz während des Manövers nicht mehr eintreffen. Es ward dem Prinzen schier unerträglich, sie abzuwarten. Von neuem bestürmte er seinen Katte, ihm zu sofortiger Flucht behülflich zu sein.

Der Oberstleutnant von Rochow, sein dienstlicher Begleiter, bezeugt uns, daß der Prinz eines Abends „ganz außer sich" vom Könige zu ihm kam. Rochow suchte den Verzweifelnden zu beruhigen; er bat ihn, in der ersten Erregung nichts zu beginnen, was früher oder später ihm selbst am ersten leid thun möchte.

Jene Aeußerung des Königs, daß der Prinz sich Ehren halber bei solcher Behandlung totschießen müsse, ist eben hier im sächsischen Lager gefallen. Der König schalt nicht bloß, sondern, wie er es sich nun einmal angewöhnt hatte, er schlug. Selbst hier, wo man nicht zu Hause war, wo aller Augen auf den Vater und den Sohn gerichtet waren. Noch nach langen Jahren hatte Friedrich nicht vergessen, wie ihn sein Vater eines Tages schlug und bei den Haaren riß, und wie er in diesem zerzausten Zustande gezwungen war, über die Parade zu gehen. Grausamer Hohn der Etikette, wenn dann eben an der Stätte solcher Demütigungen die sächsische Gastfreundschaft den Prinzen

mit den prunkendsten Ehrenbezeugungen überschüttete und ihm an diesen üppigen Galatafeln den vornehmsten Platz nach den beiden Königen zuwies. Schon aber sah er sich auch in diesem Vorrecht seiner Geburt bedroht; ist doch hier in Sachsen einmal das Ansinnen an ihn gestellt worden, auf sein Erbfolgerecht Verzicht zu leisten.

Bei allem Mitleid, das Rochow mit dem Prinzen hatte, beobachtete er jeden seiner Schritte aufs gewissenhafteste und argwöhnischte. Die vertrauten Beziehungen zu Katte waren ihm nicht unbekannt; bereits hatte er sowohl, wie Kattes Kommandeur von Pannewitz, den jungen Offizier gewarnt; jetzt nahm ihn Rochow bei seiner Ehre und ersuchte ihn, seinerseits mitzuwirken, um zu verhüten, daß der Prinz sich nicht zu einem Schritt der Verzweiflung hinreißen lasse. Aber in unseliger Verblendung lieh der Schwache immer von neuem dem Drängen des ruhelosen Prinzen sein Ohr, gewiß immer in dem Selbstbetrug und mit dem Entschuldigungsversuch die Fäden doch in der Hand zu behalten und im letzten Augenblicke das gefährliche Gespinst noch zerreißen zu können. Aus Leipzig verschaffte er eine Liste der Poststationen zwischen dort und Frankfurt am Main, die nachmals unter seinen Papieren gefunden worden ist. Aber ohne den Befehl des Ministers Grafen Hoym durfte das Feldpostamt zu Glaubitz an niemand Pferde zum Verlassen des Lagers verabfolgen. Sowohl der Prinz wie Katte sprachen mit dem Minister auf dem großen Pavillon, von dem aus die fürstlichen Herrschaften und ihr Gefolge das kriegerische Spiel zu überschauen pflegten. Hoym lachte, als er von dem Wunsche „zweier Offiziere" hörte, ganz im stillen einen Ausflug nach Leipzig zu machen; er sagte, er könne ungefähr merken, was das bedeute, und fügte mit Betonung hinzu, der Prinz habe Aufseher. Auch Löwenörn, der dänische Gesandte aus Berlin, nahm Veranlassung, dem Prinzen zu sagen, er treffe seine Vorkehrungen schlecht; seine Ehrenwache sei auf dreißig Ulanen verstärkt, doch nur, um auf ihn achtzugeben.

Inzwischen nahmen die wichtigen Festlichkeiten und die „lustigen Attacken" an beiden Ufern der Elbe ihren theatralischen Verlauf. Als das neue Weltwunder, der gepriesene Riesenkuchen

von vierzehn Ellen Länge, den der starke August hatte backen lassen, „durch einen Zimmermann unter Aufsicht eines Oberlandbaumeisters" kunstgerecht zerlegt und unter Hofstaat und Kriegsvolk aufgeteilt war, folgte am 28. Juni als Schlußbild das gewaltige Treibjagen zu Lichtenberg. Hier bat der Kronprinz den König von Polen, bei dem Vater ein Wort für ihn einzulegen, damit ihm eine Reise nach Italien erlaubt sei. König August kam dem Wunsche nach, Friedrich Wilhelm aber soll nur geantwortet haben: „Ja, wenn Krieg würde." Nachdem man vier Stunden bei Tische gesessen, fuhren die preußischen Gäste durch die Sommernacht nach Potsdam zurück. Vom 2. Juli ab war der Hof in Berlin.

Wenige Tage darauf traf auch Guy Dickens von seiner Kurierreise aus London in Berlin wieder ein, mit den Aufträgen für Hotham an den König und mit Aufträgen für sich selbst an den Kronprinzen. Denn es war nicht anders, als ob der designierte Nachfolger Hothams jetzt bei dem Vater und bei dem Sohne gleichzeitig accreditiert werden sollte.

Dem Könige erklärte Hotham am 9. Juli, an einem Sonntage, auf die preußische Note vom 16. Juni, daß der König von England mit dem Ehebündnis zwischen dem Prinzen von Wales und der Prinzessin Wilhelmine zunächst vorlieb nehmen wolle, wenn nur die Heirat des Kronprinzen Friedrich mit einer seiner englischen Basen wenigstens für die Zukunft, und zwar binnen einem nicht allzulangen Zeitraume, zugesagt werde. Gewiß hatte das bisherige Verhalten des Kronprinzen in dieser Angelegenheit, seine Heimlichkeiten mit einem fremden Hofe, die doch nicht völlig heimlich blieben, des Königs Bedenken gegen die Wahl der englischen Prinzessin steigern müssen. Gleichwohl hat er jetzt die verlangte Zusage thatsächlich erteilt. Er gab sein königliches Wort, daß er die Verbindung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin jeder anderen Heirat vorziehen werde. Da verdarb das dreist zufahrende Ungeschick des britischen Bevollmächtigten im entscheidenden Augenblicke alles, was bereits erreicht worden war.

Die Engländer dachten ihren Einfluß in Berlin von Grund aus zu befestigen. Zu dem Zwecke mußte vor allem Grumbkow

aus der Gunst des Königs verdrängt werden, der mächtigste Fürsprecher der Sache Oesterreichs. Wir hörten, daß Grumbkow den preußischen Residenten in London bestimmt hatte, seine Berichte so abzufassen, daß freundlichere Gesinnungen gegen den englischen Hof bei dem Könige nicht Platz greifen sollten. Auf dem britischen Hauptpostamt zu St. Mary-Axe wurde das Oeffnen der Briefe und diplomatischen Depeschen, die Entzifferung der Geheimschrift mit unübertroffener Kunstfertigkeit betrieben. Was Grumbkow und Reichenbach sich schrieben, kam Wort für Wort den englischen Ministern unter die Augen. Der Inhalt des Briefwechsels war belastend genug. Man beschloß, die beiden damit zu verderben, just wie diese mit ihrem abgekarteten Spiel ihren Gegnern Borcke, Ilgens Nachfolger, und Cnyphausen bei dem Könige „den Garaus zu machen" vorhatten. Cnyphausen war es, durch den Hotham schon Anfang Mai die ersten Proben aus dem zu London durchstöberten Reichenbach-Grumbkowschen Briefwechsel dem Könige zur Kenntnis gab. Reichenbach wurde damals abberufen, aber in allen Ehren; er erhielt eine Ministerstelle im Justizdepartement. Grumbkow stellte die Glaubwürdigkeit der zum Vorschein gebrachten Abschriften kühnlich in Abrede. So hatte man denn in London auf einen Originalbrief Hand gelegt, um mit dieser Angriffswaffe den Versuch zu erneuern.

Montag, den 10. Juli, wurden Hotham und Guy Dickens abermals empfangen. Da Hotham den König bei sehr guter Laune traf, glaubte er, die Stunde wahrnehmen zu dürfen und zeigte ihm im Auftrage seines Gebieters den Brief an Reichenbach von Grumbkows eigener Hand, der ein unleugbarer Beweis für die Echtheit der früher vorgelegten Stücke sein sollte. Der König nahm den Brief, warf einen Blick hinein und sagte in aufwallendem Zorn: „Meine Herren, ich habe genug von dem Zeug." Damit schleuderte er den Brief zur Erde, wandte ohne weiteres den Rücken und verließ das Zimmer.

Hotham, der in dieser Begegnung eine Verunglimpfung seines offiziellen Charakters sah, forderte unverzüglich Pässe und Postpferde und wies alle Versuche, den peinlichen Zwischenfall zu begleichen, mit unnahbarer Hand zurück. In der Frühe des 12. Juli verließ er die preußische Hauptstadt.

Auch der Kronprinz hatte sich vergebens bemüht, den steifnackigen Sohn Albions zu beschwichtigen; am Abend vor der Abreise schickte er ihm durch Katte einen Brief mit der Bitte, durch seinen Fortgang die Sachen nicht noch zu verschlimmern; dem König würde sein Auftreten vielleicht bald leid thun.

An demselben Abend, dem 11. Juli, ließ der Kronprinz, gleichfalls durch Katte, dem Kapitän Guy Dickens die Gesamtziffer seiner Schulden, übrigens bedeutend zu hoch gegriffen, mitteilen, und zwar infolge einer Aufforderung, die Guy Dickens einige Tage vorher — wie es scheint an dem vorgestrigen Tage, dem Sonntag der ersten Audienz Hothams — persönlich an den Prinzen gerichtet hatte: es war um die zehnte Abendstunde, „unter dem großen Portal des Schlosses bei der Stechbahn"; Katte, welcher den Engländer herbeigeführt, ging auf und ab, um die seltsame Audienz nicht überrascht werden zu lassen. Hier unter dem Portal hatte Guy Dickens nun auch die Antwort seines Hofes auf die letzte Botschaft des Kronprinzen übermittelt.

Die schriftliche Instruktion, mit der Guy Dickens für diese Verhandlung versehen war, lautete ganz ausweichend. Er sollte dem Kronprinzen den Inhalt der neuen Vollmachten Hothams mitteilen, die noch einmal die Aussicht auf ein befriedigendes Ergebnis der Heiratsverhandlung zu eröffnen schienen; er sollte den Prinzen bestimmen, sein Vorhaben, die Flucht, inzwischen aufzugeben. Insbesondere der Gedanke, nach Frankreich zu gehen, erfordere reifliche Ueberlegung, und die Kürze der Zeit habe nicht erlaubt, wie es doch unerläßlich sei, die Ansicht des französischen Hofes einzuholen. Wie es scheint, hat Guy Dickens sich seines Auftrages nachdrücklich genug entledigt. Er soll dem Prinzen unter dem Portal mit dürren Worten gesagt haben, daß man ihn in England nicht haben wollte; er möchte sich diese Gedanken vergehen lassen, seine Flucht würde in der gegenwärtigen politischen Lage ein Feuer an allen Ecken von Europa anzünden.

Bezahlte man dem Prinzen jetzt mit englischem Gelde seine Schulden, so wurde seine Lage erträglicher. Dafür verlangte aber Guy Dickens das ausdrückliche Versprechen von ihm, dem

Fluchtplan entsagen zu wollen. Der Prinz versprach das, aber wie er später behauptet hat, nur für den Fall, daß ihn sein Vater auf der beabsichtigten Reise nach Süddeutschland nicht mitnehmen werde. Nachweisbar ist, daß an dem Abend des 11. Juli, da Katte das Schuldenverzeichnis an Guy Dickens gab, der König seinem Sohne seinen Entschluß eröffnet hatte, ihn während dieser Reise daheim zu lassen. Der Prinz dachte nun einen Augenblick daran, Katte mit Aufträgen an Georg II. nach London zu schicken.

Kaum aber war Friedrich Wilhelm mit dem Kronprinzen aus Berlin nach Potsdam zurückgekehrt, so erhielt Katte, am zweiten Tage dieses Potsdamer Aufenthaltes, durch einen Brief des Leutnants von Ingersleben den Befehl, noch heute zu dem Kronprinzen zu kommen. Friedrich erwartete ihn in der Dunkelheit, im Garten zwischen den Hecken. Für den nächsten Morgen, Sonnabend den 15. Juli, war schon seit einer Woche die Abreise des Königs festgesetzt. Der Prinz begann: sein Vater habe sich anders entschieden, er werde den König begleiten. Dann fuhr er fort, er sei den ersten Tag hier in Potsdam wieder so hart und rüde behandelt worden, daß er zuletzt fürchten müsse, seines Lebens nicht mehr sicher zu sein. Er nahm Katte das Versprechen ab, seinem Beispiele zu folgen; er berief sich auf seinen Großvater, den König Friedrich, der auch als Erbprinz in das Ausland gegangen und über dessen Begleiter nachher gleichwohl keine Strafe verhängt worden sei. In wenigen Tagen erwartete Katte, für sein Regiment auf Werbung ausgeschickt zu werden; dann ließ sich das, was der Kronprinz verlangte, leicht ausführen. Zeit und Ort, wo man sich treffen wollte, konnten noch nicht vereinbart werden. Im Fränkischen weilte indes als Werbeoffizier ein Verwandter, der Rittmeister von Katte; dadurch bot sich dem Prinzen die Möglichkeit, dort auf der Durchreise eine Nachricht entgegenzunehmen.

Die Unterredung hatte etwa zwei Stunden gedauert. Mitternacht war vorüber, die Freunde nahmen Abschied; sie haben sich dann nur ein einziges Mal noch gesehen. Katte bestieg sein Pferd, das er während dieser Nachtstunden bei Ingersleben

eingestellt hatte, und ritt nach Berlin zurück. Wenige Stunden später fuhr der König mit seiner Reisegesellschaft nach Leipzig ab.

Am Abend kam der Page Thiele nach Berlin, brachte Katte einige seinem Prinzen gehörige Gegenstände und einen Brief, durch den jener angewiesen wurde, sich in Cannstatt Friedrich anzuschließen. Die Schmuckgegenstände des Prinzen, den polnischen weißen Adlerorden, dessen wertvollste Brillanten herausgebrochen und durch unechte Steine ersetzt waren, und 3000 Thaler an barem Gelde hatte Katte schon früher an sich genommen, weil der Eigentümer diese Sachen auf der Reise nicht bei sich behalten wollte oder konnte.

Ein paar Tage darauf sah Katte die Prinzessin Wilhelmine; sie sagte ihm: „Ich weiß, daß Sie fortgehen, mein Bruder hat mir gesagt, daß Sie fortgehen.“ Und nun erfolgte auch die Frage an Frankreich, die man von London aus trotz der Bitte des Prinzen nicht gestellt hatte. Bei dem französischen Geschäftsträger Sauveterre erschien eine Vertrauensperson — Sauveterre nennt in seinem Bericht vom 18. Juli keinen Namen — und sagte ihm, daß der Prinz angesichts der Grenze schwerlich der Versuchung widerstehen werde, den Staub von den Füßen zu schütteln und den französischen Boden zu betreten. In Sauveterres Schriftwechsel mit dem Versailler Ministerium war dieser Fall bereits zur Erörterung gekommen; Sauveterre konnte deshalb antworten, daß der Prinz auf Gastfreundschaft rechnen dürfe.

Die Reisenden waren am ersten Tage trotz der stürmischen Witterung bis Meuselwitz gekommen, wie der König es sich vorgesetzt hatte. Dort blieb er den Sonntag (16. Juli) und Montag als Gast des Grafen Seckendorff, der sich dann dem Gefolge anschloß. Friedrich Wilhelm reiste zwar eilig, aber methodisch. Ueberall wurden die Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen, in Bamberg am 20. Juli der Domschatz und die Reliquien, für die Besichtigung von Nürnberg war fast ein Tag bestimmt. Am 21. abends fuhr man von Nürnberg nach Ansbach, wo seit einem Jahre des Königs zweite Tochter, die

jetzt erst fünfzehnjährige Prinzessin Friederike, als regierende Markgräfin residierte. Für diesen Besuch ließ sich der König eine volle Woche Zeit.

Hier in Ansbach, am 23. Juli abends gegen zwölf Uhr, empfing der Kronprinz im Schloß auf seinem Zimmer heimlich den Rittmeister von Katte, bei dem ein Brief seines Vetters aus Berlin abgegeben war. Der Prinz las den Brief und verbrannte ihn sofort; er enthielt die Mitteilung, daß der Schreiber den erbetenen Werbeurlaub nicht erhalten habe. Friedrich antwortete ihm, er solle bis auf weitere Nachricht nichts unternehmen. Einige Tage darauf aber schrieb er ihm von Schloß Triesdorf aus, sein Entschluß, zu fliehen, stehe fest; noch eben wieder sei er zu Feuchtwangen, wo die verwitwete Markgräfin von Ansbach Hof hielt, von dem Könige wegen einer Kleinigkeit, als er ein Messer habe zur Erde fallen lassen, hart angefahren worden. Er wies Katte an, nach dem Haag zu gehen und sich dort nach einem Grafen d'Alberville, dem Inkognito des Prinzen, zu erkundigen. Dem Briefe war ein zweiter beigeschlossen, der bei Kattes Fortgang aus Berlin wie aus Versehen liegen bleiben sollte, um gefunden und gelesen zu werden, gleichsam die Apologie der Flucht: der Kronprinz sei von dem Könige so behandelt worden, daß er es unmöglich länger aushalten könne; der Herbstaufenthalt in Wusterhausen werde sich dieses Jahr allem Anschein nach noch schlimmer gestalten, als die Jahre vorher, denn in der Umgebung des Königs seien Leute, die ihn geflissentlich aufhetzten. Ausdrücklich wurden der Kapitän von Hacke und der Oberst von Derschau genannt.

Gleichzeitig sandte der Prinz an den Leutnant von Keith in Wesel, mit dem er fort und fort in Verbindung stand, die Aufforderung, seine Garnison zu verlassen und nach dem Haag zu gehen. Schon vorher hatte Friedrich ihn angewiesen, dort sich an den General von Keppel zu wenden, der früher holländischer Gesandter in Berlin gewesen war. Da er nun aber wußte, daß er Katte in Cannstatt nicht vorfinden werde, so mußte er sich nach einem anderen Begleiter umsehen. Gleich in jener nächtlichen Unterredung zu Ansbach hat er an den Rittmeister von Katte das Ansinnen gestellt, ihn zwischen Sins-

heim und Mannheim mit gesattelten Pferden zu erwarten. Der Offizier wußte, was seine Pflicht war; überdies hatte ihm kurz vorher in Schwabach der Oberstleutnant von Rochow von dem verdächtigen Benehmen seines Vetters gesprochen. Er wies die Zumutung des Prinzen zurück und warnte noch vor dem Zigeunergesindel überall in den Wäldern, das einem einzelnen Reiter leicht gefährlich werden könne. Dann schrieb er an Rochow: „Geben Sie auf alle Art und Weise auf Dero hohen Untergebenen Achtung, damit selbiger keinen Augenblick allein sei, auf der itzigen vorgenommenen Tour."

Für Rochow bedurfte es der Mahnung zur Vorsicht nicht, er war seiner Sache ziemlich sicher. Auch sah er nach Rücksprache mit dem General Buddenbrock und dem Obersten Waldow davon ab, dem Könige von dieser Warnung Bericht zu erstatten.

Page des Königs, an Stelle des nach Wesel versetzten Keith, war jetzt dessen jüngerer Bruder. Er hatte auf der Reise unmittelbar hinter dem königlichen Wagen zu reiten, doch konnte der Kronprinz in den Quartieren hier und da unbemerkt ein Wort mit ihm sprechen oder wenigstens einen Bleistiftzettel ihm in die Hand drücken. Der Page versprach endlich, für den Prinzen und sich selbst Pferde zu verschaffen. An die Ausführung des Vorsatzes konnte erst gedacht werden, wenn man sich dem Rhein näherte. Am 31. Juli erreichte der Reisezug Augsburg; daß die historischen Schlachtfelder von Schellenberg und Höchstädt im Vorbeigehen besichtigt wurden, verstand sich bei Friedrich Wilhelm I. von selbst. Die nächsten Tage waren für einen Besuch an dem württembergischen Hofe zu Ludwigsburg bestimmt. Hier ließ sich der Kronprinz einen roten Reiserock anfertigen; sein Vertrauter hatte sich schon in Augsburg auf seinen Befehl einen blauen Mantel kaufen müssen. Als man am 4. August Ludwigsburg verließ, legte der Kronprinz im Reisewagen in Rochows Gegenwart seinen roten Rock an. Rochow meinte, daß dem Könige dieses Kleidungsstück nicht werde vor die Augen kommen dürfen; der Kronprinz erwiderte, er habe den Rock der Kälte wegen mitgenommen, zog ihn darauf wieder aus und legte ihn unter seinen Sitz.

Bei Heilbronn verließen die Wagen das Neckarthal; im Dorfe Steinsfurth auf der Straße nach Sinsheim ließ der König halten. Von hier aus ließ sich der Rhein in wenigen Stunden erreichen. Die Schlafstätten wurden in den Scheunen zugerüstet, wie Friedrich Wilhelm auf seinen Reisen es liebte. Als er sich zur Ruhe zurückzog, sagte er zu seiner Begleitung: „Schlaft morgen, denn wir haben nicht weit nach Mannheim; wenn wir des Morgens früh fünf Uhr wegfahren, kommen wir tausendmal genug hin." Der Scheune des Königs schräg gegenüber lag die des Kronprinzen.

Früh morgens, noch vor halb drei, erhob sich der Prinz, kleidete sich an und steckte sein Geld zu sich. Neben ihm lag der Kammerdiener Gummersbach. Rochow hatte ihn dafür verantwortlich gemacht, des Nachts auf den Prinzen Achtung zu geben, denn bei Tag werde er schon für denselben einstehen. Auf eine verwunderte Frage des Dieners antwortete Friedrich: „Aber ich will aufstehen, was fragst du danach?" Auch der rote Rock kam wieder zum Vorschein; Gummersbach erinnerte, daß der König denselben nicht sehen dürfe; jener sagte nur: „Ich will ihn anziehen." Inzwischen hatte Gummersbach den Jäger Büttner zu Rochow geschickt. Rochow, der in seinen Kleidern schlief, war zur Stelle, als der Prinz eben aus dem Scheunenthor getreten war; er lehnte in dem roten Rock an seinem Reisewagen, wenige Schritte von der Scheune entfernt. Rochow bot ihm in aller Ruhe guten Morgen und zog ihn in ein Gespräch, der Prinz konnte sich nicht mehr losmachen, sie gingen vor der Scheune auf und ab.

Zu drei Uhr war der Page Keith mit zwei Pferden bestellt. Als Rochow ihn in einiger Entfernung sah, ging er ihm entgegen und fuhr ihn an, was das für Pferde seien, er solle sich damit zum Teufel scheren. Keith log, es seien die Reitpferde für die Pagen. Buddenbrock und Waldow, gleichfalls bereits wach, waren zu diesem Verhör hinzugetreten.

Auch Graf Seckendorff trat jetzt auf die Dorfstraße heraus, und Rochow fragte ihn scherzend, wie Sr. Excellenz des Kronprinzen Aufzug gefalle. Bis der König aufstand, war der rote Rock wieder aus dem Gesichtskreis gebracht.

Friedrich Wilhelm bestimmte, daß sein Sohn, dessen Wagen schwerer war, vorausfahren sollte, und war bei der Abfahrt der Meinung, daß dies geschehen sei, während doch der Prinz noch beim Theetrinken war. Als der König dann in Heidelberg die andere Gesellschaft nicht vorfand, sagte er zu dem Obersten von Derschau: „Wo ist mein Sohn, er muß ja schrecklich stark fahren, wir können ihn nicht einholen; sie werden nicht toll sein und nach Mannheim hereinfahren, ehe ich komme."

Es war etwa acht Uhr geworden, als der König in Mannheim ankam, immer stärker befremdet, den Prinzen nicht zu sehen. Seinen Gast zu beruhigen, schickte der Kurfürst von der Pfalz einen Bereiter auf die Straße ins Neckarthal. Um halb elf Uhr endlich waren die Nachzügler da und der König gab sich zufrieden. Gemeinschaftlich sah man sich in der Stadt um; der Prinz drängte sich an den Pagen mit einem neuen Bleistiftzettel heran: Keith sollte Postpferde bestellen.

Dem aber rührte sich das Gewissen, als er am nächsten Tage — es war der Sonntag — mit dem Könige im Gottesdienste saß. Als sie aus der Kirche heimkamen, warf er sich seinem Herrn zu Füßen und gestand ihm, was vorgewesen war.

Indes mußte man unverzüglich an der kurfürstlichen Tafel erscheinen. Erst im Vorzimmer ward der König des Oberstleutnants Rochow ansichtig und zog ihn in eine Fensternische. Er sagte ihm, der Friedrich habe desertieren wollen, er wundere sich, daß man ihm nichts davon gesagt; Rochow werde mit seinem Kopf, Hals und Kragen dafür verantwortlich sein, den Prinzen ins Preußische, nach Wesel zu bringen, lebendig oder tot. Hier wäre nicht lange Zeit, davon zu sprechen. Auch Buddenbrock und Waldow, das mußte Rochow in des Königs Namen ihnen sagen, sollten gleich ihm verantwortlich sein. Rochow entgegnete, er habe seine Vorsichtsmaßregeln schon getroffen und könne sich auf die Dienerschaft verlassen; der Prinz solle ihnen nicht entkommen und würde ihnen auch nicht entkommen sein.

An diesem Sonntag kamen mehrere französische Offiziere aus dem benachbarten Landau nach Mannheim. Erregt, wie er war, brachte der König ihr Erscheinen mit dem Fluchtplane

in Verbindung und war erleichtert, als er am Abend nach Darmstadt fuhr. Dort begrüßte er seinen Sohn mit den Worten, er wundere sich, ihn noch zu sehen, habe geglaubt, er wäre schon in Paris. Der Prinz antwortete keck, wenn er gewollt hätte, so könnte er sicherlich jetzt in Frankreich sein. Es gelang ihm, während des eintägigen Aufenthaltes am hessischen Hofe dem Pagen wieder einen seiner Zettel in die Hand zu spielen: es sähe schlecht um sie aus, Keith möchte machen, daß sie fortkämen.

Am Dienstag, den 8. August, früh um sieben Uhr, war man in Frankfurt. Der Prinz mußte mit seinen Offizieren unverzüglich die auf dem Main bereit liegende Jacht besteigen. Der König eilte durch die Stadt, besuchte den Römer und ließ sich die goldene Bulle zeigen. Schon um neun Uhr fuhr die ganze Reisegesellschaft, vierundzwanzig Personen, stromabwärts.

Trauriger ist wohl nie eine Lustfahrt auf dem Rhein gemacht worden. In zwei Tagen war Bonn erreicht; hier erwartete der Kurfürst von Köln den hohen Besuch. Der Kronprinz durfte nicht fehlen; „mit der größten Geduld" hörte er beim Aussteigen alle die harten Reden an, mit denen seinen Begleitern befohlen wurde, ihn lebendig oder tot an Bord zurückzubringen. Auch Graf Seckendorff hatte dabei gestanden; jetzt wandte sich der Prinz an seinen alten Widersacher und bat um das Fürwort des vielgeltenden Mannes. Er erklärte unumwunden, daß er allerdings den festen Vorsatz zur Flucht gehabt habe, weil er als ein Prinz von achtzehn Jahren es nicht mehr ausstehen könne, vom Könige, wie noch jüngst im sächsischen Lager, mit Schlägen gemißhandelt zu werden.

Der kaiserliche General sagte seine Vermittlung zu und glaubte am nächsten Tage (11. August) in Mörs den König schon beschwichtigt zu haben. Da erfuhr man auf der Weiterfahrt, in Geldern, daß der Leutnant von Keith, den jener Brief des Prinzen aus Triesdorf erreicht hatte, seit dem 6. August aus Wesel verschwunden war. Sofort erkannte der König den Zusammenhang mit dem Steinsfurter Fluchtversuch. Auf Nachsicht war jetzt nicht mehr zu rechnen.

Friedrich wurde nach Wesel vorausgeschickt. Am 12. abends

war auch der König in der Festung angelangt. Trotz der vorgerückten Stunde — es war halb neun Uhr — unterwarf er auf der Kommandantur den Prinzen einem ersten förmlichen Verhör. Man erzählt, daß ein Augenblick eintrat, wo der Generalmajor von der Mosel, der Kommandant, sich zwischen den Vater und den Sohn werfen mußte, um den Prinzen mit seinem Leibe zu decken. Das Protokoll des Verhörs besagt, daß der König ihn „auf das ernstlichste" ermahnte, „Gott, seinem Herrn und seinem Vater die Ehre zu thun und alle Umstände der vorgehabten Desertion auf Pflicht und Gewissen zu gestehen."

Was der Prinz gestand, war dem König noch nicht genug. Friedrich blieb dabei, daß er sich nach Frankreich habe begeben wollen; so habe er auch seine Einverstandenen, Katte und den entwichenen Keith, dorthin, nach Straßburg beschieden. Katte hatte selbst sich verdächtig gemacht; denn schon in Frankfurt erfuhr der König aus dem Berliner Thorzettel von der Abreise des Dieners, den Katte mit der Botschaft für den Prinzen an seinen Vetter geschickt hatte.

Das Ergebnis dieser ersten Vernehmung war, daß der König jetzt den Arrest über seinen Sohn verhängte. Zwei Posten mit aufgepflanztem Bajonett zogen vor der Thür seines Zimmers im Kommandantenhause auf. Gleich in der Frühe des anderen Tages wurde durch den Obersten von Derschau die Befragung fortgesetzt; der König wollte den Gefangenen nicht mehr sehen. Der Königin, seiner Gemahlin, machte er eine briefliche Mitteilung, die uns nicht erhalten ist; die Oberhofmeisterin erhielt den Auftrag, ihre Gebieterin schonend vorzubereiten. Friedrich Wilhelm schrieb ihr:

„Meine liebe Madame de Kamke, ich habe leider das Unglück, daß mein sohn hat desertiren wollen mit den pagen Keut, ich habe ihn aretiren lassen, ich habe meine Frau geschrieben, sie mus es ihr von weiten vohrbringen, wan es auch ein par tage tauren solte, das sie nicht von krank wird, der ich stehts ihr ergebener Freund bin Fr. Wilhelm."

Es folgte am 15. August ein drittes Verhör, als die bestimmte Nachricht eingelaufen war, daß der Leutnant Keith nicht nach Landau oder Straßburg, sondern nach Amsterdam

gegangen sei, „also vermutlich nach England". Derschau mußte dem Prinzen vorhalten, daß er somit an dem ersten Abend „nicht, wie er versprochen, die reine Wahrheit gesagt".

Der König glaubte die Hand der Engländer im Spiele; er scheint eine weitverzweigte Verschwörung angenommen, vielleicht gar einen Anschlag gegen sein Leben geargwöhnt zu haben. Aber zu einer Palastrevolution russischen Stils hätte es am Berliner Hofe an allen Voraussetzungen gefehlt, trotz der vor einigen Jahren ausgesprochenen Behauptung des französischen Gesandten Rothenburg, daß alles dazu sich vorzubereiten scheine. Der Prinz setzte am 19. August einen Brief auf, in welchem er versichert, „daß ich eine solche böse Intention, wie gemeinet wird, niemals gehabt habe". In einem erneuten Verhör wies er an diesem Tage die Anschuldigung, er habe nach England gehen wollen, nochmals zurück. An die Aufhebung des Arrestes, um die er zu bitten wagte, war nicht zu denken; vielmehr ward er jetzt noch strengerer Haft entgegengeführt.

Der General Buddenbrock erhielt den Auftrag, seinen Gefangenen quer durch Deutschland nach Küstrin zu eskortieren. Immer in der Voraussetzung dunkler politischer Zusammenhänge verbot ihm der König, die hannöverschen und hessischen Gebiete zu berühren. Die Möglichkeit eines Ueberfalles, eines Entführungsversuches, blieb auch so nicht außer Betracht; für diesen Fall, beim Angriff einer Uebermacht, erhielt Buddenbrock den Verhaltungsbefehl, dahin zu sehen, „daß die anderen ihn nicht anders als tot bekommen". Der Aufbruch dieses Kommandos aus der Festung wurde so geheim gehalten, daß in den Zeitungen sich die Nachricht verbreiten konnte, es sei eine hohe Person aus dem Gefolge des Königs in Wesel zurückgeblieben. Man fuhr Tag und Nacht, bis Halle ohne Aufenthalt. Nur auf freiem Felde, „wo man um sich sehen kann und keine Hecken und Büsche sind", durfte gehalten werden, um dann im Wagen selbst von der mitgenommenen kalten Küche zu zehren.

Der König nahm mit seinen Begleitern einen anderen Weg. Er besichtigte bei Lippstadt seine westfälischen Regimenter und klagte in Dessau dem Fürsten von Anhalt sein Leid.

Noch von Wesel aus, gleich am 12. August, hatte er auf alle Fälle den Befehl zur Verhaftung Kattes nach Berlin geschickt, obgleich er damals der Meinung war, daß Katte geflohen sei.

Aber nur Keith ist dem Zorn des Königs und der verdienten Strafe entronnen. Er hatte sich bei seiner Ankunft im Haag überall nach dem „Grafen d'Alberville" erkundigt. Der Oberst du Moulin, der zu seiner Verfolgung entsandt war und von dem Staatsrat von Holland einen Verhaftungsbefehl auswirkte, fand in dem Wirtshaus zu den „Drei Schnellen" nur noch Keiths Sporen; den Flüchtling selbst brachte der Hausmeister des Lord Chesterfield in des Botschafters Wagen am Morgen des 18. August glücklich nach Scheveningen, von wo Keith unverzüglich trotz Sturm und Wogendrang in einem Fischerboote nach England übersetzte.

Katte dagegen war ruhig in Berlin geblieben. Die Nachrichten, die von dem königlichen Gefolge nach der Hauptstadt kamen, enthielten nichts Auffälliges. Der Sorglose meinte nicht anders, als daß der Fluchtplan, wie er es von vornherein erwartet haben will, aufgegeben sein müsse. Das Geheimnis glaubte er nicht aufgedeckt. Gewarnt wurde er, wie er behauptete, von niemand; hatte doch der Kronprinz selbst die Lage anfänglich ganz verkannt: in der Voraussetzung, daß sein mißglückter Versuch unbemerkt geblieben sei, fürchtete er eine Zeitlang für seine Vertrauten so wenig wie für sich selbst. Katte mag sich im stillen beglückwünscht haben, des seinem Freunde gegebenen Wortes durch dessen bevorstehende Rückkehr auf eine gute Art ledig zu werden.

Am 15. August hatte er von seinem Regimentschef, dem Feldmarschall Natzmer, Urlaub zu einem Besuch auf dem benachbarten Rittergute Malchow erhalten; am nächsten Morgen ließ ihn der Kommandeur der Gensdarmen zu sich rufen und kündigte ihm auf Befehl des Königs Arrest an.

Kaum war der König am 27. August zu Berlin im Schloß abgestiegen, so ließ er den Arrestanten vor sich führen. Katte sagte aus, was wir schon wissen: von der Entstehung des Fluchtplanes im sächsischen Lager, von seinen Verhandlungen mit

den englischen Diplomaten, von seinen Verabredungen mit dem Prinzen vor dessen Abreise nach Ansbach. Aber „er habe sich nur gestellt, als ob er entriere"; mit dem ihm übergebenen Geld habe er das „Pouvoir" in den Händen gehabt, ohne welches nach seiner Auffassung der Prinz sich nicht habe rühren können.

In das Arrestlokal am Gensdarmenmarkte zurückgeführt, gab Katte seine Aussagen mit Ergänzungen in einer Species Facti eigenhändig zu Papier. Es folgte ein zweites Verhör am 28., ein drittes und viertes am 30. und 31. August; ein fünftes, nachdem inzwischen auch der Kronprinz von neuem befragt worden war, am 9. September.

Während Katte an dem ersten Verhörstage auf dem Schlosse vor dem König stand, mußte drüben auf dem Werder in der Hausvogtei der Henker seine unheimlichen Vorbereitungen für die Anstellung der peinlichen Frage treffen. Länger als vierzehn Tage wurde Katte mit der Androhung der Folter geschreckt. Endlich gab Grumbkow am 13. September zu erwägen, „daß man ohnmöglich, ohne sich verantwortlich zu machen, mit der Tortur gegen den Leutnant von Katte verfahren könnte", und der König zog den schon erteilten Befehl zurück.

Dann wurde dem Arrestanten am 20. noch einmal die Frage vorgelegt: „Ob er nicht gestehen wolle, daß, wenn er nicht verhindert worden, er würde weggegangen sein." Er antwortete: „Wenn der Kronprinz würde weggewesen sein, so hätte er nachgehen wollen und würde ihm gefolgt sein. Er habe aber geglaubt, der Kronprinz würde gewiß wieder herkommen."

Daraus, daß der Diener des Leutnants an demselben Tage bekundete, er habe ungefähr zwei Tage vor der Verhaftung seines Herrn die silbernen Tressen eines auf Kattes Veranlassung für den Kronprinzen angefertigten grauen Rockes mit Papier benähen müssen, glaubte der Untersuchungsrichter Mylius, wie er nach dem Verhör an den König berichtet, folgern zu dürfen, „daß der Katte den Vorsatz zu desertieren bis auf die letzte Zeit gehabt".

Mylius sah jetzt die Untersuchung als abgeschlossen an,

denn auch der Prinz hatte die ihm noch vorgelegten Fragen sämtlich inzwischen beantwortet.

Das erste Verhör nach der Ueberführung aus Wesel wurde mit dem Prinzen noch vor der Ankunft zu Küstrin am 2. September in Mittenwalde angestellt. Die Generale Grumbkow und Glasenapp, Oberst von Sydow, Mylius und ein zweiter Auditeur erschienen hier als königliche Kommission. Friedrichs Auftreten war herausfordernd. „Als man ihn examinieret," so berichtete Graf Seckendorff, dem Grumbkow fort und fort alles mitteilte, „hat er sich lustig und fröhlich angestellt, auch immer gefraget, ob die Kommissarien nichts mehr wissen wollten." Der französische Gesandte hörte gar, daß er sich über Grumbkow lustig gemacht habe. Der Engländer Guy Dickens rühmte deshalb den „Heldenmut" des Prinzen; ein anderer Diplomat spricht von seiner „beleidigenden Zurückhaltung". Friedrich selbst hat später zugegeben, daß er in den Verhören vor der Kommission sich „sehr vergangen" habe. Das in Mittenwalde geführte Protokoll enthält nichts als die Fragen und Antworten. Ausdrücklich wollte der Prinz die Bemerkung in das Protokoll aufgenommen haben, daß er alles ungefragt und ohne Vorhaltung der Umstände entdecke. Für sich selbst zu bitten, ließ er sich nicht herab; nur für Katte bat er um Schonung, da derselbe von ihm verführt sei.

Nunmehr wurden für die Spezialinquisition 185 Artikel aufgesetzt. Am 16. September stand der Prinz der Kommission zum zweitenmal Rede, jetzt zu Küstrin, wohin er am 4. September von Mittenwalde durch Buddenbrock abgeführt worden war.

Was der König beabsichtigte, lassen die Schlußartikel erkennen. Sie waren derart, daß der Generalauditeur, den formell die Verantwortung für die Aufstellung der Fragestücke traf, diese Verantwortung nicht ohne weiteres auf sich nehmen wollte. Mylius äußerte über diese Artikel dem Könige sein Bedenken „jetzo und noch zur Zeit solche anzuraten", „damit nicht Ew. Königl. Majestät selbst dereinst von mir über mein Stillschweigen Red' und Antwort fordern möchten". Ein Anstoß, den der König durch die Erklärung beseitigte, daß er die Artikel selber seinem Sekretär in die Feder diktiert habe: „und be-

fehle Euch, Meine Ordre auf Meine Verantwortung zu exequieren."

Schon die Beteiligten haben die Geistesgegenwart des Kronprinzen in diesen Verhören bewundert. Jedes Wort, das er am 16. September auf die ihm vorgelegten verfänglichen Fragen antwortete, konnte ihm verhängnisvoll sein. Allzu deutlich war es bei dieser Fragestellung auf das Schriftwort abgesehen: „Aus deinem Munde sollst du gerichtet werden."

Abgespannt und ermüdet nach 178 Fragen über Einzelheiten des Fluchtplanes und sonst über allerlei Vorkommnisse der letzten Jahre, wurde der Prinz endlich zum hundertneunundsiebzigsten gefragt: „Was er meritierte und einer Strafe gewärtig sei?"

Er antwortete: „Er unterwerfe sich des Königs Gnade und Willen."

Es folgte die Frage, was ein Mensch verdiene, „der seine Ehre bricht und Komplotte zur Desertion mache?"

Der Prinz sagte, er glaube nicht, gegen seine Ehre gehandelt zu haben.

„Ob er meritiere, Landesherr zu werden?" — „Er könne sein Richter nicht sein," erwiderte der Gefragte.

„Ob er sein Leben wolle geschenkt haben oder nicht?" Die Antwort war wieder: „Er submittiere sich des Königs Gnade und Willen." Die beiden letzten Worte hat der Prinz hier wie in der gleichlautenden vorangegangenen Erklärung bei Durchlesung des Protokolls eigenhändig mit Bleistift hinzugesetzt.

In dem letzten Frageartikel hatte der König die Antworten auf die vorangestellten vorweg genommen; derselbe lautete: „Dieweil er sich der Succession unfähig gemacht hätte durch Brechung seiner Ehre, ob er wolle die Succession abtreten und renuncieren, daß es vom ganzen römischen Reich konfirmieret werde, um sein Leben zu behalten?"

Der Prinz antwortete: „Sein Leben wäre ihm so lieb nicht, aber Se. Königl. Majestät werden so sehr ungnädig nicht auf ihn werden."

Noch eine der Aeußerungen, die im Laufe dieser Verhandlung protokolliert wurden, erscheint bemerkenswert, weil sie die

schlichteste Erklärung so trauriger Vorgänge und den stärksten Milderungsgrund enthält. „Es sei ein großer Fehler von ihm," sagte der Prinz, „daß er keine Geduld gehabt hätte; man müßte es seiner Jugend mit zuschreiben."

Heute sah er doch den Ernst seiner Lage so weit ein, daß er sich zu einem reumütigen Gnadengesuch verstand.

„Nach geendigtem heutigen Examine hat der Kronprinz verlanget, annoch ad Protocollum zu nehmen, daß er wohl erkenne, ganz und gar und in allen Stücken Unrecht zu haben; am meisten beklage er, daß Se. Königl. Majestät Chagrin darum hätten; bäte Dieselbe aber zu glauben, daß seine Intention niemals kriminell gewesen, noch er gesuchet, Sr. Königl. Majestät das geringste zu Leide zu thun; er submittiere sich in allem des Königs Willen und Gnade, Se. Majestät möchten es mit ihm machen, wie Sie es gut finden würden, und bäte Dieselbe um Vergebung."

Der König hat dieses Zusatzprotokoll, als es ihm vorgelegt wurde, zerrissen.

Daß er die Ausschließung von der Thronfolge — wofür es dann wegen der Festsetzungen der goldenen Bulle allerdings der Zustimmung des römischen Reichs bedurft hätte — als Strafe für seinen Sohn in Aussicht nahm, dafür liegt noch ein unmittelbarer Beweis vor.

Sein Gesandter in Schweden, Lüderitz, berichtete von der in Stockholm verbreiteten Meinung, daß der König den Kronprinzen „von der Kronfolge ausschließen und solche lieber dem zweiten Prinzen gönnen wollte." Friedrich Wilhelm schrieb zu dieser Stelle in der Depesche — er las sie am 16. Oktober — eigenhändig an den Rand: „Dieses ist wahr."

In einem Briefe an den Fürsten von Dessau faßte er am 11. September das politische Ergebnis der Untersuchung gegen den „bösen Friedrich" dahin zusammen, es sei gewiß, daß England von allem gewußt, aber die Desertion widerraten habe. Der böse Mensch habe an den König Georg geschrieben, sich beschwert, daß er übel und nicht seinem Charakter gemäß gehalten werde. Der böse Mensch habe sich von England seine Schulden bezahlen lassen wollen, und die Summe auf 17000

Thaler angegeben, während sie thatsächlich sich nur auf 9000 beliefen; nach dem Grunde befragt, habe er geantwortet, daß er mehr gefordert, um noch etwas übrig zu haben: „also man sein trefflich Gemüt erkennen kann." — „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungeratenen Kindern."

Dem unglücklichen Vater des Leutnants Katte, der gleich nach dessen Verhaftung bat, seinem Sohne „als einer unbesonnenen Jugend" Gnade vor Recht ergehen zu lassen, antwortete der König (5. September): „Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch, also was können die Vaters davor?"

Der holländische Gesandte Ginkel, den Friedrich Wilhelm einen „artigen, feinen, lieben Mann" nannte und auch in diesen schlimmen Tagen wiederholt bei sich sah, bemerkte Ende September durchaus richtig, daß des Königs Haß gegen den Prinzen noch immer zunehme.

Wir hörten, wie sich der Prinz in jener Julinacht vor der Abreise aus Potsdam gegen Katte auf einen Präcedenzfall in der Geschichte der Dynastie, das Verhalten des Kurprinzen Friedrich im Jahre 1679, berief. Nun ließ auch der Reichsvicekanzler in Wien im Gespräch mit dem preußischen Gesandten die Aeußerung fallen, daß, als dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm „fast eben dergleichen" mit seinem Erbprinzen begegnet sei, die Vermittelung des Kaisers Leopold die ganze Sache „assoupiret" habe. Friedrich Wilhelm fuhr wild auf, als er das in einem Bericht seines Gesandten las, denn er fühlte sich in der Person seines Vaters beleidigt:

„Dieses eine ganz andere Sache wäre mit meinem Großvater und Vater, denn diesem nach dem Leben getrachtet wurde, und sein jüngerer Bruder Ludwig vergeben (vergiftet) wurde, also war darauf nichts zu thun, als sein Leben zu salviren, und dieses keine Desertion wäre, denn mein Vater mit seiner völligen Equipage nach dem Amt Köpenick gefahren und von da bis in Hessenland. Eine Desertion aber wäre: der Schelm, der in Küstrin sitzet, hat desertiren wollen, wie ein Dieb und Schelm, und also dieses keine Comparaison ist mit dem Faktum von meinem Vater."

Am meisten aber brachte es ihn auf, daß Katte von dem

Prinzen gehört haben wollte, Seckendorff und Grumbkow beabsichtigten, ihn katholisch zu machen und ihm die Hand einer Erzherzogin und die römische Königskrone zuzuwenden. Friedrich Wilhelm setzte in die beiden gerade jetzt das unbegrenzteste Vertrauen. Vergebens beteuerte der Kronprinz, daß ein Mißverständnis von Katte vorliegen müsse; Katte blieb bei seiner Aussage. Das Gefäß des königlichen Zornes überlaufen zu lassen, tauchte gerade jetzt eine ähnliche Mär an den verschiedensten Orten in den Zeitungen auf, so in Hamburg, Köln, Schaffhausen, Regensburg; auch die Gesandten verhehlten in ihren Berichten dem Könige nicht, daß eine Version Glauben finde, wonach der Kronprinz sich durch seine Flucht einem erzwungenen Uebertritt zur römischen Kirche habe entziehen wollen. Eine solche Anklage öffentlich erhoben gegen den glaubensfestesten der protestantischen Könige! „Gott wüßte mein zu denken," schreibt Friedrich Wilhelm in innerster Seele empört, „ob ich so ein Schelm wäre. Nein, dieser Bösewicht hat dieses ausgebracht!"

Nach dem Verhör vom 16. September wurde die Haft des Prinzen in Küstrin noch verschärft. Der Gouverneur von Lepel war von Anfang an gewarnt worden, auf den „Arrestanten Friedrich" große und genaue Acht zu haben, „weil er sehr listig ist und hunderterlei Inventiones haben wird, sich loszupraktisieren." Nunmehr befahl der König am 19. September, zwei große Vorhängeschlösser vor die Zelle zu legen; nur dreimal täglich öffnete sich die Thür und immer nur auf vier Minuten: unter Aufsicht von zwei Offizieren wurde früh das Waschwasser, mittags und abends die aus einer Garküche gelieferte Kost hineingetragen; die Speisen zerschnitten, denn Messer und Gabel durften jetzt nicht mehr verabreicht werden. Der Lakai, der anfänglich in dem Gemach des Prinzen aufgewartet hatte, sollte es jetzt nicht mehr betreten; statt seiner erschien ein Kalfaktor von der Wache, der ebensowenig wie die beiden diensthabenden Offiziere dem Gefangenen irgend eine Frage beantworten durfte.

Als am 20. September die Hauptleute Graurock und von Rothenburg zu Mittag in die Zelle traten, sagte der Prinz: „Mir scheint, ich werde noch fester verwahret; es wird wohl

kein ander Mittel sein, als daß ich dem folge, was mein allergnädigster König mir in Sachsen erinnerten; denn ich sehe, die Sache wird sonsten nicht zu Ende kommen."

Im Sinne hatte er — was zunächst von niemand verstanden wurde — die im Lager bei Radewitz ihm gemachte Zumutung, auf die Thronfolge zu verzichten.

Vier Tage später gab er seinen Kerkermeistern die Erklärung zu Protokoll, daß er der Untersuchungskommission neue Eröffnungen zu machen habe. Aber erst am 8. Oktober verfügte der König auf eine Erinnerung Grumbkows, daß die Kommission sich nach Küstrin begeben solle.

Grumbkow hatte den Triumph, daß der König ihm in einem französischen Billet den hartherzigen Auftrag mitgab, dem seit mehr als einem Monat von aller Welt Abgeschnittenen lauter Neuigkeiten zu erzählen, die ihm „kein Vergnügen" machen würden. „Wenn dieser Coquin fragt, wie es mir geht und meiner Frau und meinen Kindern, so muß ihm gesagt werden, daß niemand mehr an ihn denkt, daß meine Frau nicht von ihm reden hören will; seine Schwester Wilhelmine wäre bei mir in Ungnade gefallen, säße in Berlin eingesperrt (encoffrée) und würde nächstens aufs Land geschickt werden. Enyphausen wäre zum Teufel gejagt."

Der Minister Enyphausen, der letzte, der in der auswärtigen Politik dem österreichischen Einfluß und dem Einfluß Grumbkows sich noch entgegenstellte, hatte schon im August, gleich nach des Königs Ankunft in Berlin, die Weisung erhalten, um seinen Abschied einzukommen; er mußte sich auf seine Johanniter-Komturei Liezen in eine Art Verbannung zurückziehen. Seinen Ministerposten im Auswärtigen Amt erhielt Podewils, Grumbkows Schwiegersohn. Grumbkow stand auf der Höhe seiner Erfolge.

Als er am 11. Oktober mit den vier anderen Kommissaren in Küstrin erschien, erklärte der Prinz, es sei ihm bei dem letzten Verhör die Wahl gestellt worden zwischen Verzichtleistung auf die Erbfolge und Tod oder ewigem Gefängnis. Es wurde ihm aus dem Protokoll nachgewiesen, daß von ewigem Gefängnis nicht die Rede gewesen war, und er antwortete, damit fielen „seine bisherigen Reflexionen" weg. Langwierigen Arrest habe

er als eine unerträgliche Sache angesehen. „Woferne er sein Leben verlieren sollte, bäte er, daß es ihm beizeiten zu verstehen gegeben würde. Wegen der Renunciation aber, wann er wüßte, des Königs Gnade damit zu erlangen, so würde er sich auch desfalls des Königs Willen submittieren. Er könne auch versichern, der König möge es mit ihm machen, wie er wollte, so würde er den König dennoch lieb haben und seinen Respekt und Liebe von ganzem Herzen nimmermehr verlieren."

Offenbar beruhigt durch die Aufklärung seitens der Kommissare, glaubte er schon ein paar Bitten wagen zu dürfen. „Er hätte sich nicht unterstehen wollen, bisher um einige Kleinigkeiten zu bitten, sondern durch Stillschweigen seine Submission bezeugen wollen, weil er die königliche Gnade höher als alles schätzte. Nunmehro denn aber auch zu beweisen, daß er nicht aus Caprice geschwiegen, nähme er sich die Freiheit, von Sr. Königl. Majestät zu bitten, daß Sie so gnädig wären, ihm sein Mondierungskleid wieder tragen zu lassen, desgleichen gute und nützliche Bücher zu erlauben. Und weil er anjetzo von dem von Grumbkow hörete, daß die Königin auch ihre Gnade von ihm abgewandt, so bitte er den König, ihm bei derselben mütterliche Liebe und Gnade wieder zuwege zu bringen."

Des Königs ganze Antwort war: „So einen schlechten Offizier will ich nicht in meiner Armee haben, geschweige denn in meinem Regiment."

Am 22. Oktober ernannte er den Generalleutnant Grafen von der Schulenburg zum Vorsitzenden des Kriegsgerichtes, das „über Prinz Friedrich, den gewesenen Leutnant von Katte, die Leutnants von Ingersleben und Spaen und den desertierten Leutnant von Keith" zu Recht erkennen sollte. An demselben Tage ließ er sich zu Wusterhausen durch seinen Sekretär Eichel einen von dem Auditeur Mylius angefertigten Auszug aus den Untersuchungsakten vorlesen, um ihn vor der beabsichtigten Drucklegung zu prüfen. Einige Aenderungen, die er vorzunehmen befahl, sind kennzeichnend. Der Titel Hoheit mußte, wo er dem Prinzen gegeben war, überall gestrichen werden. Der Ausdruck Desertion in Bezug auf den Prinzen, der auf gemessenen Befehl des Königs durchgängig gebraucht werden sollte,

wurde infolge der mündlichen Vorstellungen des Auditeurs jetzt doch in Flucht abgeschwächt. Im allgemeinen war der König mit Mylius' Darstellung des Thatbestandes noch keineswegs zufrieden. Er erteilte dem Verfasser „mit ernstlichen Worten" den Befehl, durch eine Umarbeitung seiner Schrift schärfer hervortreten zu lassen, „daß Se. Königl. Majestät zu dem, was geschehen, Ursach gehabt und Recht gethan — es möchten sonst zehn wohl dem König Recht geben, aber auch zehn und wohl mehr dem Kronprinzen." Der Aufsatz sollte „nicht ein bloßer Extrakt sein, sondern wie ein Manifest gemacht werden, recht ausführlich; und daß die Leute nicht dächten, der König habe dem Prinzen nicht das Brot gegeben, daß er solche Dinge aus Not hätte thun müssen, da er, der König, seine Gründe gehabt, dem Prinzen nicht mehr als er gebraucht zu freier Disposition zu lassen." Die beabsichtigte Veröffentlichung ist in der Folge unterblieben.

Am 25. Oktober versammelte sich das Kriegsgericht im Schlosse zu Köpenick. Zwei Tage nahm die Verlesung der Untersuchungsakten in Anspruch. Am 27. sonderten sich die Rangklassen zur Beratung, je drei Generalmajore, Obersten, Oberstleutnants, Majore und Kapitäne. Jede der fünf Klassen hatte eine Stimme abzugeben, dem Vorsitzenden stand für sich allein ein gleichwertiges sechstes Votum zu.

Eine Meinungsverschiedenheit stellte sich innerhalb des Kriegsgerichts nur in Beurteilung der Schuld Kattes heraus.

Die Kapitäne, August Friedrich von Itzenplitz, der nachmals in der Prager Schlacht hohen Ruhm gewann, Podewils und Jeetze erkannten auf ewigen Festungsarrest, weil Katte „bei dem bösen Vorsatz und Abrede" stehen geblieben sei.

Die Majore Lüderitz und die beiden, deren Namen durch die Feldzüge von 1744 und 1757 bekannt geworden sind, Einsiedel und Lestwitz, votierten für Hinrichtung durch das Schwert, empfahlen aber den Schuldigen der Gnade des Königs mit Rücksicht auf die unterbliebene Ausführung, auf seine Jugend und auf seine Reue. Uebereinstimmend damit lautete der Spruch der Oberstleutnants Weyher, Schenck und Milagsheim. In der folgenden Rangklasse saß neben den Obersten Stedingk und Wach-

holz Christoph Reinhold von Derschau, des Königs Günstling und steter Gesellschafter, der in der Schlacht bei Malplaquet unter Friedrich Wilhelms Augen einen gefallenen General aus dem Kugelregen getragen hatte. Der Kronprinz betrachtete ihn, wie wir hörten, als seinen persönlichen Feind. Die drei sprachen Katte gleichfalls das Leben ab, nur ohne eine Maßgabe für die Art der Strafvollstreckung; die königliche Gnade riefen auch sie für den Schuldigen an.

Die Generalmajore, Kurt Christoph von Schwerin, schon damals der angesehensten einer in der Generalität, der alte Graf Alexander Dönhof und der Chef der Artillerie, Christian von Linger, stimmten wie die Kapitäne, für ewigen Festungsarrest.

So standen drei Todesurteile gegen zwei mildere. Die Entscheidung über das Gesamterkenntnis lag jetzt in den Händen des Vorsitzenden; wenn durch sein Votum Stimmengleichheit eintrat, so galt nach den Kriegsrechten die mildere Meinung als Gesamtwille.

Graf Achaz von der Schulenburg führte in seinem Wahrspruch aus, nach seiner gesunden Vernunft könne er nicht anders urteilen, als daß auch bei den größten Verbrechen zwischen der wirklichen Vollziehung der That und ihrer Vorbereitung ein wesentlicher Unterschied sei. „Und da es in diesem Falle noch zu keiner wirklichen Desertion gekommen, so kann ich nach meinem besten Wissen und Gewissen, auch dem teuer geleisteten Richtereide gemäß, den Katte mit keiner Lebensstrafe, sondern mit ewiger Gefängnis zu belegen mich entschließen.“

Nunmehr hatte das Kriegsgericht den Schluß gegen Katte auf lebenslängliche Festungsstrafe zu fassen.

Leutnant von Keith, der wirklich desertiert war, wurde verdammt, nach Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten in effigie gehängt zu werden.

Der Freiherr von Spaen war als Mitwisser angeklagt, denn Katte hatte ihn den Brief des Prinzen aus Ansbach lesen lassen, in welchem die Absicht der Flucht klar ausgesprochen war. Er wurde wegen Unterlassung der pflichtschuldigen Anzeige zu Kassation und dreijähriger Festungsstrafe verurteilt. Daß er vor einem Jahre für den Kronprinzen in Leipzig den Wagen be-

stellt hatte, kam dabei kaum in Anrechnung; Spaen behauptete, den Zweck der Bestellung nicht gekannt zu haben.

Der Leutnant von Ingersleben — er hat als Generalmajor 1757 vor Breslau die Todeswunde erhalten — war Katte bei dem Potsdamer Besuche in der Nacht vor des Königs Abreise nach Süddeutschland behilflich gewesen. Auch traf ihn der Vorwurf, um die Beziehungen des Kronprinzen zu der sechzehnjährigen Dorothea Ritter, der Tochter des Rektors in Potsdam, gewußt zu haben. Friedrich hatte das Mädchen eines Abends, als er mit Ingersleben durch die Straßen schlenderte, aus dem Hause herausgepocht und wiederholt in Abwesenheit ihres Vaters besucht. Die Geschenke und die Dukaten des Liebhabers waren ihr zum Teil durch Ingersleben überbracht worden. Das Kriegsgericht diktierte ihm sechsmonatliche Festungshaft zu. Viel härter war die entehrende Strafe, die der König im ersten Zorn über das unglückliche Mädchen verhängt hatte.

Auch in der Sache des Kronprinzen selber herrschte bei den Richtern völlige Einigkeit. Da war keiner, der, wie einst Davids Feldhauptmann Joab, seine Hand hätte legen wollen „an des Königs Sohn". Das Kriegsgericht bezeichnete den Gegenstand der Anklage als eine Staats- und Familiensache, „so hauptsächlich eines großen Königs Potestat und Zucht über seinen Sohn betrifft, und welche einzusehen und zu beurteilen ein Kriegsgericht sich nicht erkühnen darf". Die Richter überwiesen nach dieser Erklärung ihrer Inkompetenz die Entscheidung „Sr. Königl. Majestät höchsten und väterlichen Gnade", nicht ohne den Hinweis auf die Reumütigkeit des Kronprinzen und seine bei den Akten befindliche „Deklaration und Abbitte", d. h. das Zusatzprotokoll zu dem Verhör vom 16. September.

Die Wahrsprüche über sämtliche Angeklagte wurden darauf dem Könige vorgelegt. Dieser schickte sie zurück und befahl, über Katte ein anderes Urteil zu sprechen: „Sie sollen Recht sprechen und nit mit dem Flederwisch darüber gehen."

Der alte fromme Schulenburg aber — einundsiebzig Jahre zählte er und ist im nächsten Jahre zur letzten Ruhe eingegangen — hat sich neben diesem Ausdruck der königlichen Ungnade mit seiner zitternden Hand drei Schriftstellen vermerkt, darunter den Spruch

aus den Büchern der Chronika: „Sehet zu, was Ihr thut, denn Ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn."

Das Kriegsgericht trat am 31. Oktober von neuem zusammen und beharrte bei dem, was es einmal zu Recht erkannt hatte.

Der König aber hielt es für unerläßlich, ein Exempel zu statuieren. Er verstand seine oberstrichterliche Gewalt in dem Sinne, daß er Urteile nicht bloß mildern, sondern auch schärfen könne. Ein Spruch gegen Katte, der auf lebenslängliche Festungshaft lautete, war nur dann von Bedeutung, wenn kein Regierungswechsel eintrat, wenn Friedrich Wilhelm I. hätte hoffen können, ebenso lange zu leben, wie der Verurteilte im Kerker — der König spricht das nicht aus, aber jeder mußte es sich sagen. Er eröffnete den Richtern, er sei mit dem ihm eingesandten Kriegsrecht „in allen Stücken sehr wohl zufrieden", abgesehen von dem Spruch über den Leutnant von Katte.

Die Verabredung und Vorbereitung einer Desertion, das „Komplottieren", war ein Verbrechen, das in dem preußischen Heere bei dem starken Bruchteil von angeworbenen Ausländern sehr häufig vorkam; es lag hier vor. Sodann, Kattes „Durchstechereien" mit fremden Gesandten zu dem Zwecke, dem Kronprinzen die Flucht in das Ausland zu erleichtern, waren erwiesen und zugestanden, und schlossen ohne Frage Hochverrat ein. Die Aufnahme des preußischen Thronfolgers in England würde die ernstesten Verwickelungen zur Folge gehabt haben. Friedrich Wilhelm hat nachmals darüber gesagt: „In das Hannöversche wäre ich mit meiner Armee gezogen und hätte alles brennen und sengen lassen, sollte ich auch mein Leben, Land und Leute sakrifiziert haben." Endlich war Katte nicht ein Offizier wie alle anderen, sondern ein Offizier von der Garde, in einem Treuverhältnis dem Monarchen verpflichtet, das Friedrich Wilhelm nicht mit Unrecht als ein ganz persönliches, als ein besonders heiliges, durch doppelten Schwur gefestetes ansah. Die Eide waren gebrochen. Statt zu seinem Kriegsherrn und Könige zu halten, statt dem Leitstern zu folgen, der allein ihm leuchten durfte, hatte einer der Vorgesetzten der Leibwache „mit der aufgehenden Sonne tramiert" — so die Bezeichnung, die Friedrich Wilhelm, wie schon vor ihm der Große Kurfürst, auf den Thron-

erben anwendet. Der König sagte, er werde sich, wenn es nach der „kahlen" Begründung des Kriegsrechtsspruches gehen solle, auf keinen seiner Offiziere oder Diener in Eid und Pflicht mehr verlassen können.

In der Kabinetsordre vom 1. November, durch die unter Aufhebung des kriegsrechtlichen Erkenntnisses Katte zum Tode durch das Schwert verdammt wurde, schließt der König die Darlegung seiner Beweggründe mit der Anführung des Fiat justitia et pereat mundus. Er befahl, Katte diese Sentenz zu verkündigen und ihm dabei zu sagen, daß es Sr. Königl. Majestät leid thäte, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme.

Die Entscheidung des Herrschers war ein furchtbarer Schlag; die ersten Familien des Landes wurden getroffen. Vergebens flehte der greise Feldmarschall Wartensleben, der Großvater des Unglücklichen, die Gnade des Königs an, vergebens Katte selbst, der sich in seinem ergreifenden Gesuche dem Holze verglich, das, nur scheinbar dürre, schon wieder neue Knospen der Treue und Unterthänigkeit sprießen lasse.

Das Urteil des Auslandes, das gesittete Pfui des aufgeklärten Englands, kümmerte den König am wenigsten. Aus London liefen Berichte über Berichte ein von dem Gezeter dort zu Lande. Friedrich Wilhelm befahl seinem Gesandten, zu erklären, wenn „hunderttausend solche Katten" wären, so würde er sie alle miteinander enthaupten lassen. „So lange Gott mir das Leben gäbe, ich mir als Herr despotique souteniren würde, wenn ich auch noch sollte tausend der Vornehmsten die Köpfe abschlagen lassen; denn die Engländer sollten wissen, daß ich keinen Nebenregenten nicht würde an meiner Seite zulassen."

Es ist die Sprache des selbstbewußten Monarchen, der sich das Ziel gesteckt hatte, gegen „der Junker ihre Autorité" die Souveränetät zu stabilieren und die Krone festzusetzen wie einen Rocher von Bronze. Die Zahl der verkappten Frondeurs unter diesem alten, stolzen Adel war noch groß. „Hof und Armee wimmeln von unruhigen Geistern", schreibt Grumbkow am 6. November. Hört man den englischen Gesandten, so wäre ganz Berlin, jeder Stand und Beruf, in dem Entsetzen und der Entrüstung über

das Todesurteil einstimmig gewesen. Entgegenstehende Ansichten zu vernehmen, wird ein Guy Dickens sich nicht bemüht haben. Wir erinnern uns des Leutnants von Borcke, des Vertrauten, dem einst der Prinz in seinen Klagebriefen aus Wusterhausen das Herz auszuschütten wagte. Auch an ihn mag die Versuchung nahe genug herangetreten sein. Doch er kannte von der Schule her aus seinem Horaz die unvergänglichen Worte von der ehernen Mauer des guten Gewissens und des Pflichtgefühls; er schrieb aus Potsdam nach der Verhaftung Kattes an seinen Bruder in Cleve: „Diese Sache ist zu heikel, um viel davon zu reden. Was mich betrifft, so sage ich:

Hic murus aheneus esto:
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Ich beweine das Los des Hauptbeteiligten, aber ich beklage ganz und gar nicht die Helfershelfer dieses verderblichen Anschlages."

Am 3. November wurde Katte durch ein Kommando von seinem bisherigen Regimente aus Berlin abgeführt. In Küstrin sollte die Strafe vollstreckt werden. Der König kannte kein Mitleid, er befahl dem Gouverneur am 3. November, daß die Hinrichtung „vor den Fenstern des Kronprinzen" stattfinden sollte: „oder woferne ja daselbst nicht Platz genug dazu wäre, müsset Ihr einen anderen Platz nehmen, so daß der Kronprinz aus dem Fenster solchen gut übersehen kann." Der Wasserfront des Schlosses liegt nach der Oder der Festungswall vor. Rechtwinklig lehnt sich an diese Hauptfront, durch den Schloßturm von ihr getrennt ein Seitenflügel an, in dessen vierfenstrigem Eckzimmer, dem Gefängnisse des Kronprinzen, nur die Giebelfenster, ein paar Schritte hinter der Fassade des Vordertraktes zurücktretend, nach dem Wall zu liegen. Der Platz unmittelbar unter diesen Fenstern wurde beengt durch den etwa mannshohen Unterbau eines abgetragenen Turmes, den sogenannten Weißkopf. Aber etwa fünfzig Schritt weiter nach links, da, wo unter dem Walle ein gewölbtes Thor, die Mühlenpforte, von der Stadt zu der Oder hindurchführte, war neben dem Wachthause Raum für die Aufstellung eines Kreises von 150 Mann, wie der König es bestimmte. Dieser Platz, von

dem zum Kerker verwandelten Zimmer aus noch sichtbar, wurde zur Richtstätte ausgewählt.

Der Gefangene im Schlosse wiegte sich seit seiner letzten Vernehmung in Selbsttäuschungen. Trotz der für seine Haft erlassenen strengen Bestimmungen war sein Verkehr mit der Außenwelt nicht völlig unterbunden. Am 1. November wußte er einen sehr zuversichtlichen Brief an seine Schwester Wilhelmine aus seinem Gefängnis herausgelangen zu lassen; er witzelt über den Kriegsrat, der jetzt tagt und ihn für einen Erzketzer erklären wird, denn dazu genügt, daß man mit der Ansicht des Herrn und Meisters nicht in allem und jedem übereinstimmt; aber sein Trost bleibt, daß seine Schwester dem Anathem nicht beipflichten wird. Die Leute, die es ihm hinter Riegeln und Eisengittern ermöglichen, der Schwester seine Verehrung kundzugeben, d. h. seine willfährigen Wärter, rühmt er als die wenigen Gerechten in diesem fast ganz verdorbenen Zeitalter. „Chi ha tempo, ha vita, damit wollen wir uns trösten.“

Der furchtbare Ernst der Wirklichkeit sollte ihm sofort zum Bewußtsein kommen.

Morgens um fünf Uhr am 6. November wurde er durch den Kommandanten von Reichmann und den Kapitän Graurock geweckt. „Was bringen Sie mir für eine böse Zeitung? Herr Jesus, bringen Sie mich doch lieber ums Leben!“ so werden uns die Worte angeführt, mit denen er die Schreckenskunde aufnahm, daß diesen Morgen Katte hingerichtet werden würde und daß er selber zuschauen sollte. Es vergingen zwei entsetzliche Stunden, bis zu der für die Exekution festgesetzten Zeit. Der Kronprinz jammerte, rang die Hände, weinte; er schickte an Katte und ließ ihn um Verzeihung bitten; er flehte um Aufschub, damit eine Stafette nach Wusterhausen eilen könne, in des Prinzen Namen für Kattes Begnadigung den Verzicht auf die Krone, die Bereitwilligkeit zu ewigem Gefängnis, ja das Leben anzubieten, wie immer der König es fordern möge. Allzu bestimmt lauteten die Weisungen, die der Gouverneur hatte, als daß er den geringsten Verzug hätte auf sich nehmen dürfen. Schon schloß ein Kommando von der Garnison auf dem Walle den Kreis um den aufgeschütteten Sandhaufen, den Delinquenten erwartend.

Katte war am Nachmittag zuvor in Küstrin angelangt; gerade als er über die Oderbrücke fuhr, teilten sich die dichten Novemberwolken: „Hier beginnt meine Gnadensonne zu scheinen," sagte er. Der Trost der Religion, die er früher zu verachten geprahlt hatte, erhöhte seine Festigkeit angesichts des Todes. Der Geistliche seines Regiments ist ihm während dieser letzten Tage und in der letzten Nacht nicht von der Seite gewichen, und die wackeren Offiziere, die nach der Pflicht ihres Dienstes den Kameraden zur Richtstätte zu führen hatten, fielen an dem Abend in Küstrin tief ergriffen in die frommen Weisen ein, die ihr Feldprediger anstimmte: Major von Schack, Rittmeister von der Asseburg und der Leutnant von Holtzendorf, der ihm von den Kameraden am wertesten war. In ein Buch, das er dem Freunde zur Erinnerung gab, schrieb Katte das Bekenntnis: er sterbe unschuldig vor der Welt, aber nicht vor Gott. Nach einigen Stunden Schlafes empfing er in der Frühe die Kommunion. Sein letzter Weg führte von der Wache am „Langen Dammthor" den Wallgang entlang bis zu dem Platz über der Mühlenpforte.

Er stand bereits im Ringe und sollte den Wortlaut des Urteils vernehmen, da erschien der Kronprinz an seinem Fenster. Er warf dem Freunde einen Kuß zu und bat ihn mit lautem Zuruf um Verzeihung. Katte legte die Hand an seine Lippen, grüßte ehrerbietig und rief zurück, es sei nichts zu verzeihen. Dann wurde der Wahrspruch verlesen. Ueber Kattes Gefaßtheit und vornehmen Anstand ist unter den Zeugen nur eine Stimme. Die Augen wollte er sich nicht verbinden lassen. Noch einmal fragte er nach seinen drei Kameraden, sie traten hervor, er schritt ihnen entgegen und nahm den letzten Abschied: es sollte ihm nicht vergönnt sein, den Lorbeer von Hohenfriedberg und Soor mit den Gensdarmen zu teilen. Der Feldprediger sprach den Segen. Katte entkleidete sich selbst, kniete nieder, betete laut, zog sich die Mütze vor die Augen und empfing den Todesstreich.

Der Kronprinz war, ehe das Furchtbare geschah, ohnmächtig zusammengesunken. Der Gensdarmenprediger, welcher vom Richtplatz aus zu ihm ging, fand den Beklagenswerten

fassungslos; er mußte seinen Zuspruch bis zum Nachmittage aussetzen. Inzwischen wich der Prinz nicht vom Fenster und starrte auf den Sandhaufen und das schwarze Tuch, unter welchem Kopf und Rumpf des Hingerichteten bis zur zweiten Nachmittagsstunde, so wie es des Königs Vorschrift war, liegen blieben. Dann erschienen Bürger von den Gewerken, setzten ihren Sarg nieder und legten den Toten hinein. Auch von dem leeren Platz wollte Friedrich den Blick nicht abwenden. Speise nahm er nicht zu sich, weder zu Mittag noch abends. Die Nacht brachte statt des Schlafes schlimme Phantasien und endlich eine neue Ohnmacht. Nachher hörte man ihn auf seinem Lager verloren vor sich hin reden. Der Feldprediger, ein Offizier und der Kammerdiener lösten sich an dem Bette ab. Als der Morgen anbrach, sagte der Prinz: „Der König meint, er habe mir Katten genommen, ich sehe ihn aber ja vor meinen Augen stehen." Dem Arzt erklärte er, gesund zu sein, doch bezeichnete er ein Pulver, das jener ihm verschreiben sollte.

Der Feldprediger Müller überbrachte ihm ein schriftliches Vermächtnis des Toten. Katte bezeichnete als die Ursachen seiner Heimsuchung seinen Ehrgeiz und seine Gottesverachtung, er beschwor den Kronprinzen, in sich zu gehen und sein Herz Gott zu ergeben; er bat ihn, dem Könige wegen dieses Blutgerichtes nicht zu grollen und ihm selbst zu glauben, daß er die Schuld seines Todes nicht dem Freunde beimesse.

Weil Friedrich es wünschte, verlängerte der Feldprediger seinen Aufenthalt in Küstrin. Er bezog ein Gemach über dem Arrestzimmer und hat erzählt, daß der Gefangene an die Decke zu klopfen pflegte, bisweilen schon morgens um sechs, dem Geistlichen zum Zeichen herabzukommen. Es war am zweiten Tage nach der Hinrichtung, als der Kronprinz nach einer längeren Unterredung über religiöse Fragen mit den scheuen Worten hervorkam: Wenn er nur aus diesem Besuche nicht schließen müßte, daß der Prediger wie vorher Katte so jetzt ihn selbst zum Tode vorbereiten sollte. „Ich hatte große Mühe," berichtet Müller an den König, „ihm dies auszureden."

Der König hatte, wie wir von ihm selbst hörten, den Sohn enterben wollen. Daß er ihm das Leben zu nehmen beabsichtige,

hielten noch Ende September selbst diejenigen Diplomaten für ausgeschlossen, die wie Guy Dickens in ihren Depeschen am schwärzesten malten. Immerhin schienen die Entschließungen des leidenschaftlichen Monarchen unberechenbar, und wohl mag in Augenblicken, wo der Zorn mit unwiderstehlicher Gewalt über ihn kam, Drohungen ausgestoßen haben, auf die ein treuer und freimütiger Offizier, wie General Buddenbrock, sich zu kräftigem Einspruch verpflichtet glaubte. So betrachtete es auch die Königin Sophie Dorothee Anfang Oktober für geraten, auf alle Fälle sich an den ihr so verhaßten Seckendorff zu wenden. Sie ließ ihm sagen, daß die Vorsprache des Kaisers allein den Kronprinzen retten könnte. Seckendorff hatte kurz vorher, am 2. Oktober, dem Kaiser den Entwurf zu einem Verwendungsschreiben vorgelegt — von anderen Höfen waren solche bereits eingetroffen; er fügte in seinem nächsten Berichte nach Wien hinzu, daß es seine Absicht sei, den Brief, falls der Kaiser ihn unterzeichne, so lange zurückzuhalten, „bis gewiß weiß, daß der König den Kronprinzen pardonieren will.“ Seckendorff hat dann das kaiserliche Handschreiben erst am 31. Oktober übersandt, an dem Tage der nochmaligen Kriegsgerichtssitzung, erst nachdem ihm der König seine Absicht, den Sohn zu begnadigen, mündlich eröffnet hatte.

Wenn Friedrich Wilhelm dem Sohne je wirklich an das Leben gewollt hätte, so würde die Begnadigung sich schwerlich bis auf die Belassung des Thronfolgerechtes erstreckt haben. Für den bereits dem Tode Geweihten wäre die Verwandlung der Todesstrafe in ewige Haft oder in Enterbung Gnade vollauf gewesen. Nun aber machte die Begnadigung nicht nur der strengen Haft ein Ende, sie schloß auch die Anerkennung des vollen Erbrechtes mit ein: der König gab seinem ältesten Sohn wieder den Titel „Kronprinz von Preußen“ und verzichtete damit auf die früher geäußerte Absicht, die Thronfolgeordnung umzustoßen.

Freilich wurde die Gnade mit schwerem Herzen gewährt, denn der König zweifelte sehr, wie er an den Fürsten von Dessau noch am 16. November schrieb, daß sein Sohn je „ein honnête homme“ werden würde. Nur durch eines wollte er

seinen Zweifel widerlegen lassen, durch eine wirkliche Probe soldatischen Mutes: „Wo Krieg wird, soll er mit dem ersten Grenadierunteroffizier aus der Sappe springen, zu rekognoszieren, den Graben und die Galerie bauen: so er es de bonne grâce thut und bleibet, ist völlig Pardon."

Graf Seckendorff hätte es gern gesehen, wenn er selbst die Gnadenbotschaft nach Küstrin hätte überbringen dürfen. Friedrich war in seinem ersten Waffengange gegen das Haus Oesterreich geschlagen worden. Der Eintritt des kaiserlichen Gesandten in die Zelle des Gefangenen, das Erscheinen des Siegers vor dem Gedemütigten, das wäre der stärkste Trumpf gegen die durch die Untersuchung offen zu Tage getretenen Beziehungen des Kronprinzen zu England, der schärfste Ausdruck der jetzt völlig entschiedenen Abkehr des Königs von der Verbindung mit dem brittischen Verwandten gewesen. Englands Mitwisserschaft um die Pläne des Kronprinzen hatte den Bruch vollständig gemacht; von Heirat oder Doppelheirat war nicht mehr die Rede: „Sein Tage weder doppelte noch simple," sagte Friedrich Wilhelm, „ich will nicht ihre Prinzessinnen in meinem Hause, und ich will ihnen auch keine geben, wenn auch die besten Konditionen dabei wären." In dem Augenblicke, wo er wie jetzt im November den Krieg zwischen Oesterreich und England „gewiß" erwartete, lieh er seiner Ergebenheit für den Kaiser kräftigere Worte als je: „Ich gehe nicht vom Kaiser ab, und wenn auch alles zum Teufel geht. Ich will mit Pläsir meine Armee, Land, Geld und mein Blut anwenden zum Untergang Englands, daß es nicht soll seinen Willen haben."

Graf Seckendorff wußte wie immer die Stimmung auszunutzen. Er erreichte es, daß der König gerade ihn beauftragte, einen „Generalplan" für die weitere Behandlung des Begnadigten zu entwerfen. Selbstverständlich wurde in dem Gutachten, das er demgemäß schon am 31. Oktober „ohnvorschreiblich" vorlegte, der Rat nicht vergessen, dem Prinzen die Begnadigung als eine Wirkung des kaiserlichen Fürwortes hinzustellen. Seckendorff bezeichnete es als „ohnmaßgeblich" nötig, daß der Kronprinz dem Kaiser seinen Dank ausspreche, „damit der Kaiser Gelegenheit habe, dem Kronprinzen schriftlich Vermahnung zu

geben, Gehorsam gegen Ew. Königl. Majestät zu haben." Der kaiserliche Gesandte sah es ferner als unerläßlich an, vor der Verkündigung der Gnade den Prinzen durch einen eidlichen Revers zum Wohlverhalten zu verbinden. Seckendorff ist es auch gewesen, der in diesem Generalplan, wieder „ohnmaßgeblich", anheim stellte, den Prinzen, da er beständig von „Organisationen" spreche, einige Zeit in der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer arbeiten zu lassen.

Der König hieß die Vorschläge sämtlich gut. Nur die Sendung Seckendorffs nach Küstrin ist unterblieben.

Vielmehr erhielt der Feldprediger der Gensdarmen den Auftrag, dem Gefangenen seine Begnadigung anzukündigen. Es geschah am 9. November; zugleich erfuhr der Prinz, daß er demnächst vor einer königlichen Kommission den Eid abzulegen haben werde, dem Willen des Königs „strikte und gehorsamlich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret. Woferne er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, sollte er der Kron und Kur bei der Succession verlustig sein". Den Eid müsse er nicht „nachmurmeln", sondern laut und deutlich sprechen; „die Reservationes mentales verstünden wir hier nicht."

Am 17. November traf die Kommission, Grumbkow, fünf andere Offiziere und der Geheimrat Thulemeier, in Küstrin ein. Tags darauf, am Nachmittage, hatten der Kronprinz und Grumbkow eine Unterredung, von welcher der völlige Umschwung in ihren Beziehungen zu einander datiert. Was sie gesprochen haben, wissen wir nicht, aber es liegt gleichsam die Urkunde dieses Friedensschlusses vor. Friedrich übergab Grumbkow den Bogen, auf dem die Abschiedsgrüße und Mahnungen seines hingerichteten Freundes standen, und Grumbkow hat dazugeschrieben, daß der Kronprinz das Papier mit seinen Thränen netzte und vor Schluchzen fast erstickte.

Am nächsten Morgen, Sonntag den 19. November, wurde der vorgeschriebene Eid abgelegt. Unmittelbar darauf gab der Gouverneur der Festung dem Kronprinzen den Degen wieder, aber ohne das Offiziersportepee. Der schwere Arrest wurde aufgehoben, der Prinz bezog ein Haus in der Stadt, das der

Hofprediger für ihn räumte, aber er blieb in seiner freien Bewegung auf Stadt und Festung beschränkt. Die Posten durften nicht vor ihm präsentieren, die Wache nicht das Spiel rühren; selbst der Gruß seitens des Militärs blieb ihm versagt.

Jetzt erst ward Friedrich wieder eines Wortes unmittelbar vom Könige gewürdigt. In dem Schreiben, das derselbe am 21. November „an den Kronprinzen von Preußen" richtete, wurde die Bitte, wieder in die Armee aufgenommen zu werden, abgeschlagen. Der Deserteur habe die Ehre, die Uniform zu tragen, verwirkt: „Ueberdem ist es auch nicht nötig, daß alle Leute von einem Métier seind, indem der eine zum Soldaten, der andere aber zur Gelehrsamkeit und anderen Sachen appliciert werden muß."

Dann aber folgen wahrhaft königliche Worte über den Fürstenberuf, wie Friedrich Wilhelm ihn versteht. Der Kronprinz soll sich von jetzt ab aus den Geschäften selbst überzeugen, „daß kein Staat bestehen könne sonder Wirtschaft und gute Verfassung, und daß ohnstreitig das Wohl des Landes davon dependiere, daß der Landesherr alles selbst verstehet und ein Wirt und Oekonomus ist: sonsten, wann dieses nicht geschiehet, das Land den Favoriten und Premierministern zur Disposition bleibet, welche den Vorteil davon haben und alle Sachen in Konfusion setzen". Auch ohne das Vorgefallene würde deshalb der König den Sohn ein oder zwei Jahre in einer Kriegs- und Domänenkammer haben arbeiten lassen. „Es soll der Kronprinz also nur auf die häufigsten Exempel der Welt sehen, wie miserabel die meisten Fürsten haushalten und, ohngeachtet sie die schönsten Länder haben, dennoch selbige nicht recht ausnutzen, sondern Schulden machen und sich dadurch ruinieren."

Der Kronprinz sollte in der Kammer als Auskultator arbeiten, ohne Votum: „Dahero ihm untenan," so bestimmte es der Befehl des Königs an Präsident und Direktor der Behörde, „ein kleiner Tisch nebst einem Stuhl gesetzet und Tinte, Feder und Papier auf den Tisch geleget werden soll." Die Berichte des Kollegiums sollte er gleichfalls „untenan", nicht in derselben Linie mit den Räten, unterschreiben. Montag, den 20. November, am Tage noch der Eidesleistung, erfolgte seine Einführung in die Kammer.

III.

In der Kammer und beim Regiment.

So erschütternd die Eindrücke der letzten Zeit gewesen waren, der junge Fürst hat sich den Lebensmut nicht brechen lassen. Die Uebergänge zwischen seinen Stimmungen sind jederzeit sehr schnell und nicht selten unvermittelt gewesen. Die Erlösung von der qualvollen Ungewißheit über das eigene Schicksal, die Freilassung aus der engen Einzelhaft, die zuversichtliche Hoffnung, bald noch ein größeres Maß von Freiheit zugestanden zu erhalten, das leichte Blut des Achtzehnjährigen — alles das wirkte zusammen, dem Prinzen seine ganze natürliche Munterkeit wiederzugeben.

„Se. Königliche Hoheit sind lustig wie ein Buchfink," schreibt der Kammerdiener Hille am 19. Dezember 1730. Friedrich hatte sich schnell zu seinen „Vorgesetzten" ein vortreffliches Verhältnis geschaffen. Sie sahen doch immer den Thronerben in ihm; und zudem, wie sollten sie sich dem Zauber seiner liebenswürdigen Frohnatur entziehen? Wenn „unser illustrer Auskultator" in der Sitzung humoristische Referate abstattete, dann würde sich auch das finsterste Amtsgesicht geglättet haben; nun aber waren der Präsident von Münchow und der Kammerdirektor ganz und gar nicht starre Bureaukraten, sondern Männer von sehr urbaner Gesinnung. Gleich im ersten Monat der neuen kameralistischen Thätigkeit des Kronprinzen wandte sich „der Kiezer-Schulze", der sich von dem Kammerpräsidenten ungerecht beschieden glaubte, um Abhülfe an den Auskultator. Dieser gab dem Fall eine launige Einkleidung und führte vor der Kammer

die Sache seines Schützlings zur allgemeinen Heiterkeit mit so harmlosem Gesicht, daß Münchow ihm unmöglich gram sein konnte. Hatte der Präsident doch schon während der strengen Einzelhaft warmen Anteil an dem Lose des Gefangenen genommen und die Einführung von Konterbande in die Zelle, wie erzählt wird, begünstigt.

Ebenso gut stand sich Friedrich mit seinem Hofmarschall von Wolden, dem er nach der Instruktion „Parition" zu leisten hatte, und mit den beiden ihm zur Gesellschaft beigegebenen Kammerjunkern von Natzmer und von Rohwedell. Wohlmeinend und ehrenhaft, betrachtete es Wolden als seine Aufgabe, dem Gegensatz zwischen Vater und Sohn allmählich seine Schärfe zu nehmen, durch seine Berichte „des Königs Gemüt je mehr und mehr gegen den Kronprinzen zu adoucieren". Er hatte das feste Vertrauen zu seinem „Untergebenen", daß er ihn „durch eine gute Konduite soutenieren und nicht zum Lügner machen werde."

Zu solchen Männern konnte der Verbitterte wieder ein Herz fassen, der eben noch in seiner Zelle dem Feldprediger geklagt hatte, daß ihm während der ganzen traurigen drei Monate „nie von einem Menschen beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet worden sei"; dadurch wäre sein Gemüt „zu solchen Extremitäten geraten". Jetzt wichen die finsteren Schatten. Die Beobachter, die täglich um ihn waren, fanden kein Arges an ihm. Ausdrücklich stellt ihm Hille in einem vertraulichen Briefe an Grumbkow vom 18. Dezember 1730 das Zeugnis aus, daß gegen sein Herz nichts zu sagen sei.

In ihrem aufrichtigen Bemühen, alles zum Besten zu kehren, würden doch die Wolden, Münchow und Hille schwerlich von Erfolg gekrönt sein, hätten sie nicht die Bundesgenossenschaft eben dieses Grumbkow für sich gehabt, auf den der König nun einmal vor allen anderen hörte. Daß der Kronprinz trotz des Friedens, den er am 18. November geschlossen, gegen den alten bösen Feind noch mißtrauisch blieb, wird nicht überraschen. Wenn indes Grumbkow immer sich gleich blieb und unermüdlich die eingehendsten und brauchbarsten Lehren erteilte, so sagte Friedrich wohl zu Wolden: „Er meint es doch gut, sonst würde

er nicht so ausführlich schreiben.“ Wolden jedenfalls glaubte nichts Besseres thun zu können, als „unsere ganze Boutique hier“ der „mächtigen Protektion“ des königlichen Günstlings zu empfehlen. Es traf völlig zu, wenn er sagte, daß sie in Küstrin ohne Grumbkows Leitung im Finsteren tappen würden wie die Blinden. Der erste Brief des Prinzen, am 19. November, noch während Grumbkows Anwesenheit, geschrieben, hatte es bei dem Könige getroffen; gleich der zweite, vom 28. November, wurde zum Empfang zerrissen. Einmal im Monat sollte Friedrich dem Vater in Zukunft überhaupt nur schreiben. Der Dezemberbrief hatte den Neujahrswunsch zu enthalten, ein schwieriges Thema nach alle dem, was das ablaufende Jahr gebracht hatte. Friedrich ließ Grumbkow um Verhaltungsmaßregeln bitten, wie er sein Schreiben nach des Königs Sinne einrichten müsse. Grumbkow war gern bereit, und der König war dann sehr zufrieden, als er in dem Glückwunsche las, der Sohn möchte das letzte unglückliche Jahr aus seinem Leben „gleich als ausradieren“ können.

Gerade die Schlußtage dieses alten Jahres hatten dem Kronprinzen noch einmal eine schwere Anfechtung gebracht. „Wenn er alles wüßte,“ schrieb Hille am 19. Dezember, „so würde diese schöne gute Laune ihm sehr bald vergehen, denn sie entspringt nur aus der Hoffnung auf ein baldiges gelinderes Los.“ Der Rückschlag blieb nicht aus. Eine Erkrankung, ein Anfall von Wechselfieber, drückte auch die Stimmung herunter. Der Patient beklagte sich bitter, daß er nach allen Proben seiner Unterwürfigkeit bisher auch nicht die geringste Zubuße an Freiheit erzielt habe. „Wenn nicht bald etwas kommt, was der Hoffnung neue Nahrung gibt,“ schreibt Hille besorgt an Grumbkow, „wäre es auch nur eine Kleinigkeit, so weiß ich nicht, wo das hinaus soll.“ Eben in dem Augenblicke, da dies geschrieben wurde — es war am Tage vor dem Weihnachtsabend — traf ein Schreiben vom Könige an Wolden ein, strotzend von harten Ausdrücken, die dem Prinzen galten. „Mein Gott, was soll aus alledem werden!“ in diesem Stoßseufzer läßt Hille in einer Nachschrift den Hülferuf ausklingen, den er an Grumbkow richtete.

Der König forderte gebieterisch den endlichen Widerruf einer dogmatischen Meinung, die ihm an dem Sohne ein schweres Aergernis geworden war. Zuerst aus den Verhören hatte er, man kann sagen zu seinem Schrecken, wahrgenommen, daß Friedrich den calvinistischen Lehrsatz von der göttlichen Gnadenwahl in dessen strengster Fassung angenommen hatte, eine Lehre, vor welcher der Vater trotz seines eigenen reformierten Bekenntnisses schon 1718 die Erzieher in ihrer Instruktion eindringlich gewarnt hatte. Die „Verkiesing" des holländischen Glaubensbekenntnisses, sagt er einmal, sei schlimmer als Heidentum. Schwerbekümmert gab er dem Gendarmenprediger Müller bei der Sendung nach Küstrin den Auftrag mit, den Kronprinzen von der Irrigkeit der Ansicht zu überzeugen, wonach „einer zu diesem, der andere zu jenem prädestiniret wäre, also wer zum Bösen prädestiniret wäre, könnte nichts als Böses thun, und wer zum Guten, nichts als Gutes." Der Theolog hatte keinen leichten Stand dem Prinzen gegenüber. Friedrich kannte die Litteratur über die Streitfrage und kannte, bibelfest wie er war, die Schriftstellen, welche sich für seine Meinung anführen ließen. Er berief sich gegen den Lutheraner auf Luther selbst, der ja einen Traktat „Daß der freie Wille nichts sei", geschrieben hatte; der Geistliche erwiderte ihm, nicht Luther, sondern das Wort Gottes sei die Regel seines Glaubens. Selbst die Warnung in Kattes ergreifendem Vermächtnis, Friedrich möchte nicht an eine Fatalität glauben, blieb ohne Eindruck. Endlich glaubte der Feldprediger, als er am 19. November Küstrin verließ, den Kronprinzen von seiner Meinung zurückgebracht zu haben. Bald aber ersah der König aus einem Bericht Woldens das Gegenteil. In furchtbarer Erregung schickte er am 29. November einen Eilboten nach Küstrin; starr vor Schrecken las Wolden die Worte, die der helle Zorn diktiert hatte: „Ich habe Euren Brief wohl erhalten und daraus ersehen, daß der Bösewicht von seiner falschen Prädestination nicht abgehe; will er zum Teufel, so fahre er hin. Ich habe mir nichts zu reprochiren. Wollte Gott, ich wäre vor Gott in allen Sachen so weiß, als in diesen allen Sachen, so ich mit diesem Bösewicht gehabt. Indessen sollen sie drei nicht unter-

lassen, allemal vorzustellen seinen Irrtum, und dieses durch Anführung der heiligen Schrift, die ich solider halte, als das Dordrechtsche Konzilium. Enfin, Ihr werdet Euren Heiligen mit der Zeit noch besser kennen, daß nichts Gutes in ihm ist; aber seine Zunge ist gut, da fehlet nichts daran."

Der Prinz hatte den Mut, fest zu bleiben. Er ließ durch Wolden umgehend antworten, er glaube, daß er besser gethan habe, seine Herzensmeinung klar und deutlich zu sagen, als durch Heuchelei und verstecktes Wesen Gott und den König zu hintergehen. Dem Gescholtenen erschien begreiflicherweise der Ausbruch der königlichen Ungnade um so launenhafter, wenn er, wie in dem Brief vom 29. November, auf einem Blatt mit dem Verdammungsurteil in einer Glaubens- und Gewissensfrage die alten Rügen kleiner Aeußerlichkeiten las: „Der Bösewicht lässet sich nicht balbiren; wann der Bösewicht gehet, so gehet er en cadence, en faisant un coupé, oder ein pas de passepied, oder ein contretemps. Auch auf die Spitze von die Zehen gehet, auch sich nicht auf die Füße plantiret, und schief und gebogen gehet und stehet, und den Kopf und Leib nicht gerade hält, und keinem ehrlichen Menschen in die Augen siehet." Ein paar Tage vorher bereits ein polternder Verweis: „daß der Kronprinz schrecklich malpropre wäre, und sich nicht reinlich hielte, auch sehr unanständig äße, mit der Nasen immer auf dem Teller läge und einen Haufen Grimassen machte, auch sich recht einfältig anstellete." Bis auf die Handschrift des „Bösewichts" erstreckte sich der gallige Tadel.

Der König verlangte nun am 13. Dezember, daß Friedrich diejenigen namhaft machen sollte, die ihm die Irrlehre beigebracht hätten. Er ließ den Religionslehrer Andreä, die ehemaligen Erzieher Kalckstein und den greisen Finckenstein in ein scharfes Verhör nehmen. Der Prinz nannte die Bücher, in denen er jene Ansichten gefunden, nannte den Buchhändler Naudé, dessen Kataloge er eingesehen hatte. Der König erwiderte, Bücher hätten keine Flügel oder Füße, es müsse sie ihm jemand zugetragen haben. Als man ihm die Erkrankung des Sohnes meldete, schrieb er an den Rand des Berichtes: „Wie er prädestiniret ist, wird alles gehen; wo was Gutes an ihm wäre,

würde er sterben, aber davon bin ich gewiß, daß er davon nit stirbet, denn Unkraut vergehet nit." Der Prinz nannte niemand, und Hille schrieb verzweiflungsvoll an Grumbkow: „Das hat er nicht gethan und wird es niemals thun, sicherlich. Ich bin mit meinem Latein zu Ende." Bereits kamen wieder dunkle Stunden, wo der Prinz trotzig sagte: Da alle Unterwürfigkeit und der Gehorsam bis zum Kleinsten nichts zuwege bringe, da man ewig Händel mit ihm suche, so gelte es schließlich gleich viel, sich aufzubäumen und mit Ehren unterzugehen.

Hille ist es zuletzt gewesen, der ihn vermochte, eine entgegenkommende Erklärung zu geben. Er wurde nicht müde, dem Hartnäckigen zu predigen, daß die Beweisführung für die Prädestination im Grunde auf ein Spiel mit Worten hinauskäme, und der Prinz gab ihm endlich zu, daß es Thorheit sein würde, dafür das Martyrium zu leiden. Seine an den König gesandte Erklärung vom 27. Dezember besagte also, daß er bei der rein philosophischen und spekulativen Natur der Streitfrage gern der Meinung des Königs beipflichten und die bisher vertretenen Ansichten aufgeben wolle, um so mehr, als er sähe, daß diese Ansichten dem Könige mißfielen.

Leider sind die Briefe nicht erhalten, in denen der Kammerdirektor und Friedrich nach einem berühmten Vorbilde, an das Hille unwillkürlich erinnert wurde, im Stile des Briefwechsels zwischen Leibniz und der Königin von England, über die Prädestination miteinander gestritten haben, der Prinz, wie sein Partner sagt, auf gut türkisch.

Hille hatte den Vorteil, daß er durch seine litterarische Bildung mit dem Prinzen auf gemeinsamem Boden stand. Er sagt einmal, daß er dem Könige als Bücherleser verdächtig sei, er, der sogar gelegentlich die Ansicht zu verfechten sich erkühnt habe, daß die Lektüre den Geist bilde. Was dem Vater verdächtig war, ebendas zog den Sohn an. Der Kammerdirektor scherzt, daß Friedrich ihm und dem jungen Natzmer die Ehre anthue, ihnen beiden etwas Esprit zuzutrauen, gewonnen durch französische Lektüre und durch persönliche Berührung mit Franzosen. Hören wir Friedrich selbst in einem Briefe, den er nicht lange nach seinem Fortgang aus Küstrin geschrieben hat: Hille

gilt ihm als ein feiner Kopf, für alles empfänglich, im Besitz schöner Kenntnisse, im persönlichen Verkehr ohne Frage sehr angenehm, im Privatleben frugal, von strengen Grundsätzen. „Seine Gedanken sind klar und wohlgeordnet; nie habe ich einen Studierten und einen Mann von seinem Stande Französisch oder Deutsch gefälliger schreiben sehen.“ Nur seine Satire sei bisweilen unangebracht, vor allem in den amtlichen Berichten. Der Stolz, die Ueberhebung, die Friedrich an ihm tadelte, mögen vorhanden gewesen sein. Die Waffen seiner Satire durfte Hille gegen die Vorurteile und Eigenheiten des Prinzen selber zu richten wagen; er bekennt sich in einem Briefe an Grumbkow als Verfasser einer burlesken Erzählung in deutschen Versen nach dem Muster von Canitz, wodurch der junge Herr trotz der eingestreuten Anzüglichkeiten zum Lachen gebracht worden sei. „Hält man ihm etwas als lächerlich vor, so erreicht man mehr als durch Sentenzen.“

In dem kameralistischen Kursus, den der Auskultator durchmachen sollte, trug der Kammerdirektor das Finanzsystem und die Handelslehre vor und überließ dem Kriegsrat Hünicke die Ackerbaukunde. Hille glaubte bald Fortschritte an seinem Schüler wahrzunehmen, vermißte aber den inneren Trieb. Seine Hoffnung war, daß nach Ueberwindung der langweiligen und armseligen Anfangsgründe das Interesse sich noch einfinden werde. Und wirklich brachte Friedrich schon Ende Januar eine größere Uebungsarbeit zustande, einen Plan zur Hebung der Leinenindustrie, in welchem sein Lehrer die ersten Spuren volkswirtschaftlichen Verständnisses erblickte. Hille sagte nicht bloß in seinem offiziellen Berichte, sondern beteuerte es auch Grumbkow, daß der Aufsatz ohne jede fremde Hülfe entstanden sei. Der König freilich wollte sich das nicht einreden lassen und schrieb unwirsch an den Präsidenten Münchow (2. Februar): „Es nimmt mir aber sehr wunder, wenn Ihr Euch einbildet, als sollte ich glauben, als wann der Kronprinz solches Projekt gemachet, da ich doch besser weiß, was dazu gehöret. Es ist auch solches wider meine Intention, daß er soll anfangen, Projekte zu machen, indem ich Euch angewiesen habe, Ihr sollet denselben auf solide Sachen führen, weil ich von keinen windigen

Sachen etwas wissen will, denn zum Windmachen brauchet man keine Anführung."

Hille wiederum fand an dem Studienplan, wie ihn der König vorgeschrieben, das auszusetzen, daß die theoretische Unterweisung nicht Hand in Hand mit praktischer Anschauung ging. Die Theorie war, wie er meinte, bald ausgelernt, zur Uebung aber fehlte jede Gelegenheit, denn in der Kammer am Sitzungstische gewann der Auskultator doch keine sinnliche Vorstellung von dem, was in den Aemtern und auf den Aeckern vorging, vor den Thoren der Festung, aus der er den Fuß nicht hinaussetzen durfte. Zudem füllten die Sitzungen nur wenige Vormittagsstunden aus; ein Dezernat sollte der Prinz nicht haben, und die zwei Dienststunden nach Tische, während derer er in der Kanzlei die Handgriffe lernen und selber „viel abschreiben" sollte, werden kaum regelmäßig eingehalten sein. Kurz, Hille klagt in diesen ersten Monaten fort und fort (natürlich nur gegen Grumbkow im Vertrauen), daß man den Kronprinzen nicht genügend beschäftigen könne. Außerhalb der Dienstzeit und der Unterrichtsstunden blieb er auf seine drei Hausgenossen angewiesen. Es war Gefahr vorhanden, daß man sich gegenseitig überdrüssig wurde. Schon nach einem Monat macht Hille die Schilderung: „Sie wissen nichts mehr zu sprechen, man gähnt, langweilt sich, muß schreiben oder Schach spielen, oder gar nichts thun."

Aus Langeweile legte sich Friedrich auf das Verseschmieden, eine längst ihm liebe Beschäftigung. Wie er später erzählt, hat er mit zehn Jahren einen Roman verfaßt und mit sechzehn die ersten Verse gemacht, die Duhan ihm verbesserte. Diesem „Laffen von Lehrer", der, selber unwissend, dem Schüler den Kopf nur mit Albernheiten angefüllt habe, wünschte Hille „alles Ueble", offenbar ungerecht in seinem Urteile. „Während der Kronprinz nicht weiß, ob seine Vorfahren Magdeburg im Kartenspiel oder sonstwie gewonnen haben, kann er die Regeln der Aristotelischen Poetik an den Fingern herzählen und beißt sich jetzt wieder seit zwei Tagen die Nägel wund, um deutsche Verse in französische zu verwandeln." Die Sucht, schlechte Verse zu machen, die Reimwut, war nach Hille zu einer noch viel stär-

keren Leidenschaft geworden als die Musizierwut. Vergebens erinnerte er den erlauchten Poeten an den klassischen Rat, den der „Misanthrop" im ähnlichen Falle erteilt: Se. Königl. Hoheit geruhten zu antworten, diese Molièreschen Verse seien herrlich, und fuhren fort, ihre schlechten zu machen. Das war schon im Dezember. Einige Wochen später reichte der litterarische Gewissensrat Hille dem schon geübteren Autor seine Verse mit der Zensur zurück: „Für einen Prinzen recht gut, für einen gewöhnlichen Menschen nichts Besonderes." Das Bessere, was Pegasus im Joche zustande brachte, mußte Hille an den neuen Freund Grumbkow nach Berlin schicken.[1]) Und als dieser im Juni durch Küstrin reiste, sagte ihm der Kronprinz stolz, er sei ein großer Dichter geworden und könne in zwei Stunden hundert Verse machen; er sei Musiker, Moralist, Physiker und Mechaniker. Er hätte hinzusetzen können: auch Maler; denn wie Friedrich Wilhelm I., gichtkrank, „in tormentis", zu Pinsel und Palette zu greifen pflegte, so hat auch Friedrich sich in der Farbenkunst versucht; ein Pastellbild, das er „in seinem Küstrinischen Pathmos" gemalt, hinterließ er seinem Arzt dort zum Andenken.

Uebrigens versicherte Hille: „Sobald man nur andere Dinge zu thun bekommt, wird man sich mit der Reimerei nicht weiter abgeben."

Den Antrag Woldens, zur Ausfüllung der Mußestunden „die Lektüre einiger vom Finanz- und Polizeiwesen handelnden Bücher zu gestatten", wies der König am 12. Januar schroff zurück: „Ob sie ihm nicht auch wollten Flöte und Baßgeige geben?" Er wiederholte das schon früher erlassene Verbot jeglicher Bücher außer der Bibel, dem Gesangbuch und Arnds Wahrem Christentum, „denn aus Büchern lernt man nichts, sondern die Pratique muß es machen, und ist eben das Lesen allerhand unnützer Bücher Schuld, daß der Kronprinz in verschiedene verderbliche und gefährliche Umstände geraten." Er

[1]) Einiges davon, was sich in Grumbkows Nachlaß vorfand, wird im Anhang mitgeteilt: die frühesten Verse Friedrichs, die uns überliefert sind.

verwies ihn auf das Studium der in der Kammerregistratur befindlichen alten Papiere und Anschläge aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, ein andermal auf die Akten des Markgrafen Johann von Küstrin. Noch im Juni wurde die erneute Bitte um Bücher wieder abgeschlagen.

Selbst die Beschäftigung mit Geometrie und Fortifikationskunde galt als „Amüsement" und war als solches verboten.

Unmöglich ließ sich alles durchführen, was der Buchstabe der Instruktion den Vorgesetzten und den Hausgenossen vorschrieb. Wolden und die beiden Kammerjunker sollten mit dem Kronprinzen von nichts anderem sprechen; „als von göttlichem Wort, von des Landes Verfassung, von Manufakturen, Polizeisachen, Bestellung des Landes, Abnahme von Rechnungen, Raisonnements über Pachtungen, ingleichen von Prozeßordnungen"; „sobald der Kronprinz von Krieg und Frieden und sonst anderen politischen Sachen sprechen will, oder von allerhand nützlichen Scienzien in der Welt, sollen sie es ihm verbieten." Das hinderte nicht, daß Friedrich und der junge Natzmer, der einen Diplomaten an sich verdorben glaubte, sich abends bis zum Einschlafen in lange politische Debatten vertieften, und daß der Prinz dann zur Belehrung des Kammerjunkers mit keckem Wurf einen Zukunftsplan für die Abrundung des preußischen Staatsgebietes zu Papier brachte. Ein andermal, in besonders guter Laune, kündigte er seinen Entschluß an, die Ansprüche seines Hauses auf Orange und Arelat wieder aufzunehmen, um dadurch Anlaß „zu einer Reise nach Frankreich" zu haben. „Wir haben über seine Einbildungskraft gelacht," schreibt Hille, „und damit hat die Komödie geendet."

Die „ökonomische Instruktion" verbannte von der kronprinzlichen Tafel Austern, Seefische und Hamburger Kapaunen und alle Delikatessen. Auch würde man in den vom Prinzen eigenhändig geführten Haushaltsrechnungen vergeblich nach Ausgaben für solche Posten suchen; wurde doch von den monatlich zur Bestreitung sämtlicher Bedürfnisse ausgesetzten 147 Thalern fast immer gespart. Niemand aber verhinderte, daß Liebesgaben in die Vorratskammer eingeschmuggelt wurden: „von allen Seiten," bezeugt Hille schon am 19. Dezember 1730, „schickt man ihm mehr

Futter in die Küche, als sich aufbrauchen läßt." Alle französischen Weine waren verboten, und doch ließ es Grumbkow sich nicht nehmen, gelegentlich Champagner zu schicken.

Wären nicht die abkühlenden Donnerwetter des gestrengen Vaters von Zeit zu Zeit dazwischen gefahren, das Gefängnis würde ein noch fröhlicheres Aussehen gewonnen haben. Aber der König hielt z. B. streng darauf, daß der Prinz außer den drei Herren seines Hofstaates keine Gesellschaft bei Tische sah, so dringend auch Hille bei Grumbkow die Aufhebung dieser Beschränkung befürwortete. Daß Wolden die Einladung zu einer Feier des 24. Januar im Namen des Kronprinzen „platterdings refusirte", fand des Königs volle Billigung: „Recht, nit aus dem Hause essen, nit Musicke, nit Tanzen, denn dieses nit der Ort davor ist." Zwei Monate später, am 27. März, bat der Gouverneur um die Gunst, zu der Trauung seiner Tochter den Kronprinzen als Zeugen einladen zu dürfen: „Abgeschlagen," schreibt der König an den Rand, „ein Arrestante müßte eingeschlossen sein." Immer wieder betont er, man möge nicht vergessen, daß der Prinz „gar nicht in Küstrin ist, sich zu divertiren, sondern was zu lernen." Zu Grumbkow sagte er, es war am 13. April, Friedrich sei in Küstrin zufrieden wie ein König, einzig und allein aus Freude darüber, nicht mit dem Vater zusammen sein zu müssen; auch hasse er alles, was Arbeit und Anstrengung heiße.

Hinter der Bitte um ein leichteres Gewand bei Beginn der warmen Jahreszeit witterte Friedrich Wilhelm wieder nur die alte leidige Eitelkeit: „Er hat auch sonst niemals Sommerkleider getragen, und ist solches keine preußische oder brandenburgische Mode, sondern eine französische."

Der ganze sittliche Ernst aber und die heilige Wahrhaftigkeit Friedrich Wilhelms spricht aus dem Schreiben an Wolden vom 25. Mai 1731: sein Sohn solle sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen; „denn wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich tot schämen und mich vor Niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen thun, das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen, und nichts als preußisch, seinem Herrn und Vater getreu sein, und ein

deutsches Herz haben, alle Petitmaître-, französische, politische und verdammliche Falschheit aus dem Herzen lassen, und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade, denselben nicht aus den Augen setzen, so wird Gott alles so wenden, wie es ihm zeitlich und ewig nützlich sein wird.“

Es fiel Hille auf, daß der Prinz trotz aller Langeweile und trotz allen Zwanges sich nie ein unehrerbietiges Wort über den Vater entfahren ließ, höchstens im scherzenden Tone die Bemerkung, daß man den Kronprinzen und den Offizier nicht gehörig in ihm auseinander gehalten habe. Auch hat er wohl geäußert, wenn der König ihn hätte nach Italien reisen lassen, würde alles vermieden worden sein. Hille bezeichnet es in einem jener Briefe an Grumbkow (5. Juni) als eine starke Täuschung, wenn man annehme, daß der Sohn den Vater nicht liebe. Doch schlug dem Prinzen das Herz, wenn er an das erste Wiedersehen dachte; andererseits, durfte er sich nicht davon eine Verbesserung seiner gegenwärtigen äußeren Lage versprechen? Die Berliner Frühjahrsparade, auf die er gehofft hatte, ging vorüber. Als Grumbkow den Zeitpunkt für geeignet hielt, trug Wolden am 19. Juni des Prinzen Bitte vor, dem Vater bei Gelegenheit seiner Reise nach Preußen zur Truppenbesichtigung den Rock küssen zu dürfen. Aber der König antwortete: „Soll in Küstrin verbleiben; ich werde die Zeit schon wissen, wann das böse Herz wird gebessert sein, wahrhaftig, und nit Heuchelei darin ist.“

Friedrich war schmerzlich enttäuscht, weil der Anfang vom Ende noch immer nicht kommen wollte, und zeigte sich während der nächsten Wochen sehr niedergeschlagen. Endlich, am 5. August, beauftragte der König Wolden, seinem „Untergebenen“ nur gut zuzureden, und kündigte zugleich seine demnächstige Ankunft an: „sodann will ich ihn sehen, und wenn ich demselben nur in die Augen sehen werde, will ich gleich urteilen, ob er sich gebessert hat oder nicht.“

Seinen Geburtstag, den 15. August, wählte sich Friedrich Wilhelm aus, um seinem schon verloren geglaubten Kinde wieder „in die Augen zu sehen“, zum erstenmal seit einem vollen Jahre.

Eine große Menschenmenge folgte dem königlichen Wagen durch die Straßen von Küstrin bis vor das Haus des Gouver-

neurs. Dort stieg Friedrich Wilhelm ab, zog sich mit Grumbkow, dem Obersten Derschau und dem Gouverneur zurück und ließ den Kronprinzen rufen. Als Friedrich in Begleitung von Wolden und den beiden Kammerjunkern in die Thür trat, wandte sich der König sofort zu ihm um. Der Prinz fiel ihm zu Füßen. Der König befahl ihm aufzustehen und begann dann „mit sehr ernsthafter Miene“ seine eindringliche Anrede. „Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nunmehr vor Jahr und Tag passiret ist und wie schändlich Ihr Euch aufgeführet, auch was für ein gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen müssen, habe ich alles in der Welt gethan mit Gutem und Bösem, um Euch zum ehrlichen Mann zu machen, und da ich Euer böses Vornehmen schon einigermaßen soupçonniret, habe ich Euch aufs Allerrüdeste und Härteste im sächsischen Lager traktirt, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehen und eine andere Conduite annehmen, mir Eure Fauten offenbaren und um Vergebung bitten; aber alles umsonst, und seid Ihr immer verstockter geworden.“ Er sprach von „Jugendfehlern“, wie „Courtoisiren, liederliche Händel anfangen, Fenstereinschlagen und dergleichen Liederlichkeiten“, alles das sei noch verzeihlich; unverzeihlich aber seien vorsätzliche Lâcheté und „dergleichen garstige Action“ — er meinte den Versuch zu desertieren. Mit Nachdruck betonte er, daß der Prinz so wenig wie je ein anderer seinen Willen gegen ihn durchzusetzen vermocht habe: „Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen; aber höre, mein Kerl, wenn du auch sechzig bis siebzig Jahre alt wärst, so sollst du mich nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen jedermann souteniret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, dich zur Raison zu bringen.“ Im Verlauf seiner strengen und doch warmherzigen Scheltrede hielt er dem Sohne noch eine Anzahl Einzelpunkte vor, die entweder vor der Katastrophe zur Unzufriedenheit Anlaß gegeben hatten, oder durch die vorjährige Untersuchung zu Tage gebracht waren. Auf die Frage: „Hast du Katten verführt, oder hat er dich verführt?“ antwortete der Kronprinz ohne jedes Zaudern: „Ich habe ihn verführt“, und der König erwiderte: „Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit

gesagt.“ Auch das gab der Prinz auf des Vaters Frage jetzt endlich zu, daß er seine Flucht habe nach England richten wollen. Was er sich für die Begegnung einstudiert haben mochte, war vergessen: tief ergriffen folgte er nur der augenblicklichen Regung seines Herzens, und das war alles, was der Vater von dem Kinde wollte. Als Friedrich Wilhelm zum Schluß erklärte, das Vergangene völlig vergeben zu wollen, war die Bewegung des Prinzen überwältigend; schluchzend küßte er dem Vater die Füße. Man blieb dann noch einige Zeit bei einander, in ruhigerer Stimmung; der Prinz brachte seinen Geburtstagswunsch an, zur sichtlichen Freude des Königs, der ihn jetzt in seine Arme schloß. Als er seinen Wagen bestieg, umarmte er den Sohn vor allem Volk noch einmal und versprach ihm, weiter für ihn sorgen zu wollen, weil seine Treue jetzt aufrichtig scheine. „Welches denn,“ so schließt Grumbkow seine Aufzeichnung über die denkwürdige Begegnung, „den Kronprinzen in solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimiren kann.“

„Ich hatte bisher nie geglaubt,“ sagte der Kronprinz nach der Abreise, „daß mein Vater die geringste Regung von Liebe für mich hätte.“

Unter dem frischen Eindruck entschloß sich der Kronprinz, auch das letzte, was er noch auf dem Gewissen hatte, dem Vater zu offenbaren. „Ich muß mit Reue und Scham gestehen,“ schrieb er dem König am 18. August, „daß ich viel schuldiger, als Sie mich wissen, gewesen bin.“ Er bekannte sich zu jenem Briefe, durch welchen er im Winter vor dem Fluchtversuch der Königin von England das Versprechen gegeben hatte, eine englische Prinzessin zu heiraten. Zugleich wiederholte er die bisher stets vergeblich ausgesprochene Bitte, „wieder Soldat zu werden“.

Noch glaubte der König, ihm eine Bitte wieder abschlagen zu sollen, die, wie er in seiner Antwort sagt, dem Sohne doch nicht von Herzen gehe, sondern nur schmeichlerisch sei; denn er habe früher stets einen Abscheu gegen das Soldatenhandwerk und die Anstrengungen überhaupt gezeigt: „Wenn es auf Jagden, Reisen und andere Occasionen angekommen, hast Du allezeit gesuchet, Dich zu schonen, und lieber ein französisches Buch, des

bons mots, oder ein Komödienbuch, oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder die Fatiguen."

„Was gilt es," fährt der Brief fort, „wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich Franzosen und Französinnen, auch ein Paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits-maîtres verschriebe, so würde Dir dieses gewiß besser gefallen, als eine Compagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, Deiner Meinung nach, nur Canailles; aber ein petit-maître, ein Französchen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantechen, das scheinet was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un Prince." Vorerst, mit dieser Mahnung schloß der Brief, solle der Prinz ein guter Wirt werden und sein Geld nicht für „Döschens, Etuichens, bernsteinerne und andere Bagatellen" verschwenden; dann wolle ihn der Vater auch wieder zum Soldaten machen.

In Küstrin war in den Tagen nach dem Besuch des Königs eitel Lust und Freude. Ein Fest zu Ehren des Kronprinzen folgte dem anderen. Die neue Instruktion, die dann ankam, gewährte nicht ganz so viel Freiheit, wie man gehofft hatte: Wolden meinte, das Schriftstück möchte bereits vor der Küstriner Reise aufgesetzt sein. Immerhin öffneten sich jetzt dem Prinzen die Festungsthore. Nur mußte er das Verlassen der Stadt jedesmal dem Gouverneur melden, und nie sollte er eine Nacht außerhalb Küstrins zubringen. Die Lektüre weltlicher Bücher und die gesamte französische Litteratur blieb streng verpönt, ebenso Musik, Spiel und Tanz. Zu Tisch durften zwei Gäste eingeladen werden, aber nie Damen. In den Sitzungen der Kammer führte der Prinz jetzt eine Stimme wie die Räte und nahm den ersten Platz nach dem Präsidenten ein. Die Nachmittage blieben zur freien Verfügung. Die Spaziergänge und Ausfahrten — ein Marstall von neun Pferden wurde eingerichtet — bereiteten dem seit mehr als einem Jahre der Freiheit Entwöhnten ein lebhaftes Vergnügen. Bald begann auch die Bereisung der Aemter behufs praktischer Erlernung der Wirtschaft, und im Anschluß daran

wurden Besuche in den Garnisonen abgestattet, wo dann der Kronprinz die Offiziere sich vorstellen ließ, nicht ohne seine Würde und Höhe hervorzukehren, herablassend „wie ein König“. Die Teilnahme an dem Ordensfeste, das der neuernannte Herrenmeister der Johanniter, der junge Markgraf Karl, in Sonnenburg abhielt, verbot sich durch „ein kleines Non-plus-ultra“, eine Weisung des Königs an Wolden. Desto heiterer und ausgelassener wurde am 19. September des Herrenmeisters Durchreise durch Küstrin gefeiert: an den König wurde nur von den Scherben berichtet, in die man die auf sein Wohl geleerten Gläser geschlagen habe; gegen gute Freunde aber hat der Kronprinz ausgeplaudert, daß auch wieder einige Fenster als Opfer der festlichen Stimmung eingeworfen wurden.

Erst mit der Zeit durften die Ausflüge auf mehrere Tage ausgedehnt werden und führten nun den Kronprinzen auch in die entfernteren Orte der Neumark, bis an das polnische und schlesische Gebiet, denn die Vertrautheit mit den Verhältnissen der Grenzstriche betrachtete der König als besonders erforderlich. Eine Illumination in Frankfurt, einen Fackelzug, den die Studentenschaft ansagte, hätte der hohe Gast, um jeden Anstoß bei seinem königlichen Vater zu vermeiden, gern abgelehnt, aber die patriotischen Musensöhne, „dieses freie Völklein“, wie Friedrich, vielleicht nicht ohne Neid, schreibt, wollten sich ihr akademisches Recht, dem jugendlichen Thronfolger zu huldigen, nicht nehmen lassen.

Der Ort aber, den der Kronprinz im ganzen Kammerbezirke am liebsten besuchte, lag kaum eine Stunde vor den Thoren von Küstrin. Am 27. August speiste er zum erstenmal in Tamsel bei dem Obersten von Wreech; der anmutig gelegene Herrenhof in der Wartheniederung wurde für ihn, um mit Wolden zu reden, die Insel des Kalypso. Das Herz des Neunzehnjährigen ward von den Reizen der dreiundzwanzigjährigen Schloßfrau in feste Bande geschlagen. Es war eine halb erziehende, halb bestrickende Gewalt, welche die geistreiche junge Dame über ihren erlauchten Verehrer ausübte; kleine gesellschaftliche Ungezogenheiten gingen dem launenhaften Prinzen nicht leicht hin: er mußte in aller Form Verzeihung einholen. Gleich in den ersten

Tagen der Bekanntschaft war eine Art Freundschaftsvertrag abgeschlossen worden, kraft dessen der prinzliche Gast seine liebenswürdige Wirtin als Cousine anredete und sich in seinen Briefen als ihr Vetter zeichnete. Wie zu erwarten stand, offenbarte sich der neue Verwandte seiner Cousine sofort in seiner Eigenschaft als Poet, auf die er so großes Gewicht legte und in der er vor kurzem auch der Gräfin Finckenstein, einer jungen Witwe, eine Huldigung dargebracht hatte. In Tamsel meldete sich eine Masseneinlagerung geflügelter Insekten an, „schlimmer und gefährlicher als ein Heuschreckenschwarm, Vielfüßler mit scharfen Zähnen und gestrecktem Körper, Verse genannt", geradenweges vom Parnaß angelangt, von wo der gute Geschmack sie vertrieben hat, denn sie sind von der schlechten Sorte: trotzdem bitten sie um freundliche Aufnahme und nachsichtige Beurteilung. Aber Frau von Wreech sollte nicht bloß kritisieren, sondern vor allem inspirieren: der Sänger bat um die Erlaubnis, sie als seine Muse anrufen zu dürfen, und bezeichnete es als unzweifelhaft, daß die neun gelehrten Schwestern eine so würdige Zehnte gern in ihre Mitte aufnehmen würden. Wenn eine der Oden, die nach Tamsel geschickt wurden, einen ziemlich unumwundenen Liebesantrag enthielt, so erteilte die junge Frau, gleichfalls in gebundener Rede, eine Antwort, die mehr noch ihrem sicheren Takt, als ihrem poetischen Witz Ehre macht. Eine Huldigung, die im Munde jedes anderen beleidigend sein würde, erklärte Frau von Wreech als einen graziösen Scherz des „großen Friedrich" — denn sie zuerst hat unsern Helden also angeredet — sich gern gefallen lassen zu wollen; daß aber der schwache Versuch einer Erwiderung in französischen Versen überhaupt gewagt wird, dafür weiß sich die Schreiberin noch Dritten zu Dank verpflichtet:

C'est toute ma maison qui y a concouru!

— „das ganze Haus", also auch der würdige Herr Gemahl — eine heilsame Abkühlung für den allzu stürmischen Liebhaber.

Immerhin hat Frau von Wreech, als der Kronprinz von Küstrin und den neumärkischen Freunden schied, sein Bild gern als Andenken angenommen. In einem Briefe voll warmer Empfindung, der das Geschenk begleitete, wurde sie gebeten, das

Erinnerungszeichen ab und zu eines Blickes zu würdigen und dabei zu denken: „Es war im Grunde ein guter Junge, aber er wurde mir zum Ueberdruß, denn er liebte mich zu sehr und brachte mich mit seiner unbequemen Liebe oft in hellen Zorn.“ In einem Sonett aber, welches das Bild begleitete „wie der Dolmetsch den Gesandten“, schlug diese Liebe noch einmal lebhaftere Töne an, um endlich schmerzvolles Schweigen, stilles Martyrium zu geloben:

Doch halt, o Lied, verrate nicht zu viel,
Verhülle lieber hinter heitrem Spiel
Den Schmerz des Abschieds und des Herzens Wunde,

Verhülle deiner Wünsche liebstes Ziel,
Verschweige, daß nur Eine Dir gefiel,
Um die Du sterben möchtest jede Stunde.

Mit dem Ausgang des Jahres stand es fest, daß der Kronprinz Küstrin bald verlassen werde. Ende November wurde ihm zunächst erlaubt, zu der Hochzeit der Prinzessin Wilhelmine und des Markgrafen von Baireuth — denn die britische Heiratsverhandlung war nicht wieder aufgenommen worden — auf einige Zeit nach Berlin zu kommen. Den Augenzeugen ist der Moment unvergeßlich geblieben, wie Friedrich Wilhelm den Sohn mitten durch die Hochzeitsgäste auf die Königin zuführte: „Seht Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder.“ Der Prinz hatte sich während der langen Zeit, da er bei Hof unsichtbar gewesen war, sehr verändert; er war stärker geworden und noch gewachsen. Die Haltung war gesetzter, sein „air de marquis“ hatte sich verloren, sein Schritt erschien Unbefangenen „fest und leicht“, obgleich der König noch immer fand, daß sein Sohn auf den Zehen gehe „und auf solche Art, als ob er etwas hinke und wackle“.

Tags darauf, am 24. November, erschien der Kronprinz bei der Parade, von der Bevölkerung freudig begrüßt. Am 27. gingen sämtliche in Berlin anwesende Generale unter Führung des Fürsten von Dessau zum Könige, die Wiederaufnahme des Thronfolgers in die Armee zu erbitten. Friedrich Wilhelm versprach ihm das seit kurzem erledigte Goltzische Infanterieregiment in Ruppin und Nauen und erlaubte ihm, „den blauen Rock“ wieder anzulegen.

Mit der bestimmten Aussicht auf ein Regiment war viel gewonnen, denn es war damit ausgesprochen, daß der Kronprinz nicht wieder unter die stete Aufsicht des Vaterauges zurückkehren würde. Das wäre seinem offenen Geständnis nach das Furchtbarste für ihn gewesen. Deshalb hatte auch Wolden frühzeitig dem entgegengearbeitet und den General Grumbkow schon im vorigen Januar mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie die traurigen Folgen des früheren beständigen Zusammenseins allzu offen zu Tage lägen, als daß man in der Zukunft nicht die Wiederholung fürchten müßte. Grumbkow begriff das vollständig. Er wie Seckendorff und der Holländer Ginkel sprachen es als ihre feste Ueberzeugung aus, daß, wenn Vater und Sohn wie zuvor beisammenleben würden, die Aussöhnung nicht von langer Dauer sein könnte. Friedrich Wilhelm selbst gab zu, daß eine getrennte Hofhaltung ratsamer sei: „Es wird dann jedesmal etwas Neues für uns sein, wenn wir uns sehen."

Einstweilen mußte der designierte Oberst — sein Patent erhielt er erst am 29. Februar 1732 — die Uniform noch einmal mit dem Civilrock vertauschen. Da indes seine Tage bei der Kammer gezählt waren, so begann der Direktor Hille, der sich vorzugsweise als des Prinzen Küstriner Erzieher betrachten durfte, das Ergebnis der Festungs- und Lehrzeit zu überschlagen.

Seine Abneigung gegen den Kleinbetrieb der Verwaltung hatte der Kronprinz nicht zu überwinden vermocht; darüber bleiben die Klagen von Anfang bis zu Ende sich gleich. Hilles Beobachtung: „Die Beschäftigung mit der hohen Politik hält er für viel nobler und viel wichtiger als die mit den Finanzen", traf völlig zu. Wegwerfend schreibt Friedrich, indem er seinem Freunde Natzmer jenen großen politischen Zukunftsplan vorlegt: er lasse dabei die Einkünfte der neuzuerwerbenden Länder gänzlich außer Betracht, das seien Sachen, welche die Finanzleute oder eigentlich nur die Kommissariatsbeamten angingen. Und die Verwaltungsbehörde, deren Mitglied er zur Zeit war, feierte er mit den wenig schmeichelhaften Versen:

La chambre et les commissaires,
Qui font le métier des corsaires.

Wenn etwas den Wunsch, wieder Soldat zu werden, in ihm rege gemacht hat, so war es das drückende Gefühl, jetzt selbst zu den „Blakisten“ zu gehören, zu diesen tintenklecksenden Civilbeamten, die in dem Staate des größten preußischen Verwaltungskönigs nun doch einmal nicht als voll angesehen wurden. Der Kronprinz war damals noch der Meinung, wenn er geschickte Leute für die Finanzgeschäfte sich auswähle und sie gut bezahle, so werde er sich auf ihre Müheleistung verlassen können, und selbst wenn sie ihn hier und da betrügen sollten, würde der Schade so gar groß nicht sein, da das Geld im Lande bliebe und immer auf natürlichem Wege in die Truhen des Monarchen zurückkehren müßte. Er erklärte, daß er als Herrscher allerdings einen guten Teil seiner Zeit auf die Geschäfte verwenden würde, aber zu diesen Geschäften würden „Pachtanschläge“ jedenfalls nicht gehören, darin wolle er sich auf andere verlassen. Das hieß die Ermahnungen zur Treue im kleinen, die ihm der Vater fort und fort erteilte, gründlich in den Wind schlagen. Friedrich Wilhelm, der sich auch in den geringsten Dingen nicht auf andere verlassen wollte, legte auf Pachtanschläge und Anschläge überhaupt gerade den größten Wert; er hatte noch vor kurzem dem Sohn geschrieben, er solle fleißig acht geben, „wie man einen Anschlag machen und die Sachen, die nötig sind, wohlfeiler kaufen und also jedesmal etwas ersparen könne“, und zu den „soliden“ Kenntnissen rechnete er vor allem die Wissenschaft, „wieviel Groschen zu einem Thaler gehören und wieviel Mühe es einem Bauern kostet, einen Thaler zu verdienen“. Selbständig einen Pachtanschlag zu machen, hat der Kronprinz in Küstrin doch thatsächlich nicht gelernt, und Hille blieb der Meinung, daß er sich um die kleinen Einzelheiten als Regent nicht kümmern werde.

Ein ungleich lebhafteres Interesse wandte Friedrich den Fragen der Handelspolitik zu. Er begegnete sich hier mit der persönlichen Liebhaberei seines Meisters; er bewunderte an Hille das „eigenartige Genie“ für Handels- und Verkehrsangelegenheiten; er nennt ihn den Ersten in seinem Fache. Eine größere wirtschaftliche Aufgabe, die Friedrich gegen Schluß seiner Studienzeit bearbeitete, ist eben diesem handelspolitischen Gebiete ent-

nommen: der am 18. Dezember 1731 dem Könige überreichte „Plan wegen des Commercii nach Schlesien“. Da auch der Grundriß noch erhalten ist, an den Hille mit seinen mündlichen Vorträgen anknüpfte, so ermöglicht sich willkommner Weise die Vergleichung der Anleitung des Lehrers mit der ersten Anwendung des Erlernten durch den Schüler.

In den aufgeklärten Anschauungen der naturrechtlichen Schule wurzelnd, läßt Hille den künftigen Selbstherrscher alle Einkünfte des Landesherrn lediglich als Gegenleistungen der Unterthanen für den ihnen gewährten Schutz auffassen; der Landesherr wiederum verwendet stets einen beträchtlichen Teil der Einnahmen wieder unmittelbar für die Unterthanen. Die so cirkulierende Geldmasse bedarf, wenn das Land nicht verarmen soll, der Vermehrung, und als das einzige Mittel, neues Geld in das Land zu bringen, erscheint das Commercium. „Die gemeine Sage, Commercia müssen frei sein (eine Ansicht, die auch innerhalb des preußischen Beamtentums Vertreter fand), ist universellement nicht wahr“: denn ein Handelszweig, welcher mehr Geld außer Landes bringt als einführt, würde mehr schädlich als nützlich sein. Der Grundriß gibt dann die merkantilistische Einteilung des Handels nach dem Grade der Nützlichkeit: Ausfuhr der Rohprodukte oder Industrie-Erzeugnisse nur gegen bares Geld, Austausch derselben gegen fremde Waren mit einem Barüberschuß, vorteilhafter Transitohandel mit ausländischen Waren, Einkauf fremder Rohstoffe behufs Verarbeitung in den heimischen Manufakturen. Bevor die aufgestellten allgemeinen Grundsätze auf die Mark Brandenburg angewendet werden, schaltet Hille eine „kleine Historie des Commercii dieser Landen“ ein. In großen Zügen wird dargelegt, wie die Stadt Frankfurt, der Mittelpunkt des brandenburgischen Handels, vor alters die Levantewaren über Venedig und Augsburg erhielt und der große Stapelplatz für Polen, die Mark selbst, Preußen, Pommern und Mecklenburg war, wie aber infolge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die Erzeugnisse des Orients mit den nordischen und baltischen Waren „zu Einem Loche“, durch die Nordsee und Ostsee, nach Deutschland eingeführt wurden, wie dadurch die Stadt Frankfurt ihr altes Hinterland, das Ostseegebiet, verlor, den Ver-

lust aber durch die „Oberländer", Schlesien, Böhmen u. s. w., denen jetzt aus Italien nichts mehr zugeführt wurde, eine Zeit lang ausglich. Bis dann die Fahrt auf der unteren Oder durch die Mißgunst der pommerschen Herzoge und ihrer schwedischen Rechtsnachfolger immer ärger behelligt wurde, während die Anlage des „neuen Grabens", die Eröffnung des Spree-Oder-Kanals, durch welche den Stettinern ihr Handel „aus den Händen gedreht" werden sollte, doch nur den ganzen Handel zwischen der Oder und der Nordsee an die durch die niedrigen Sätze der sogenannten Krossenschen Zollrollen (von 1678 und 1694) allzusehr begünstigten Schlesier brachte und die Konkurrenz der Einheimischen völlig ausschloß. Die 1724 gegen diesen „gräulichen Querstrich" geschaffene Abhülfe zu Gunsten der Landeskinder war nur eine vorübergehende, da der König 1727 dem kaiserlichen Hof einen Handelsvertrag gewährte, der den Krossener Zoll wieder erheblich herabsetzte. Hille, der seinen Grundriß vor Beginn des Lehrkursus dem Könige unterbreiten mußte, besaß doch Freimut genug, die letzte Entschließung, bei der die neumärkische Kammer nicht gefragt worden sei, als verfehlt zu bezeichnen. Ein Glück noch, daß der Oderhandel über Stettin den Schlesiern, die nach dem Aufhören der schwedischen Herrschaft auch hier mit Privilegien sich einzunisten trachteten, bisher nicht preisgegeben worden sei.

Die Nutzanwendung, die sich dem Kammerdirektor aus der märkischen Handelsgeschichte ergab, war: „daß kein rechtschaffener Handel in der Mark Brandenburg zu hoffen sei, so lange die Schlesier von ihrem Immediathandel durch dieselbe nicht debusquiret sind, welches, wie es zu effectuiren, man höhern und klügern Männern billig überläßet."

Hilles damaliger Schüler hat später die Aufgabe, die der preußischen Handelspolitik hier vorgezeichnet war, auf die durchgreifendste und einfachste Art gelöst, indem er den Oderstrom in seinem ganzen Laufe dem preußischen Handelsgebiete einfügte. Zur Zeit beschied er sich damit, in seinem „Plan wegen des Commercii nach Schlesien" lediglich dasjenige zu entwickeln, was er in Hilles Unterricht gelernt hatte. Die Anlehnung an den Grundriß des Lehrers ist unverkennbar. Auch enthält der Plan

nicht sowohl Aenderungsvorschläge, als die Befürwortung des Festhaltens an einer Taktik, die durch eine Königliche Verordnung seit dem April bereits eingeleitet war; man wollte durch Herabsetzung der Oberzölle die Stettiner und Frankfurter Kaufleute gegen die Konkurrenz der Schlesier in den Stand setzen, die Kolonialwaren gleich billig oder billiger auf den binnenländischen Markt zu bringen.

Mit welchem Eifer der Kronprinz bei seiner Arbeit war, läßt einer seiner Briefe ersehen: „Ich sitze jetzt bis über die Ohren in meinem schlesischen Handel, und er macht mich so zerstreut, daß, wenn man mich fragt, ob ich Senf zum Rindfleisch haben will, ich imstande bin zu antworten: Sehen Sie in der neuen Zollrolle nach. Ja, das hat etwas auf sich. Ich kann mich einer Sache nicht halb ergeben, ich muß immer kopfüber hinein."

Das hatte Hille schon nach kurzer Beobachtung verbürgen wollen, daß sein Schutzbefohlener niemals arbeitsscheu sein und es möglich machen werde, seine Vergnügungen mit fleißiger Werkthätigkeit in Einklang zu bringen. Fernerstehende hatten einen anderen Eindruck; Graf Schulenburg, der Chef der Grenadiere zu Pferde in dem benachbarten Landsberg urteilte, daß die Vergnügungen dem Prinzen mehr am Herzen lägen als alles andere, und fürchtete, daß seine Leidenschaften ihn einst ganz beherrschen, daß nur diejenigen, welche diesen Leidenschaften schmeichelten, bei ihm gern gesehen sein würden. Friedrichs Sucht, an jedermann sofort eine lächerliche Seite herauszufinden, sein Hang zu verletzender Neckerei, schienen Schulenburg gefährliche Eigenschaften für einen Fürsten, der die Schwächen der Menschen zwar ergründen solle, die gewonnene Menschenkenntnis aber vor niemandem merken lassen dürfe.

Daß der künftige Monarch in der Wahl seiner Berater nicht immer glücklich sein werde, befürchtete auch Hille. Zunächst machte ihn, den Bürgerlichen, die unverhohlene Geringschätzung bedenklich, mit welcher der Kronprinz auf die „Rotüre" herabsah. Als der Kammerdirektor eines Tages von den eben an ihn eingegangenen Berichten eines adelichen Landrates sprach, erlaubte sich der Auskultator die Bemerkung, er finde es seltsam, daß ein Edelmann Bürgerlichen Rechenschaft ablegen müsse.

Hille, der sich überhaupt auf seinen Freimut etwas zugute that, hat ihm geantwortet, die Welt sei in der That eine verkehrte, das sähe man am schlagendsten angesichts der Erscheinung, daß Fürsten, welche nicht recht klug wären, oder sich nur mit Tand abgäben, gleichwohl vernünftigen Leuten Befehle zu erteilen hätten. Kein Wunder, daß Friedrich seitdem den Kammerdirektor als einen abgesagten Feind von allem, was adelich heiße, verschrie. In der Charakteristik, die Hille von dem Prinzen beim Scheiden zu entwerfen versuchte, spricht er von der Vorliebe für den Adel nicht, sieht aber aus einem anderen Grund Mißgriffe in der Wahl der Ratgeber voraus. „Da er alle Leute nach dem beurteilt, was glänzt, oder was die Franzosen Esprit nennen, so wird der, welcher nichts als den nackten gesunden Menschenverstand hat, in den Wettbewerb nicht eintreten können, besäße er gleich sämtliche Kenntnisse, Tüchtigkeiten und Tugenden. Eine Ansicht, deren Vortrag ein Bonmot, eine Pointe würzt, wird es über die allersolideste davontragen, die schlicht und nackt vorgetragen wird.“ Genau noch dasselbe Urteil, das Hille gleich im Anfang abgegeben hatte: „Sagt ihm, was Ihr wollt, wenn nicht einige Körnchen Esprit als Würze beigegeben sind, so hält er sich darüber auf; im anderen Falle aber bewundert er und wägt auf das Genaueste ab, ob des attischen Salzes zu viel oder zu wenig ist: was sachliches daran ist, das festzustellen hält er überhaupt nicht der Mühe wert.“ In dieser Beziehung meinte Hille, es sei geradezu schade, daß der Kronprinz soviel Esprit „im Sinne der Franzosen“ habe.

Seine Bewunderung für die Franzosen war während des Küstriner Aufenthalts um nichts schwächer geworden. „Die Deutschen,“ sagt unsere Charakteristik, „kennt er so gut wie gar nicht. Sein früherer Potsdamer Umgangskreis hat dem Ideal geistreichen Wesens und feiner Form, das er sich durch die Lektüre französischer Bücher gebildet hat, nicht entsprochen. Daher die seltsame Vorliebe für die Franzosen: er glaubt, daß sie so sind, wie sie in ihren Büchern sich selbst schildern. Die Franzosen, die er zu sehen bekommen hat, bringen ihn von diesem irrigen Vorurteil nicht zurück; denn entweder sagt er, sie sind durch den Umgang mit Deutschen bereits etwas verdorben, oder er

entdeckt Verdienste an ihnen, die ihnen selbst unbekannt geblieben sind.“ Daß er selbst außerordentlich viel Esprit besitze, davon sei er überzeugt, sei auch für die darauf anspielenden Schmeicheleien nicht unempfänglich: „Damit wird man seine Freundschaft leichter gewinnen, als durch alles andere, und wäre es ein Rekrut von drei und einer halben Elle.“

„Außerdem thut er sich auf eine überaus peinliche Höflichkeit etwas zu Gute, selbst Leuten gegenüber, die tief unter ihm stehen. Im allgemeinen ist seine Gesinnung edel und hülfbereit; viel eher wird ihn übel angebrachtes Mitleid abirren lassen, als der entgegengesetzte Fehler.“

„Ich wünsche sehnlich,“ damit schließt Hille seine für Grumbkow bestimmte Charakteristik, „daß dieser Prinz alle anderen übertreffen möge, zum Wohl des kommenden Geschlechtes, und dazu bedarf es nur noch eines Geringen.“

Auch Wolden sprach sich sehr hoffnungsvoll gegen Grumbkow aus. „Mit seinem eindringenden Verstand ist er zu allem befähigt, und ich kann wohl sagen, daß sein Küstriner Aufenthalt ihm nicht ganz ohne Nutzen gewesen ist. Denn davon abgesehen, daß die Trübsal ihm Kopf und Herz gebildet hat, so beginnt er doch auch eine richtige Vorstellung von sehr vielen Dingen zu gewinnen, von denen er vorher keine Ahnung hatte. Der liebe Gott wolle nur Seine Majestät noch einige Jahre leben lassen, damit der Kronprinz ausreifen kann, dann wette ich, daß er einer der größten Fürsten sein wird, die das Haus Brandenburg hervorgebracht hat.“

Beinahe hätten noch die letzten Tage des Küstriner Aufenthaltes einen neuen verderblichen Sturm entfesselt. Der Prinz schien nicht übel Lust zu haben, da anzuknüpfen, wo er vor dieser Zeit der Prüfung abgebrochen hatte. Der Heiratsfrage kam an der Verfeindung zwischen Vater und Sohn ihr verhängnisvoller Anteil zu; jetzt tauchte das tückische Gespenst von neuem auf, um an dem Werk der Aussöhnung im letzten Augenblicke zu rütteln.

Als Friedrich Wilhelm im Mai 1731 die auf sein Machtwort erfolgte Verlobung seiner Tochter Wilhelmine mit dem Markgrafen von Baireuth dem Kronprinzen mitteilen ließ, ver-

sprach er zugleich, ihm für die eigene Vermählung zwischen mehreren ihm zu bezeichnenden Prinzessinnen die Wahl zu lassen. Bald darauf kam Grumbkow mit bestimmten Vorschlägen, wonach der Prinz in den Häusern Sachsen-Gotha oder Eisenach und Braunschweig-Bevern Brautschau halten sollte. In Wien wünschte man seine Verlobung mit Elisabeth Christine von Bevern, der Nichte der Kaiserin. Prinz Eugen sah in der Bevernschen Heirat das einzige Mittel, den preußischen Thronerben, dem es „an Lebhaftigkeit und Vernunft" gar nicht zu fehlen scheine, an das habsburgische Interesse zu binden. Einmal durch die Not seiner Lage dahin gebracht, sich der Führung eines Grumbkow und eines Seckendorff völlig zu überlassen, erklärte sich Friedrich im Juni 1731 bei Grumbkows Küstriner Besuche mit der ihm von diesem Manne ausgewählten Partie einverstanden, immer unter der Bedingung, daß die Braut weder dumm noch widerwärtig sein dürfe. War er doch in augenblicklicher Erregung, ungeduldig, weil die Haft kein Ende nehmen wollte, eines Tages so weit gegangen, sich gegen Grumbkow zu der Verbindung mit einer österreichischen Erzherzogin bereit zu erklären.

Wäre es nach seinen persönlichen Neigungen gegangen, so hätte man ihn mit allen Anträgen zunächst verschonen müssen; aber er sah außer einem Ehegelöbnis keine Möglichkeit, von seiner Küstriner „Galeere" loszukommen. Seine Ansicht über das Heiraten entwickelte er gleich in den ersten Wochen seiner Thätigkeit bei der Kammer mit den Worten: „Mein Vater hat mir selber geraten, mich nicht jung zu vermählen, und solch Bettelweib, das alle Jahre älter und häßlicher werden würde, müßte mir bald überdrüssig werden. ... Ich werde mich als Vierziger mit einer Prinzessin von fünfzehn Jahren, deren Schönheit noch im Zunehmen begriffen ist, verheiraten." Und späterhin erklärte er geradezu, er sei jung und wolle noch sein Leben genießen. Aus seiner Empfänglichkeit für weibliche Reize machte er kein Hehl; doch sagte er wohl, wenn man ihn damit neckte, er sei nicht der Held, für den man ihn halte.

Unter allen Umständen erschien es seinen Küstriner Freunden von vornherein sehr zweifelhaft, ob er gewillt sein werde, wie Hille und Wolden mehr als einmal schreiben, „die Katze im Sack zu kaufen".

In der That, je näher die Stunde der schließlichen Entscheidung heranrückte, desto schwieriger wurde der Kronprinz. Zu Beginn des neuen Jahres kam er gegen Grumbkow noch einmal auf das früher von ihm Angeregte zurück: „Die Kaiserin würde mir einen größeren Gefallen thun, wenn sie mir statt einer ihrer Nichten eine ihrer Töchter gäbe. Allemal erkläre ich mich bindend über nichts, und solange man mich Junggesell bleiben läßt, werde ich Gott danken, es noch zu sein." Trotzig fügte er dem Briefe die Nachschrift zu: „Ich werde niemals eine Frau nehmen, es sei denn aus den Händen der Frau Markgräfin von Baireuth."

Am liebsten hätte er, wie er Grumbkow verrät (8. Jan. 1732), die Prinzessin Anna von Mecklenburg, die Enkelin des Zaren Iwan, mit einer Mitgift von zwei bis drei Millionen Rubeln geheiratet, falls sie sich entschließen könnte, auf die Nachfolge in Rußland zu verzichten; die ihm zugedachte Prinzessin von Bevern sei, wie selbst aus den dortigen Hofkreisen verlaute, ganz und gar nicht schön, dazu unbeholfen wie ein Klotz, und spreche wenig.

In einem der folgenden Briefe, am 26. Januar, schrieb er noch entschiedener: „Was die Prinzessin von Bevern anbelangt, so kann man darauf rechnen, daß sie, wenn man mich zur Ehe mit ihr zwingt, verstoßen werden wird, sobald ich Herr sein werde, und ich glaube, daß die Kaiserin darob nicht sehr befriedigt sein würde. Ich will nicht, daß meine Frau eine von den dummen ist, ich muß mich mit ihr vernünftig unterhalten können, oder es ist nicht mein Fall."

Am 4. Februar gegen Mitternacht kam ein Eilbote mit einem Schreiben des Königs nach Küstrin. Der Kronprinz wurde aus dem Schlaf geweckt und las in dem Briefe sein Schicksal:

„Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so, wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von der Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen habe, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter, und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheiraten. Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen

des Landes durch andere, soviel als möglich ist, examiniren lassen, was sie für Conduite und Education; da sich denn die Prinzessin, die älteste, von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollet mir cito Euer Sentiment schreiben. — Die Prinzessin ist nicht häßlich, auch nicht schön. — Indessen werde sehen Gelegenheiten zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in allem Honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und das ist alles, und comportabel sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern."

In welchem Sinne der Kronprinz antwortete, wissen wir, da der Brief nicht mehr vorliegt, nur aus seiner Mitteilung an Grumbkow: „Ich habe in aller Unterwürfigkeit geantwortet und gesagt, daß der König meinen Gehorsam in allen Stücken sehen würde; da er es für gut befunden hätte, daß ich dieses häßliche Geschöpf sehen sollte, so würde er alsdann selber darüber urteilen, ob sie mir zusagt; übrigens würde ich nicht verfehlen, seinen Geboten zu gehorchen." Er setzt hinzu: „Ich bedaure diese arme Person, denn damit wird eine unglückliche Prinzessin mehr in der Welt sein."

Daß der König alsbald ihm eröffnet hatte, die Hochzeit werde im kommenden Winter noch nicht stattfinden können, war ein kleiner Trost: „Nous avons donc du temps multum," schrieb er Grumbkow im nächsten Briefe, am 9. Februar.

Dann aber kam es über ihn wie Fieberangst. Vier Briefe, die er binnen acht Tagen an Grumbkow richtete, schlagen alle Tonarten an: Vorstellung, Bitte, Warnung, Drohung, rohen Cynismus, wildeste Verzweiflung. Er führt das Beispiel seiner zweiten Schwester an, die wider ihren Willen dem Markgrafen von Ansbach vermählt ist und unglücklich lebt: „Mein Gott, hat man denn nicht an dem einen Falle genug!" Er beruft sich auf das frühere Versprechen, wonach ihm die Wahl zwischen drei Prinzessinnen freistehen sollte; will sich denn der König selber ein Dementi geben? „Meine Schwester Wilhelmine in ihrem Arrest hat zwischen drei Prinzen wählen dürfen, und mich will man zwingen, mich für die eine Einzige zu entscheiden. Ein Vater kann zu seinem Sohne sagen: ich will nicht, daß

Ihr die oder jene heiratet, aber er kann ihn nicht zwingen, eine bestimmte Person zu nehmen." Man gebe mir die Prinzessin Christine von Eisenach. „Der König soll doch daran denken, daß er mich nicht für sich verheiratet, sondern für mich." Er bittet Grumbkow, sich die peinliche Verlegenheit auszumalen, in die er kommen werde, vor einer „stummen Häßlichkeit" den Amoroso zu machen: „denn auf den guten Geschmack des Grafen Seckendorff verlaß' ich mich in diesem Fache nicht viel." Dann erklärt er wieder: „Ich will lieber das gemeinste Weibstück von ganz Berlin haben, als eine Betschwester mit einem halben Dutzend Mucker an ihrer Schleppe." Wenigstens soll das „Corpus delicti" sofort von ihrer bigotten Mutter getrennt werden und womöglich zur reformierten Lehre übertreten. Dann aber wird auch die bedingte Zusage zurückgezogen (19. Februar): „Sie können dem Herzog sagen lassen, mag kommen was da will, ich nehme sie nie. Ich bin unglücklich gewesen mein ganzes Leben lang und ich glaube, es ist mein Verhängniß, unglücklich zu bleiben. . . . Ich habe genug ausgestanden für ein Verbrechen, das nichts als eine Verirrung war, und ich will mich nicht verwetten, mein Leid bis in alle Zukunft auszudehnen; ich habe noch Mittel, und ein Pistolenschuß kann mich befreien von meinem Leid und von meinem Leben, und ich glaube, daß der liebe Gott mich deshalb nicht verdammen und aus Erbarmen mir statt des elenden Lebens das ewige Heil geben würde."

In ruhigeren Augenblicken gab er sich wieder der sanguinischen Hoffnung hin, durch sein persönliches Eingreifen das über ihn Bestimmte rückgängig zu machen: „Ich werde bald nach Berlin kommen, und dann wird es vielleicht heißen: Veni, vidi, vici."

Es fehlte viel daran. Zunächst erklärte Grumbkow sehr bestimmt, in der Don-Carlos-Tagödie, die der Kronprinz aufführen zu wollen scheine, nicht mitspielen zu können: „Nein, Monseigneur, das Hemd ist mir näher als der Rock . . . Mich zwischen Vater und Sohn einzwängen zu wollen, die so entgegengesetzte Triebe haben, das wäre ein Unterfangen, das dem vorbedachtesten Manne den Hals kosten würde." Der unmittelbar bevorstehenden Ankunft des Prinzen sah er mit Schrecken

entgegen. „Die zwei letzten Nächte habe ich nicht schlafen können," klagte er am 23. verstört seinem Herrn und Meister Seckendorff, ohne dessen Wissen er fast keine Zeile nach Küstrin richtete: „Bleibt der Prinz hier auf der Berliner Bühne, so ist er nicht so weit Herr über seine Leidenschaften, um sich nicht zu verraten, und hier vor so vielen Beobachtern wird der Vater bald treulichst von allem Bericht erhalten, noch dazu von Leuten, die anscheinend ganz auf die Gedanken des Sohnes eingehen werden. Selbst den sieben Weisen Griechenlands würde ich die Kunst nicht zutrauen, sowohl dem Vater wie dem Sohne es zu Dank zu machen."

An den Hofmarschall Wolden aber, der ihm den Prinzen in seinem ungebärdigen Eigensinn zu bestärken schien, schrieb er mit schneidender Ironie: „Ich hoffe, Sie werden es so herrlich weit bringen, daß wir die alten Scenen von neuem erleben. Mag doch Se. Königliche Hoheit Madame von Eisenach oder die vollkommenste Venus heiraten, mir ganz einerlei. Ich bitte Sie nur um die eine Gnade, zu vergessen, daß wir uns je geschrieben haben, und Se. Königliche Hoheit zu vermögen, mich gänzlich zu vergessen."

Da Grumbkow sich vor allem über die unvereinbaren Widersprüche in der Sprache des Kronprinzen beklagte, der dem Vater noch soeben wieder unbedingten Gehorsam gelobt habe, so ließ ihm Friedrich durch Wolden antworten, daß er dem Könige gegenüber füglich nicht in der Lage sei, eine Einrede zu wagen, dagegen doch meine, an Grumbkow offenherzig schreiben zu dürfen: er habe gehofft, daß es dem Manne des königlichen Vertrauens noch möglich sein werde, in einem günstigen Augenblick dem Könige von seinem Entschlusse zurückzubringen. Wenn Grumbkow sich an seine Brust schlug, so mußte er sich sagen, daß lediglich er und Seckendorff, die eigennützigen Urheber und geschäftigen Mittler dieser politischen Konvenienzehe, die jetzige traurige Verwickelung geschaffen hatten. Und sehr bald sollte die Zeit kommen, wo niemand dringender als die Grumbkow und Seckendorff gewünscht hätten, die Verlobung des Kronprinzen nicht so überhastet zu haben.

Also verließ der Kronprinz am 26. Februar sein ihm fast

lieb gewordenes Küstrin mit schwerem Herzen. Denselben Tag wurde der junge Herzog Franz von Lothringen, der allgemein als des Kaisers künftiger Schwiegersohn und Erbe betrachtet wurde, in Berlin als Gast erwartet. Zu lebhaft waren noch die Eindrücke der früheren Schreckenstage, als daß Friedrich nicht mit unheimlicher Empfindung an die Möglichkeit hätte denken sollen, wieder wie einst im sächsischen Lager in Gegenwart Fremder gemißhandelt oder doch ausgescholten zu werden. „Procul a Jove, procul a fulmine," schreibt er resigniert bei diesem Gedanken. Auch wußte er nicht recht, wie er sich gegen den Lothringer verhalten sollte, beschloß aber, des Guten lieber zu viel als zu wenig zu thun, lediglich um dem König wohlgefällig zu sein. Dazu schuf er sich Sorgen, die ihn füglich nichts angingen. „Mein Gott, was wird der gute Herzog und sein Gefolge sagen, wenn sie unseren erbärmlichen Hof sehen, sie, die eben aus Frankreich und England kommen." Sein einziger Trost war, daß er jetzt selbst als Fremder an den Hof zurückkehre und daß man ihn für nichts verantwortlich machen könne. Der Herzog Franz hat ihm nachher den Eindruck der Unbedeutendheit hinterlassen.

Die „Quarantäne in Potsdam," auf die Friedrich sich gefaßt gemacht hatte (um erst das Aeußere eines „accuraten Offiziers" wiederzugewinnen), blieb ihm erspart. Der König ging vielmehr mit möglichster Eile zu Werke und warb bereits am zweiten Tage nach der Ankunft des Kronprinzen bei den Braunschweiger Herrschaften, die sich in Berlin eingefunden hatten, für seinen Sohn um die Hand der Prinzessin Elisabeth Christine. Der Brautkuß wurde vertagt, bis ein Kurier die Antwort des kaiserlichen Oheims der Braut auf die Anzeige eingeholt habe; der Bräutigam schrieb inzwischen an seine Schwester Wilhelmine: „Die Person ist weder schön noch häßlich, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne Lebensart. Diese Schilderung ist nach der Natur; Du magst darnach beurteilen, ob sie nach meinem Geschmack ist oder nicht." Zu Grumbkow sagte er: „Ich habe keine Abneigung gegen die Prinzessin, sie ist ein gutes Herz, ich will ihr nichts Böses, aber ich werde sie nie lieben können."

Als am 10. März in Gegenwart von dreihundert geladenen Zeugen die feierliche Verlobung stattfand, fiel an dem Bräutigam das gedrückte Aussehen auf; beim Ringwechsel traten ihm die Thränen in die Augen. Wohldienerische Zungen sprachen von Freudenthränen. Sobald die Beglückwünschungen vorüber waren, wandte sich Friedrich von seiner Braut ab und trat einige Schritte zurück zu einer jungen Dame, die von den Eingeweihten als die Gebieterin seines Herzens bezeichnet wurde; immer wieder richtete er unvorsichtig genug das Wort an sie, während er seine Verlobte nicht einmal ansah.

Graf Seckendorff aber, auf dessen ästhetisches Urteil Friedrich freilich nichts geben zu wollen erklärt hatte, berichtete an den Prinzen Eugen: „Ich hoffe, es soll der Kronprinz die Prinzessin bei dem ersten Wiedersehen an Gestalt und Manieren dergestalt verändert finden, daß sie ihm besser als nun gefallen wird. — Denn da sie in der That die schönsten Traits von Gesicht, auch in der That einen wohlgeschaffenen Leib hat, so wird die Schönheit im Gesicht ohnfehlbar zunehmen, wenn die übrigen Flecken, so die Blattern zurückgelassen, vergehen und der Hals bei zunehmenden Jahren etwas vollkommener wird." Und weil der Bräutigam geäußert hatte, seine Braut tanze wie eine Gans, so ersuchte der wohlmeinende Seckendorff einen berühmten Dresdener Tanzmeister, für einige Monate seinen Aufenthalt in Wolfenbüttel zu nehmen.

„Des Grumbkows Ehrlichkeit," so erkannte Prinz Eugen huldvoll an, „ist wohl nun größten Theils der Sache glücklicher Ausgang zuzuschreiben." Der Mann, welcher nach Seckendorffs Zeugnis, „seinen Kopf, Freiheit und Ehre" bei dieser Handlung gewagt hatte, erhielt als Belohnung seiner treuen, der Hofburg geleisteten Dienste eine allerhöchste kaiserliche „Begnadigung" von 40000 Gulden. „Wenn Jemand in Welt Gnade verdient, so ist es dieser Mann," damit befürwortete Seckendorff gleichzeitig die heimliche Fortzahlung des jährlichen Ehrensoldes von 1000 Dukaten an Grumbkow.

Der nächste Auftrag, den Prinz Eugen dem erfolgreichen Unterhändler erteilte, war, in den Hofstaat des Kronprinzen solche Leute zu bringen, „die eines Teils die nöthigen Quali-

täten haben, um bei dem Kronprinzen sich beliebt zu machen, und von denen man andererseits versichert sei, daß sie keine anderen als ehrliche und dem kaiserlichen Interesse gemäße Principia ihm beibringen, auch von des Grumbkow und Ew. Excellenz Anhang abhangen.“ Doch wurde nicht Graf Schulenburg, den Prinz Eugen als geeignete Persönlichkeit bezeichnete, Hofmarschall, sondern Wolden behielt auch fortan die Stellung, die er in Küstrin gehabt hatte, durchaus im Sinne des Kronprinzen, der ihn zwar für geschwätzig und unvorsichtig hielt, aber als wohlmeinend erprobt hatte. Der junge Natzmer aber, dem Grafen Seckendorff längst ein Dorn im Auge, ward von dem kronprinzlichen Hofstaat getrennt, gar sehr zu Friedrichs Bedauern. Auch der Wunsch, seinen früheren Stallmeister Keyserlingk wieder zu seiner Gesellschaft zu erhalten, wurde dem Kronprinzen nicht gewährt.

Am 4. April ging der Kronprinz zu seinem Regiment ab, zunächst nach Nauen.

Die Gnadenfrist von etwa einem Jahre, die ihm bis zu seiner Vermählung blieb, mochte er anwenden, sich mit seinem Dienste als Oberst vertraut zu machen und darauf zu sehen, „daß sein Regiment kein Salatregiment wäre,“ wie des Königs Worte waren. Der junge Regimentschef sprach unehrerbietig genug von dem „Exercierteufel“ im preußischen Dienste und von der „Universität Potsdam“ als der hohen Schule der Drillkunst und rühmte seine militärische Ambition zunächst noch mit einiger Ironie. Eben in Nauen angekommen, schreibt er an Grumbkow: „Wir exercieren hier comme il faut, neue Besen kehren gut, ich muß doch meine neue Würde illustrieren und zeigen, daß ich ‚ein tüchtiger Offizier‘ bin.“ In seinem Gefallen an äußerem Flitter hätte er auch jetzt noch ein reiches Prachtgewand der knappen Uniform vorgezogen.

Von seinem täglichen Leben in der kleinen Garnisonstadt Ruppin entwirft Friedrich anläßlich gewisser nachteiliger Gerüchte, die nach Potsdam gedrungen waren, am 23. Oktober 1732 die launige Schilderung: „Gott weiß, daß ich jetzt so eingezogen lebe, wie nur irgend möglich. Ich widme mich dem Regiment; viel Exercieren; die wirtschaftlichen Aufgaben, die

mir der König gestellt hat, geben mir auch zu thun; dann kommt die Essenszeit, dann die Parole; darauf fahre ich entweder auf irgend ein Dorf oder ich unterhalte mich mit Lesen oder Musiciren. Um sieben Uhr komme ich mit den Offizieren zusammen, da spielen wir Karten. Um acht Uhr esse ich, um neun ziehe ich mich zurück, und so vergeht ein Tag wie der andere" — ausgenommen die beiden Tage in der Woche, an denen die Post aus Hamburg anlangt. Sie bringt die Hamburger Kapaunen, die Steinbutten und die englischen Austern, zu denen drei oder vier gute Freunde eingeladen werden; ginge es nach dem Wunsche des Herzens, so würden zehn gebeten werden, „aber so viel Gäste mit so kostbarem Futter zu sättigen, dazu reichen meine Mittel nicht aus."

Ein halbes Jahr später schreibt er: „Ich komme vom Exercieren, ich exerciere, ich werde exercieren. Das sind alle Neuigkeiten, die es zu berichten giebt, indessen liebe ich es sehr, mir einige Augenblicke zur Erholung zu gönnen und ziehe vor, hier von der Morgendämmerung bis zur Abenddämmerung zu exercieren, als zu Berlin als reicher Mann zu leben."

In die Nöte der Stellung eines Regimentschefs unter König Friedrich Wilhelm I. gewährt der verzweiflungsvolle Brief in Friedrichs gebrochenem Deutsch einen drastischen Einblick, den der Hauptmann von Hacke in Potsdam im Juli 1732 aus Ruppin erhielt: „Mein lieber Herr von Hacke, mein Gott, was hat mir Buddenbrock für eine Zeitung gebracht! Ich soll nichts aus Brandenburg kriegen, mein lieber Hacke? Ich habe darauf dreißig Mann aus der Kompagnie ausrangiret, und wor soll ich sie nun wieder kriegen? Ich wollte wohl dem König eben so wohl, wie der Dessauer, große Kerls geben, aber Geld habe ich nicht, und kriege und pretendire auch nicht sechs Mann vor einen. So heißt es wohl recht: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nichts hat, dem wird genommen von dem, das er hat. Das ist keine Kunst, daß des Fürsten und die magdeburgischen Regimenter schön sind, wenn sie Geld vollauf haben und kriegen darnach noch einige dreißig Mann umsonst. Ich armer Teufel aber habe nichts und werde auch mein Tage nichts kriegen. Bitte, ihn lieber Hacke, bedenke Er doch das;

und wor ich kein Geld habe, so führe ich dem Könige künftiges Jahr Asmus allein als Rekruten vor und wird mein Regiment gewiß Krop sein. Sonsten habe ich ein deutsches Sprichwort gelernet, das heißet: Versprechen und halten ꝛc. Ich verlasse mich allein auf Ihn, mein lieber Hacke; wor Er nicht hilft, wird es schlecht aussehen. Heute habe ich wieder angeklopfet, und wor das nicht hilft, so ist es gethan. Wenn ich noch könnte Geld geliehen kriegen, so wäre es noch gut, aber daran ist nicht zu denken; so helft mir doch, lieber Hacke."

Hacke war früher, wie erwähnt, von dem Kronprinzen eben nicht zu seinen Freunden gezählt worden. Der baumlange, ungeschlachte Hüne, der Gästen gegenüber die einzige Höflichkeitsformel „Setzt Euch" hatte, mit derselben aber nur die Damen zu beehren pflegte, war für Friedrichs Witz stets eine dankbare Zielscheibe gewesen. Jetzt aber galt es, den Mann, der bei dem Könige viel vermochte und, wie wir eben sahen, auch sonst nützlich sein konnte, warm zu halten, und so hatte sich mit „illustrissimus Häkchen" (crochet) ein Briefwechsel angesponnen: „Wir zeigen uns gegenseitig die Sammetpfötchen." Auch mit seinem alten Gegner Derschau wußte Friedrich sich jetzt zu stellen, weil er dessen Einfluß auf den König fürchtete „Derschau und Hacke sind meine Intimen," schrieb er an seine Schwester am 5. September nach Baireuth, „aber trau, schau, wem! Seckendorff und Grumbkow stehen vortrefflich mit mir und thun Gutes an mir — abgesehen von der Heiratsgeschichte." Als Seckendorff ihn vierzehn Tage darauf in Ruppin besuchte, sprach er „von seiner Dulcinea" kein Wort.

Um so weniger hielt er gegen Grumbkow in dieser leidigen Angelegenheit mit beißenden Sarkasmen in dem leichtfertigen Tone eines jungen Offiziers zurück. „Man will mich verliebt machen mit Stockschlägen; da ich aber nicht das Naturell der Esel habe, so fürchte ich, daß man nicht erfolgreich sein wird. Mein Gott, man soll sich doch ein klein wenig daran erinnern, daß mir diese Ehe nolens volens vorgeschlagen worden ist und daß die Freiheit der Kaufpreis war. Ich will nicht hoffen, daß sich der König, wenn ich erst verheiratet bin, in meine Sachen einmischt. Die Ehe macht mündig; sobald ich

es werde, bin ich Souverän in meinem Hause, und meine Frau hat nichts zu sagen. Es lebe die Freiheit!" Er wirft die Frage auf: „Bin ich denn von dem Holze, aus dem man die guten Ehemänner schnitzt? Ich liebe das schöne Geschlecht, aber meine Liebe ist sehr flatterhaft; ich bin für den Genuß, nachher verachte ich sie. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheiraten, aber dann ist es genug: Bon jour, Madame, et bon chemin." Wenn dann seiner Mutter, der Königin, schlimme Dinge über ihn zugetragen wurden, so sagte er: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß alle Welt so viel über mich spricht; ich leugne nicht, daß das Fleisch bisweilen schwach ist, aber für die geringste kleine Sünde wird man gleich als der größte Wüstling der Welt verschrieen! Ich thue mein möglichstes, um mit der Zeit vernünftig zu werden, aber ich glaube nicht, daß Cato Cato war, als er jung war."

Der König tadelte seinen Sohn, weil er der Braut nicht oft genug schrieb. „Was soll ich ihr denn schreiben?" seufzte er resigniert. Er begann nun, seine Liebesbriefe durch kleine Scherze zu würzen; „wir bezahlen ihn mit gleicher Münze", schreibt der künftige Schwiegervater an Grumbkow (6. Oktober). In angemessenen Zwischenräumen tauschten die Verlobten Geschenke aus. Die Braut schickte einmal eine Tabaksdose, die zerbrochen ankam; ein andermal, mehr wirtschaftlich als empfindsam, Braunschweiger Würste; selbstverständlich machte der so Beschenkte im stillen seine boshaften Randbemerkungen. Ende Januar eröffnete ihm der König, daß sie zu Beginn des nächsten Monats einen Besuch in Wolfenbüttel abstatten würden. Friedrich äußerte, daß er bis zu der Reise keine große Ungeduld spüre: „Ich weiß schon im voraus, was meine Stumme mir sagen wird; aber ich werde die Braunschweiger Komödie so spielen, daß nichts daran fehlen soll." Der König war nachher sehr mit ihm zufrieden: „Die Verliebten sind recht verliebt," schreibt er aus Braunschweig.

Ob der Kronprinz im geheimen seufzte und murrte und lästerte, auf jegliche Umtriebe gegen die Bevernsche Heirat hatte er gänzlich verzichtet. Wohl aber drohten Ränke und Tücken

von einer Seite, von der Friedrich Wilhelm sie am wenigsten hätte erwarten können.

Die Politik, welche die Verlobung gestiftet hatte, wollte jetzt zu der Vermählung nicht ihren Segen geben. Einen mit so viel Kunst gegen England geführten Schachzug wünschte man in Wien zurückzunehmen, nachdem seit 1731 die Wiederherstellung der politischen Solidarität mit den Seemächten der vornehmste Wunsch der kaiserlichen Staatsmänner geworden war. Noch immer konnte man sich in London nicht von dem Gedanken an die britisch-preußische Doppelheirat trennen. Drum forderte England von den neuen Freunden in Wien einen Liebesdienst in dieser Angelegenheit, und die kaiserliche Diplomatie nahm es wirklich auf sich, die erforderlichen Anträge bei dem König von Preußen zu stellen. Doch fiel man nicht mit der Thür ins Haus, sondern war vorsichtig genug, zunächst einen Fühler auszustrecken.

Schon vor der Verlobung des Kronprinzen mit seiner Bevernschen Braut war zwischen den Eltern eine zweite Familienverbindung vereinbart worden, eine Ehe des Erbprinzen Karl von Bevern und der Prinzessin Charlotte, der vierten Tochter Friedrich Wilhelms I.; die Ehepakten waren unterzeichnet. Jetzt sollte den augenblicklichen Bedürfnissen der österreichischen Politik zu Gefallen Prinz Karl auf Lottinens Hand zu Gunsten des Prinzen von Wales, der zuvor um Wilhelmine gefreit, verzichten und zum Ersatz die Prinzessin Anna von England nehmen. Selbst ein Seckendorff betrachtete den Vorschlag als hochbedenklich, und Grumbkow, an den er sich wie immer zuerst wandte, verweigerte mit dem Kraftworte: „Der König ist nicht so dumm, wie Ihr denkt," entschieden seine Mitwirkung. Als Seckendorff auf die wiederholten und kategorischen Befehle des Prinzen Eugen sich Anfang Dezember 1732 endlich mit seiner Botschaft hervorwagte, entlud sich das Wetter, das er vorausgesehen hatte. Bei Hofe und im Tabakskollegium wollte man den König Zeit seines Lebens nicht „in einer solchen Rage" gesehen haben. „Man will mit Gewalt haben, ich soll gut englisch werden," sagte er zu Grumbkow. „Denkt, denkt, wer hätte das sollen denken von Leuten, die mich kennen sollten

und die ich gewiß besser kenne und gekannt habe, als sie glauben." Das nage ihm am Herzen und werde ihn noch töten. Fast ein Monat verging, ehe Seckendorff nach einer so starken Erschütterung seines Kredits mit Friedrich Wilhelm „seinen Frieden geschlossen" hatte.

Die Erfahrung hätte in Wien zu etwas mehr Zurückhaltung mahnen können; aber Robinson, der englische Gesandte, drängte immer ungestümer, und angesichts der näher und näher tretenden Möglichkeit einer Verwickelung mit den bourbonischen Kronen schienen dem kaiserlichen Hofe der gute Wille und die Hilfe der Seemächte ganz unentbehrlich. Seckendorff, er mochte wollen oder nicht, wurde von neuem vorgeschickt, und zwar diesmal mit einem Auftrage, der den ersten an Dreistigkeit noch übertraf: statt des Geringeren, das nicht gewährt worden war, forderte man keck jetzt das Ganze.

Der Tag der Hochzeit des Kronprinzen war festgesetzt, die bevorstehende Feier in allen preußischen Landen von den Kanzeln verkündigt worden. Der König mit der Königin und der Bräutigam selbst waren in dem herzoglichen Lustschloß Salzdahlum eingetroffen, die ganze Hochzeitsgesellschaft war versammelt. Auch Seckendorff befand sich unter den Gästen. Am 11. Juni, dem Morgen vor dem für die Trauung angesetzten Tage, kam ein Kurier aus Wien und brachte dem Grafen ein Schreiben des Prinzen Eugen vom 5. Juni; es enthielt den Befehl, die Verlobung rückgängig zu machen. In großer Erregung eilte Seckendorff zu seinem Grumbkow, der ihm den guten Rat gab, mit diesem Anbringen unterwegs zu bleiben und das für den König bestimmte Handschreiben des Prinzen Eugen ad acta zu legen. Trotz aller Vorstellungen wagte Seckendorff die Verantwortung für die Nichtausführung seiner „so positiven" Aufträge nicht auf sich zu nehmen. Der König lag noch im Bette, als der kaiserliche Gesandte um 9 Uhr früh vor ihn gelassen wurde. „Mit lächelndem Munde," so berichtet Seckendorff selber, bat er um die Erlaubnis, Ihrer Majestät Eröffnung über eine importante Sache zu thun; vorher aber ließ er sich („weil diese Vorsichtigkeit bei einem so hitzigen Herren auf alle Weise zu beobachten") das Versprechen geben, „daß Ihro Majestät mich

mit Geduld anhören, sich nicht darüber ereifern, und eine zwar selbstbeliebige, jedoch der gemeinen Wohlfahrt heilsame Entschließung ohnverzüglich darüber nehmen, vornehmlich aber das Geheimniß bei sich behalten wollten".

Und nunmehr trug er, ganz wie vor drei Jahren Sir Charles Hotham, auf die Vermählung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Amalie von England an.

Friedrich Wilhelm in seinem Bette erwiderte (Seckendorff führte die Antwort dem Prinzen Eugen wörtlich an): „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich, Er träumte. Hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro Kaiserliche Majestät nicht gethan, ohnerachtet wider Dero, auch wider mein Interesse, daß mein ältester Sohn sollte an eine englische Prinzessin vermählt sein. Aber nun, da ich mit der Königin schon hier bin, und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermal eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt als einen wankelmütigen Menschen ansehen zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist."

Da der König gegen seine Gewohnheit sehr gelassen blieb, so ließ sich der Unterhändler nicht sofort abschrecken, meinte, es sei nichts Ungewöhnliches, daß solche große Mariagen im letzten Augenblicke aufgeschoben worden seien, und schloß: „ob zwar an dem, daß die Vollziehung der Heirat zwischen dem Kronprinzen und der Bevernschen Prinzessin auf morgen schon angestellt und alle Präparatorien allhier zu Salzthal dazu vorgekehret, so könnte doch meines Bedünkens eine Abänderung inzwischen so weit gemacht werden, daß vor jetzo, statt des Kronprinzen Vermählung, des Prinzen Karl seine mit der Prinzessin Charlotte vor sich ginge und nach der Hand zu gleicher Zeit die des Prinzen Wallis mit der Prinzessin von Bevern und des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalie vorgenommen werde."

Der König wies jetzt den zudringlichen Diplomaten an seine Minister und sagte nur noch, „daß er durch keine Vorteile in der Welt sich würde bewegen lassen, seiner Ehre und

Parole einen solchen Schandfleck anzuhängen und die in vierundzwanzig Stunden zu vollziehende Heirat aufzuschieben". Die vorgeschlagene Abänderung wäre wider sein Gewissen.

Von Grumbkow hörte Seckendorff nachher, daß der König über den Antrag doch aufgebrachter war, als er es den Gesandten hatte merken lassen. Noch einmal regte sich Friedrich Wilhelms Argwohn gegen seinen Sohn und gegen die Königin. Grumbkow mußte den Kronprinzen zur Rede stellen. Friedrich beteuerte seine Unschuld an dem neuesten Winkelzuge der kaiserlichen Politik und ließ dem Könige erklären, daß nichts als der Tod sein der Prinzessin-Braut gegebenes Wort lösen solle. Den Abend des ereignisreichen Tages verherrlichte die Aufführung eines Schäferspieles, in welchem Friedrich in Bauerntracht als zärtlicher Liebhaber mitwirkte und von Apoll den Preis des Flötenspiels zuerkannt erhielt. Am nächsten Tage fand die Trauung statt. „Just diesen Augenblick ist die ganze Ceremonie zu Ende, und Gott sei Lob und Dank, das alles vorbei ist," schreibt der Kronprinz um zwölf Uhr in der Nacht an seine Schwester Wilhelmine.

Auf Befehl des Königs wurde die Anzeige der Vermählung an den englischen Hof unterlassen. Von Hannover und London aus verbreiteten sich dagegen in den nächsten Wochen „allerhand satirische Piecen über die zu Salzthal vollzogene Heirat".

In Berlin folgte den Einholungsfeierlichkeiten unmittelbar das Hochzeitsfest des zweiten Paares, des braunschweigischen Erbprinzen und der Prinzessin Lottine, die vorher im Verein mit ihrer Mutter, der Königin, mit liebevoller Sorglichkeit die Einrichtung des dem kronprinzlichen Paare bestimmten Hauses überwacht hatte: es war das bisherige Kommandanturgebäude gegenüber dem Zeughaus. Zugleich schenkte der König seiner Schwiegertochter das Lustschloß Schönhausen mit seinem gut gepflegten Parke; der Kronprinz kehrte nach einigen Wochen einsam, wie er es sich gewünscht hatte, nach Ruppin in die „geliebte Garnison" zurück.

Da die Herren von dem bisherigen Ruppiner Hofstaat, „Don Silva" (Wolden) an ihrer Spitze, von jetzt ab in Berlin den Dienst bei der Kronprinzessin hatten, so hielt es der König

für nötig, einen erfahrenen und zuverlässigen Offizier, den Oberstleutnant von Bredow, seinem Sohn an die Seite zu stellen, denn „ich finde ihn noch nicht im Stande, daß ich ihn so allein gehen lassen könnte". Bredow erhielt die Weisung, auf Ordnung und Haushaltung zu sehen und dem Kronprinzen „durch vernünftige Vorstellung und ein gutes Exempel gute Sentiments beizubringen". Auch sollte seine Gegenwart dazu beitragen, „daß die jungen Offiziers in Sprechen und Umgang so viel mehr Menagement gebrauchen, denn Ihr werdet Euch schon als ein alter erfahrener Oberstleutnant den nötigen Respekt verschaffen". Begreiflicherweise betrachtete der prinzliche Oberst diesen „militärischen Mentor" mit Mißtrauen und schalt ihn wegen seiner Berichterstattung nach Potsdam einen Argus und Zeitungsschreiber.

Das Einerlei des Friedensdienstes sollte bald eine Unterbrechung erfahren. Noch im Herbst 1733 überschritten die Franzosen den Rhein und nahmen Kehl, um durch eine Diversion in Deutschland die polnische Königswahl Leszczynskis, des Schwiegervaters Ludwigs XV., gegen die Höfe von Wien, Petersburg und Dresden aufrecht zu erhalten. Im Frühling des nächsten Jahres stießen 10000 Preußen als Hilfstruppen zu dem kaiserlichen Heere am Neckar. „Ich hoffe," sagte der König, „daß sie sich so werden aufführen, wie sich ein Brandenburger aufzuführen gewohnt ist." Am 30. Juni ging der Kronprinz aus Berlin in das Hauptquartier ab, „als Volontär".

Er brannte vor Kampflust und Ruhmbegierde. Noch lieber freilich hätte er es gesehen, wenn der Krieg unmittelbar der Sache des Königs, den Interessen Preußens gegolten hätte. Als vor zwei Jahren das Gerücht den Tod des Kurfürsten von der Pfalz als unmittelbar bevorstehend ankündigte, und somit die Entscheidung wegen der jülich-bergischen Erbschaft ganz nahe gerückt war, da jubelte Friedrich: „Ich würde entzückt sein, die schöne Armee des Königs handeln zu sehen und das Kriegshandwerk inmitten seiner siegreichen Waffen zu erlernen. Welch glücklichen Erfolgen darf man sich nicht versprechen, im Kampf für eine gerechte Sache und beseelt durch die Ruhmbegierde! Ich versetze mich schon im Geiste auf die Gefilde von Jülich

und Berg und sehe unsere neuen Unterthanen zu den Füßen ihres neuen Herren, so daß wir mit dem Schrecken unserer Waffen nur das Herz unserer feigen Neider zu erfüllen brauchen." Der Einundzwanzigjährige glaubt 1733, daß es die höchste Zeit für ihn ist, etwas für die Unsterblichkeit zu thun: „die Kraft meines Armes verdirbt in der Unthätigkeit; jetzt könnte ich noch ein Kriegsschüler werden, mit dreißig Jahren hat man keine Anlage mehr zum Lernen, und ein Handwerk wie das kriegerische verdient mehr als die Spätlinge des Greisenfleißes: man muß darin erzogen und aufgewachsen sein."

Gerade die Wahrnehmungen, die er in der nächsten Zeit machen sollte, bestärkten ihn in der Ansicht, „daß dasselbe wunderkräftige Feuer, das einen Condé, einen Marlborough, einen Eugen in ihrer Jugend zu Helden schuf, ihre Kraft auch allzu schnell verzehrte".

Die Instruktion, die er 1734 in das Feldlager mitnahm, hielt ihn zu fleißigem Verkehr mit den alten, erfahrenen Kriegsobersten des Kaisers an, mit Generalen wie Wallis und Schmettau und vor allem mit dem Prinzen von Savoyen selbst. So oft der Prinz Eugen ausritt, sollte er sich bei demselben einfinden und auf jede seiner Anordnungen achtgeben, auch bei den Begleitern des Feldherrn sich stets nach den Gründen der erteilten Weisungen erkundigen: „des Prinzen Eugenii Durchlaucht selbst darum zu fragen, ist wider den Respekt und muß dahero nicht geschehen." Am Tage einer Schlacht sollte der Kronprinz dem Altmeister zur Seite halten und erst nach Eintritt der Entscheidung zu der preußischen Infanterie reiten.

Wie wenig entsprach der Verlauf des Feldzuges von 1734 den Voraussetzungen dieser Instruktion und den hochgemuten Erwartungen Friedrichs, der den Prinzen Eugen in Wiesenthal am 7. Juli mit den Worten begrüßte, er wolle zusehen, wie ein Held Lorbeeren sammele. Das Feld, in das er kam, war „an Lorbeeren sehr unfruchtbar", und der Sieger von Zenta und Turin „vegetierte nur noch": „Die, welche ihr ganzes Leben lang an den Ruhm sich gewöhnt und an siebzehn Ehrentagen ihn behauptet hatten, mußten diesmal ohne neue Kränze heimkehren." Immerhin war der Eindruck tief, den der greise Held allein

durch seinen Anblick auf die lebhafte Einbildungskraft des jungen Kriegers machte. „Noch der Schatten des Prinzen Eugen", sagte Friedrich ein paar Jahre später, „flößte den Feinden Ehrfurcht ein; alle diese berühmten Schlachten traten vor ihr Auge, wo sie seine Tapferkeit, seine Kriegserfahrung und seine Sieghaftigkeit an sich erprobt hatten. Da man allzeit ihn als Sieger gesehen, so verwechselte man ihn mit dem Siege selbst, und die Franzosen fürchteten den einzigen Prinzen Eugen mehr als die gegen sie vereinigte Gesamtkraft des Reiches." Ausdrücklich verwahrte sich der Kronprinz hier im Lager dagegen, „als ein kleiner Eugen" kritteln und klug reden zu wollen, und meinte, daß Seckendorff und die anderen Generale den Generalissimus, der ihnen zu alt schien, mit ihrer Weisheit nur zu Dummheiten veranlassen würden. Man wollte bemerken, daß er die lakonische Sprechweise des großen Siegers sich aneignete. Als ein persönlicher Zug an dem Alten blieb dem Volontär von 1734 unvergessen, daß in Gegenwart Eugens nichts zu seinem Lobe gesagt werden durfte.

Die Hauptausbeute des militärischen Kursus blieb bei alledem, wie Friedrich noch im Lager feststellte: „Unser Feldzug ist eine Schule, in der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, eine Lehre ziehen kann." Wie vor Zeiten der junge Moritz von Sachsen als Teilnehmer an dem Heereszuge Karls V. nach Frankreich den Eindruck gewinnen konnte, daß ein Waffengang mit diesen Kaiserlichen nicht allzu gefährlich sein dürfe, so machte auch hier unter den Truppen des sechsten Karl der militärische Scharfblick eines deutschen Prinzen eine Nutzanwendung für die Zukunft. Dem Freiherrn von Riedesel gönnte Friedrich, als derselbe aus dem österreichischen Dienst in den preußischen übertrat, das Kompliment, er sei ihm als der Einzige, dessen Regiment bei der Rheincampagne in Ordnung gewesen, sehr wohl in Erinnerung; für jetzt aber bot die Prahlerei und das unkriegerische Aussehen der kaiserlichen Musketiere und Reiter dem mimischen Darstellungstalent des preußischen Kronprinzen dankbaren Stoff.

Uebrigens hatte die Anwesenheit der Preußen die Wirkung, daß der „Exerzierteufel" zu Friedrichs Schadenfreude auch in

die Kaiserlichen fuhr: „Der Prinz Eugen exerziert nun ärger wie wir: er ist öfter drei Stunden selber dabei, und fluchen die Kaiserlichen so viel auf uns, daß es grausam ist.“

Das volle Vierteljahr, das der Kronprinz vor dem Feinde stand, genügte, ihn, wie seine Instruktion es verlangte, mit dem Felddienst im kleinen und im großen völlig vertraut zu machen, so daß er wußte, „wie die Schuhe der Musketiere sein sollen, wie lange ein Soldat solche tragen kann und wie lange er in einer Campagne damit auskommen muß, desgleichen von allen Kleinigkeiten, so zu den Soldaten gehören, und so ferner bis zur hundertpfündigen Kanone, auch endlich bis zu dem großen Dienst und bis zu des Generalissimi Dispositiones“. Auch an Gelegenheit, persönlichen Mut zu bewähren, fehlte es in diesem Scheinkrieg doch nicht ganz. Auf einem Erkundungsritt im Walde vor Philippsburg kam Friedrich am 9. Juli mit seinen Begleitern den französischen Kugeln nahe genug; die Kaltblütigkeit, mit der er die Bäume um sich herum zersplittern sah, ohne im Gespräch innezuhalten, machte viel von sich reden.

Da der König sein Kontingent, bei dem er einige Tage nach dem Sohne eingetroffen war, bald wieder verließ, so gewann der Kronprinz volle Freiheit der Bewegung. „Der Kronprinz von Preußen“, bemerkt ein Augenzeuge, „hat sich gleich nach der Abreise seines Papa ganz neu und über die Maßen propre equipiert, auch seit des Königs Abreise seiner Dienerschaft eine ganz andere, sehr reiche Livree gegeben.“ Die lachenden Gefilde am Neckar und Rhein, die er vor vier Jahren qualvoll und mit finsteren Gedanken durcheilt hatte, wurden jetzt für ihn der Schauplatz lustigen, ausgelassenen Lebensgenusses. In diesem Heidelberger Lager, wo man den Ernst des Krieges kaum wahrnahm, tummelte sich die Blüte der deutschen adelichen Jugend. Zwar warnte den preußischen Kronprinzen seine Instruktion vor dem kordialen Umgang mit den vielen „Fürstenkindern, jungen Grafen und anderen jungen Leuten von Extraction, worunter gemeiniglich mehr böse als gute sind“. Indes, wo ließ sich da eine Grenze ziehen? Die Erinnerung an die etwas wüste Gemütlichkeit der österreichischen Magnaten bei

einem Gelage, das Friedrich in einem gewürzten Briefe schildert, mag ihm nach Jahren einige Züge für seine übermütigste Dichtung, das Palladion, geliefert haben, und das Oerdek teremtete, den kernigen Nationalfluch der Krieger der Pußta, führte er in der nächsten Zeit mit Behagen im Munde. Durchaus im Kriegsknechtston sind auch die Verse gehalten, die hier vor Heidelberg entstanden sind. Friedrichs tüdeske Muse verspottet ebenso derb wie holprig einen der „Schreiber" daheim hinterm Ofen, den alten Küstriner Gefährten Natzmer:

.... Wer nicht kann Kartaunenknall' und Stücken hören brausen,
Dem rathe ich er bleibe zu Haus
Und lause der Mutter den Zipfelpelz aus.
Zum Zipfel, zum Zapfel,
Zum Scherber, zum Pfriemen,
Bei der Jungfer Christinen
Zum Dachfenster rein.

Aehnlich wird einer der Kameraden von dem in der Garnison zurückgebliebenen kronprinzlichen Regimente, der tolle Hans Heinrich von der Gröben, „im Namen der ganzen gesamten und von vielen unterschiedlichen Herren, Ländern, Oertern und Provinzen versammelten und conföderirten Kriegsvölkern und Soldaten" kräftiglichst mit den bis heute nicht veralteten Schlagwörtern des Kasernenhofes ausgescholten: „daß du Teufel zu Hause sitzest" u. s. w. u. s. w.; die deutschen Alexandriner aber, die der Regimentschef dem Leutnant widmet, brechen jählings ab, denn:

Der edle Rebensaft stieg mir heut ins Gehirne,
So daß ich gar vergeß den Lauf derer Gestirne.
Also schließet Poet, wünschet dir gut zu leben,
Und wird dir tausend Mal sonst gute Nacht gegeben.

Aus dem Felde heimgekehrt, fand Friedrich den Vater schwer krank. Ende Oktober gaben ihm die Aerzte nur noch vierzehn Tage zu leben, die Wassersucht machte schnelle Fortschritte. Der Kranke übertrug dem Kronprinzen einen Teil der Regierungsgeschäfte, die Unterschrift der Verfügungen in Verwaltungsangelegenheiten. Erst um die Wende des Jahres änderte sich sein Befinden unerwartet zum Besseren.

Seit dem April 1735 hielt Friedrich um die Erlaubnis an, auch in diesem Jahre den Feldzug der Kaiserlichen bei dem preußischen Hilfscorps mitzumachen. Endlich erhielt er die Zusage und schrieb: „Ich glaube, dem Prinzen Eugen wird die ganze Campagne nicht so viel Mühe bereiten, als mir die Einholung der Erlaubniß gekostet hat.“ Der König nahm sein Wort wieder zurück. Immer von neuem, immer dringlicher trug der Kronprinz ihm seine Bitte vor. Gerade weil der vorige Feldzug so ruhmlos gewesen, meinte er die erneute Gelegenheit zur Auszeichnung nicht ungenutzt lassen zu dürfen. Er erinnerte Friedrich Wilhelm an die eigene Jugend: hatte ihm doch der Vater selbst immer erzählt, „wie er sich vordem Mühe gegeben, um von seinem Herrn Vater die Permission zu erhalten, in Campagne zu gehen“. Als Ende August gar die Nachricht kam, daß Eugen über den Rhein gehen wolle, schrieb der zum Stillsitzen Verurteilte: „Mein allergnädigster König sei so gnädig und considerire die Schande, so ich haben würde, wenn nun da was vorgehet und ich wäre nicht dabei! Die ganze Welt weiß, daß ich vom Soldaten Profession mache, und da hier Gelegenheit wäre, was Rechtes zu lernen, so bliebe ich zu Hause.“ Friedrich Wilhelm legte dem Ungeduldigen freundlich und väterlich die Gründe dar, aus denen er, so herzlich lieb er den Sohn habe, ihm diese Bitte versagen müsse. Auf die „Ausstreuung vorhabender Bataillen“ sei nichts zu geben, vielmehr würde der Prinz am Rhein wieder nur wie im Vorjahre „ein Zeuge der kaiserlichen Inaction“ sein, „welches eben nicht glorieux für einen Kronprinzen von Preußen sein kann“. Das Hauptbedenken, das die Antwort andeutet aber nicht ausspricht, lag in den politischen Verhältnissen. Friedrich Wilhelm war in seinem Vertrauen zu dem kaiserlichen Hof stark erschüttert worden. Er sagte, sein Sohn würde bei der Armee des Prinzen Eugen zu gut kaiserlich werden.

Daß es ihm schwer wurde, dem kriegerischen Ehrgeize des Sohnes den Lieblingswunsch zu versagen, beweist die Anfrage, die er gleichsam tröstend an den Kronprinzen richtete: ob er sich freuen würde, auf fünf bis sechs Wochen eine „Lustreise“ nach Preußen zu machen. Friedrich nahm das Anerbieten an,

aber sehr verstimmt: „Eine Sendung nach Preußen,“ murrte er, „ist etwas anständiger als eine Sendung nach Sibirien, aber nicht viel. Die geheimen Hinderungsgründe scheinen in der That sehr geheim zu sein, offenbar kennt er sie selbst nicht.“

Immerhin bot ihm die preußische Reise des Lehrreichen und Interessanten genug. Die Vollmachten, mit denen er ausgerüstet wurde, führten ihn bei den Provinzialbehörden und bei den Truppenkommandeuren als den Vertreter des Souveräns ein. Mißstände in den Kammern und Aemtern und bei den Regimentern entgingen seinem prüfenden Auge nicht und blieben nicht ungerügt. Die Feldwirtschaft, das noch arg vernachlässigte Schulwesen, alles fand sorgsame Beachtung und einsichtige Beurteilung. Der König äußerte über die an ihn einlaufenden Reiseberichte seine volle Genugthuung.

In Königsberg weilte damals der Fürst ohne Land, der vor den Waffen der Russen und Sachsen aus Polen geflüchtet war, König Stanislas Leszczynski, der zum zweitenmal Entthronte, umgeben von dem Hofstaat der ihm gefolgten Getreuen: die Dreistadt Königsberg glich fast dem Sitze eines polnischen Reichstages. Die Einblicke, die der Kronprinz in das Treiben und die Bestechlichkeit der Polen hier gewann, sind Zeit seines Lebens für ihn maßgebend geblieben. Seine wiederholten Besuche bei dem Piastenkönig wurden von den „Antistanislaiten“ als eine Demonstration Preußens gegen den Kaiser, den Verbündeten des wettinischen Gegenkönigs, aufgefaßt. Auf der Fahrt durch das Polnische begegnete Friedrich noch überall den Spuren des Durchzugs der Fremden und gewann in Danzig keine besonders hohe Meinung von der militärischen Einsicht, die Marschall Münnich bei der Belagerung gezeigt hatte. Die Bilder des Krieges, die hier in Polen vor sein Auge traten, mahnten ihn von neuem schmerzlich an seine Verurteilung zu friedfertiger Thatenlosigkeit: „Ich, der ich nicht die gewichtige Last der Sorge für das Wohl eines Staates auf mir habe, ich könnte sehr gut, ohne daß Jemand deshalb etwas zu verlieren hätte, dabei sein und ruhig meinen Hirnschädel dran wagen. Aber das Schicksal hat es auf mich abgesehen, denn ich, der vor Eifer für den Soldatenberuf

brennt, kann nie dazu kommen, die geringste Kleinigkeit mitzumachen."

Im November war Friedrich wieder in Ruppin. Inzwischen näherte sich die Bauarbeit ihrem Abschluß, mit der man seit Jahr und Tag in dem benachbarten Städtchen Rheinsberg beschäftigt war. Bald nach der Vermählung des Kronprinzen hatte der König, einem Wunsche seines Sohnes entgegenkommend, die anmutig gelegene Herrschaft Rheinsberg angekauft; den Ausbau und die Einrichtung des verfallenen Schlosses leitete Friedrich mit großer Liebe persönlich. Kemmeter rüstete das Vorderhaus und den Seitenflügel mit dem alten Klingenberg, dem Turm am See, stattlich zu und verdrängte die verwitterte Gotik durch Formen, wie sie der moderne Geschmack forderte; Sello brachte Licht und Ordnung in die Wildnis der Buchen und Eichen rings um das Wasser, und Pesne ließ auf dem Deckengemälde des Musiksaales den Sieger Apoll lichtbringend durch die Morgennebel aufsteigen. Als dann Knobelsdorf von einer Studienreise aus Italien zurückkehrte, verhalf er der Schloßanlage durch Aufführung eines zweiten Flügels zum Ebenmaß und verband den vorspringenden Giebelturm dieses Neubaues mit dem gegenüberliegenden Klingenberg durch einen den Innenhof schließenden Säulengang. Ueber die Eingangspforte aber schrieb der Baumeister: Friedrichs Feierstille — Friderico tranquillitatem colenti.

IV.

Rheinsberg.

Ein Hauptmann von der Leibwache des Kaisers Commodus wurde ohne Grund vom Hofe verwiesen. Als er in der Verbannung den Tod vor sich sah, setzte er seine Grabschrift auf: Hier liegt, der sieben Jahre gelebt hat. In Wahrheit hatte er siebenundsechzig Jahre gelebt, aber nur die letzten in der Verborgenheit. Wenn ich heute meine Grabschrift machte, so würde sie lauten: Hier liegt, der ein Jahr gelebt hat."

Es war im Oktober 1737, als Friedrich diese Worte schrieb. Seit dem Herbst 1736 also datiert er sein Leben, seit seinem Einzuge in Rheinsberg.

Die äußerlich merkbarste Veränderung, die seine Lebensweise mit dem Ortswechsel erfuhr, war die Vereinigung seiner bisherigen bescheidenen Offizierswirtschaft mit der höfischen Haushaltung der Kronprinzessin. Die junge Fürstin mit ihrem Hofstaat hatte in Ruppin nie residiert. Wie die meisten preußischen Offiziere jener Zeit führte der Kronprinz dort in seiner kleinen Garnison ein Dasein, dessen Geselligkeit nur die derbere Würze des Spieles und des Trunkes kannte. Jetzt in Rheinsberg erhielt das gesellschaftliche Leben durch die Gegenwart des schönen Geschlechts nicht nur neue Formen, sondern auch neuen Inhalt. „Die Frauen breiten einen unbeschreiblichen Reiz über den täglichen Verkehr aus": so und ähnlich klingt es jetzt in Friedrichs Briefen. „Ganz abgesehen von dem holden Minnedienste, sind sie für die Gesellschaft durchaus unentbehrlich; ohne sie ist jede Unterhaltung matt." Wenn es ans Witzeln

ging, stimmte zwar der Prinz dem Vergleich zu, den ein Spötter zwischen dem verdorbenen Geschmack der vornehmen deutschen Frauen und dem durch die Schminke zerstörten Teint der Französinnen gezogen hatte; aber unter den Damen, die stetig oder vorübergehend in Rheinsberg weilten, waren doch einige, deren Witz und deren Antlitz ihm „nicht verwerflich“ schienen. Die kokette Frau von Brandt that sich als Briefstellerin durch Witz und anmutigen Ausdruck hervor; an der „jugendlichen Iris“, einem Fräulein von Walmoden, pries Friedrichs Muse die blendende Schönheit, die bald genug einen der Ruppiner Offiziere in die Banden der Ehe schlug. Der Baronin von Morrien hat Friedrich noch nach langen Jahren ein Gedicht gewidmet, um sie an den schönen Rheinsberger Lebensfrühling zu erinnern, da sie den Namen Wirbelwind (Tourbillon) erhielt und aus ihrem unerschöpflichen Vorrat reiner Fröhlichkeit aller Welt mitteilte. Am meisten aber wurde die „kleine Tettau“ ausgezeichnet, mit ihrem Kindergesicht und ihrem spitzigen Wesen; auch war sie eine bewunderte Schauspielerin. Sie taufte der Kronprinz Finette, und das geschäftige Gerücht bezeichnete bereits das Fräulein von Tettau als die künftige Gunstdame des preußischen Hofes. Eine Bekanntschaft aus der Kinderzeit war Frau von Kannenberg; die Tochter des Grafen Finckenstein wird in dem elterlichen Hause mit dem sechs Jahre jüngeren Prinzen, dem Zögling ihres Vaters, oft genug gespielt haben. Eine geborene Gesellschaftsdame, wie Friedrich sagt, bildete sie bei Besuchen mit ihrem ritterlichen Gemahl „eine Zierde des Rheinsberger Kreises“. Die älteste Freundin blieb leider fern, die treue Frau von Rocoulle; Friedrich konnte sie nur in Berlin sehen. Hielt er sich im Winter dort längere Zeit auf, so fehlte er nicht leicht in dem „verehrungswürdigen Mittwochskollegium“, der kleinen auserlesenen Gesellschaft, die im Hause seiner „lieben guten Mama“ sich ein wöchentliches Stelldichein gab; denn obgleich jetzt den Achtzigen nahe, war die alte halbtaube Dame mit ihrem Höhrrohre in ihrer liebenswürdigen Munterkeit noch immer „das Entzücken der Jugend“.

Wenn der Kronprinz den Witz und die Schönheit der Rheinsberger Damen rühmte, so hat er seine junge Gemahlin

dabei nicht im Sinne gehabt. Er hat sie auch nicht in zierlichen Versen besungen, und in dem Briefwechsel zwischen ihm und seinen Schöngeistern geschieht der Kronprinzessin wie nach stillschweigender Uebereinkunft nie mit einem Worte Erwähnung. Gleichwohl waren die Rheinsberger Jahre die Lichtzeit dieses unfreiwilligen Bundes. Der Kronprinz hatte sich gegen das Joch der Ehe insgemein und gegen die Vermählung mit dieser Prinzessin insbesondere gesträubt, aber die wirkliche Begründung des häuslichen Herdes hier in Rheinsberg hat an der harmonischen Gesamtstimmung der nächsten Jahre ohne Frage ihren Anteil gehabt. Hat doch Friedrich später die Verheiratung als das sicherste Mittel betrachtet, die allzu stürmische Art eines seiner jüngeren Brüder zu größerer Stetigkeit zu gewöhnen; er kannte den erziehlichen Einfluß der Ehe aus Erfahrung. Elisabeth Christine hatte nichts, was bestechen und fesseln konnte, aber ihre anspruchslose Hingebung, ihre stille Freundlichkeit ließen sich auf die Dauer nicht kalt zurückstoßen. Der Gatte mußte sich sagen, daß er über dieses harmlose Wesen, auf welches er sich nun einmal angewiesen sah, unbillig geurteilt hatte; er bekannte schon vor den freundlicheren Rheinsberger Tagen ohne Vorbehalt: „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte, denn sie ist das sanfteste Gemüth, so gelehrig, wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum Aeußersten, sodaß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie glaubt, mir Freude machen zu können.“ Aber demselben Vertrauten, vor dem er dieses Loblied anstimmte, sagte er zum Schluß von alle dem, daß er dieser Gemahlin gegenüber nie etwas von Leidenschaft empfinde, daß er nie in sie verliebt gewesen sei.

Die Macht der Gewohnheit, die Gemeinschaft des täglichen Lebens in ländlicher Abgeschlossenheit schuf dann zwischen den beiden Gatten ein Verhältnis, das mehr als ein konventionelles war, dem es selbst an Herzlichkeit nicht fehlte. Wenn der Kronprinz während der wenigen Jahre dieses ehelichen Zusammenlebens sich auf Tage oder Wochen von der Gemahlin trennte, hat er ihr posttäglich geschrieben, um ihr seine Reiseerlebnisse mitzuteilen oder ihr kleine Besorgungen aufzutragen,

wie sie einer guten Hausfrau in Abwesenheit des Mannes zufallen. Sie schrieb ihm wieder, und er sagte wohl, wenn er die Briefe las, daß sie doch ganz guten Witz habe. Die Sprache seiner eigenen Briefe ist immer freundlich und ungezwungen; selbst der Ton ritterlicher Verbindlichkeit wird mitunter angeschlagen: „Ich freue mich sehr auf Rheinsberg, und noch mehr auf das Vergnügen, Sie zu umarmen.“ Es geschah keineswegs aus bewußter Abneigung gegen die Gemahlin, daß Friedrich später die gemeinsame Hofhaltung der Rheinsberger Zeit auflöste; aber auch eine tiefere Zuneigung kann er selbst in Rheinsberg nie für Elisabeth Christine gehegt haben, wenn er so schnell nicht bloß räumlich ihr fern trat, sondern auch sein Herz wieder fremd und frostig abwandte und sich nicht mehr die Mühe gab, die innere Gleichgültigkeit zu verhehlen. Die Vereinsamte aber blieb sich gleich, hoffte immer, daß sich noch alles wieder wenden werde, und zehrte von der wehmütigen Erinnerung an die Rheinsberger Zeit, „da ich volle Befriedigung empfand, freundlich aufgenommen von einem Gebieter, den ich zärtlich liebe und für den ich mein Leben hingeben würde“.

In der vorletzten Woche des August 1736, nicht lange nach dem Hausherrn, war die Kronprinzessin mit ihren Damen in Rheinsberg eingezogen; ein erster Besuch des Königs — er ist später nur noch einmal als Gast gekommen — gab Veranlassung, durch ein geräuschvolles ländliches Fest mit Hetzjagd, Fischzug und Vogelschießen die neue Residenz einzuweihen. Dann umfing stiller Friede das Schloß am See und seine Bewohner.

„Ich habe noch nie so glückliche Tage verlebt, wie hier,“ schrieb Friedrich nach dem ersten Vierteljahr seines Rheinsberger Aufenthaltes an seinen alten Freund Suhm. Sein Gemüt gewann die Freiheit und Zufriedenheit, die seine Freunde bisher an ihm vermißt hatten. „Ich lebe jetzt wie ein Mensch,“ äußert er abermals nach einigen Monaten, „und ziehe dieses Leben der majestätischen Gewichtigkeit und dem tyrannischen Zwang der Höfe weitaus vor. Ein Leben nach der Elle ist nichts für mich.“ Er nannte Rheinsberg sein „Sanssouci“.

Schnitt der Kronprinz sein Tagewerk auch nicht nach der Elle zu, so fehlte es doch keineswegs an einer geregelten Zeit-

einteilung. Man unterschied am Rheinsberger Hofe zwischen den nützlichen und den angenehmen Beschäftigungen. Zu den nützlichen zählte das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen; die der Erholung bestimmten Stunden wurden mit Musik, Theaterspiel und Maskeraden ausgefüllt. „Den ernsten Beschäftigungen bleibt aber immer die Prärogative," sagt Friedrich gleichsam entschuldigend; „ich kann versichern, daß wir für die Vergnügungen nur vernünftige Anwendung haben: wir ziehen sie nur heran, um den Kopf nicht zu überanstrengen, und als Gegengewicht gegen gelehrte Verdrießlichkeit und gegen das Zuviel der philosophischen Gravität, die sich die Denkerstirn nicht ganz gutwillig durch die Grazien glätten läßt." Er findet, daß ein Uebermaß von Weisheit und ein Uebermaß von Narrheit gleich lächerlich sind: „um uns am Tollhause glücklich vorbeikommen zu lassen, müssen Ernst und Scherz sich paaren."

Die vier Rheinsberger Jahre sind Friedrichs fruchtbarste Studienzeit gewesen. Nur zu vieles hatte er nachzuholen, was er einst in Duhans Schule versäumt hatte; jetzt beim Eintritt in den „Sommer des Lebens" beklagte er dem alten Lehrer gegenüber die einst so unbesonnen vergeudete Zeit und legte ihm das Bekenntnis ab, daß er die verständigen Mahnungen überhört, daß er allzusehr sich den Zerstreuungen hingegeben habe. Duhan hatte damals seinem Schüler eine Bibliothek angelegt, die bis 1730 auf 3775 Bände angewachsen war und deren Katalog noch vorhanden ist. Da finden wir Encyklopädien und gelehrte Zeitschriften, Lehrbücher der Rhetorik und Poetik und Reimwörterbücher, eine vollständige Sammlung der alten Klassiker in französischen Uebersetzungen, zahlreiche Erscheinungen der französischen und englischen Belletristik, auch einzelne italienische Gedichte und Romane, sowie in französischen Texten den Don Quichote und die Novellen des Cervantes; sodann naturwissenschaftliche, mathematische, geographische Werke, eine reiche historische Litteratur, zumal für das Altertum und die französische Geschichte; endlich philosophische und auffällig viel theologische Werke, auch mystische Litteratur und Erbauungsschriften. Alles in allem eine Sammlung, die ein systematisches Studium, die Erwerbung einer umfassenden Bildung ermöglicht haben würde.

Aber selbst wenn Friedrichs eigenes Geständnis nicht vorläge und wenn wir nicht in Küstrin Hilles Klagen über des Prinzen krasse Unwissenheit in der Geschichte gehört hätten, so wäre leicht zu ermessen, daß ihm damals im Hause des Vaters die Sammlung und die äußeren Voraussetzungen zu irgendwie gründlicherem Studium fehlen mußten. Das Verbot der Lektüre war ein so strenges, daß Friedrich, seiner eigenen Erzählung nach, nur des Nachts, wenn sein Militärgouverneur schlief, und nicht ohne Fährlichkeiten zu lesen wagte. Der König durfte von dem Vorhandensein der Bibliothek nichts erfahren; sie war in Berlin aufgestellt, in einem Hause der Schloßfreiheit, bei dem Geheimen Finanzrat von Pehnen, einem Mann von wissenschaftlichem Interesse, einem der Kuratoren des Joachimsthalschen Gymnasiums. Der Kronprinz war den größten Teil des Jahres in Potsdam, und kam mit dem Vater auf längere Zeit nur während des Winters nach Berlin. Unter diesen Umständen konnte ein flüchtiges Blättern in Tausenden von Büchern nur dahin führen, ihn zerfahren zu machen. Am meisten haben ihn auch damals noch, wie es scheint, die in reicher Zahl vertretenen französischen Romane angezogen. Als dann nach dem Fluchtversuch das Geheimnis des Prinzen an den Tag kam, ließ der König den ganzen Büchervorrat in Fässer packen und in Amsterdam unter den Hammer bringen, und Duhan wurde zur Strafe nach Memel geschickt und erhielt erst nach zwei Jahren die Erlaubnis zum Uebertritt in braunschweigische Dienste. Dem Kronprinzen war während seiner Haft das Lesen, wie wir sahen, strenger verboten als je. Doch ist er in der letzten Küstriner Zeit schon zu den Büchern zurückgekehrt und hat auch in Ruppin fleißig gelesen. Aber erst in Rheinsberg scheinen seine Studien Planmäßigkeit angenommen zu haben, wenigstens hat er selbst immer diese Darstellung seines Bildungsganges gegeben.

Es galt, „unter Büchern vergraben“, noch so gut es ging einen Mundvorrat von Kenntnissen und Wahrheiten anzuhäufen. Friedrich bildete sich seine eigene Lernmethode. Er hat später erzählt, daß er in Rheinsberg Lesen und Schreiben im Laufe des Tages miteinander abwechseln ließ, so etwa, daß er um vier Uhr früh sich vom Lager erhob, nach sechsstündiger Lektüre

zwei Stunden excerpierte, nachmittags zu der Arbeit zurückkehrte, ja in später Stunde noch einmal sein Buch zur Hand nahm, um mitunter erst um die zweite Morgenstunde die Ruhe aufzusuchen. Der kühne Versuch, sich des Schlafes gänzlich zu entwöhnen, wovon Friedrich gleichfalls gern zu erzählen pflegte, mußte nach vier Tagen aufgegeben werden.

Mit der Betriebsamkeit und dem Sitzvermögen allein war es freilich nicht gethan. „Kann Er lesen?" so fragte einmal der „alte" Fritz einen seiner jungen Adjutanten und gab dann dem Erstaunten zu der seltsamen Frage die Erläuterung: „Lesen heißt denken." Friedrich las, hier in Rheinsberg und später, mit der Feder in der Hand, um was ihm zu denken gab einstweilen anzustreichen, auch wohl, um die zuströmenden Gedanken sofort in geschriebene Worte abzuklären und den Rand des Buches mit eiligen Bemerkungen anzufüllen. Mehr als eine seiner schriftstellerischen Arbeiten ist unmittelbar durch die Lektüre eines Autors, der seine Zustimmung fand oder seinen Widerspruch herausforderte, angeregt worden. Regelmäßig aber wurden aus den gelesenen Büchern Auszüge gemacht; sie dienten als Grundlage für die Wiederholung, für die Aneignung des Inhalts der Lektüre. Einige dieser Zusammenstellungen, wie er sie nach und nach sich anlegte, hat Friedrich später zu seinem Handgebrauch drucken lassen: einen Auszug aus Bayles Lexikon, einen gedrängten Abriß der Kirchengeschichte Fleurys, eine Blumenlese aus den heute halbverschollenen Dichtungen des Anakreontikers Chaulieu und der Madame Deshoulières.

Mit Vorliebe hat sich Friedrich ob seiner Ausdauer im Lesen den emsigen Benediktinermönchen verglichen, und so durfte er sein Schloß, trotz der Gegenwart der Damen, sein kleines Kloster nennen. Es kamen Tage, wo er an seinem Studiertische nicht zu sagen wußte, wie draußen das Wetter aussah, weil „auf der Hin- und Herreise zwischen dem Arbeitsraum und der Bücherei" sich zu meteorologischen Beobachtungen keine Gelegenheit bot. Seine Aerzte hätten ihm das allzueifrige Studium zu Zeiten mit Rücksicht auf seine Neigung zu Magenkrämpfen gern untersagt, aber er erklärte, lieber krank am Körper als am Geiste sein zu wollen: „Wenn ich nicht lesen und schreiben

kann, bin ich wie die starken Tabakschnupfer, die vor Unruhe sterben und tausendmal mit der Hand in die Tasche fahren, wenn man ihnen ihre Dose genommen hat."

Wie der Tag, so hatte auch das Jahr seine bestimmte Ordnung. „Die Leser meines zukünftigen Geschichtsschreibers werden nur drei Epochen zu unterscheiden brauchen: Exercierzeit, Reisezeit und Rheinsberg." Die Exercierzeit fiel in die Frühlingsmonate vom März bis zum Juni; dann blieb der Regimentschef oft tagelang in Ruppin. Seine Reisen führten ihn, abgesehen von Besuchen in Berlin und Potsdam, 1736 und 1739 nach Preußen und Litauen, 1738 an den Rhein und nach Holland. Weitaus der größte Teil des Jahres gehörte Rheinsberg, den Studien und den Freunden.

Friedrich hat sich nie zu der Ansicht zu bekennen vermocht, die einst einer seiner Freunde aufstellte, daß ein Gelehrter, der inmitten seiner Bücher lebe, auch ohne Freunde glücklich sein könne, daß die Freundschaft zum menschlichen Glücke nicht unbedingt notwendig sei. Sehr bestimmt erklärte er gegen diese Behauptung: „Ein Mensch, der die Wissenschaften pflegt und ohne Freunde lebt, ist ein gelehrter Wärwolf." Was ihm in Ruppin bei dem Beginne des Studiums gefehlt hatte, war die Anregung, welche die unmittelbare Berührung der Geister, der mündliche Gedankenaustausch mit Gefährten von gleichartiger Bildung, verwandten Interessen und sympathischer Persönlichkeit gibt. Das geistige Leben in der kleinen Garnison war nicht minder öde gewesen, als das gesellschaftliche. Friedrichs abwesende Freunde bedauerten damals, daß ihm nicht erlaubt wurde, seinen Umgang nach Belieben zu wählen; sie sagten, daß unter den Ruppiner Offizieren kaum drei seien, die vier vernünftige Worte zu schreiben vermöchten. Wenn er nicht seinem Vater zu Gefallen sich die meiste Zeit auf den Umgang mit den jungen, der Mehrzahl nach höchst unbändigen und höchst unwissenden Regimentskameraden angewiesen sähe, sondern mit verständigen und geistvollen Männern verkehren könnte, so würde er eines der schönsten Genies seiner Zeit werden und die seiner Geistes- und Herzensbildung noch anhaftenden kleinen Fehler leicht abstreifen. Jetzt endlich in Rheinsberg wurde ihm

für die Wahl seiner Gesellschaft kein Zwang mehr auferlegt. Im Begriff, in sein neues Heim überzusiedeln, macht er Suhm erfreut die Mitteilung, daß Jordan und Keyserlingk, Fouqué und der Major Stille seine Hausgenossen sein werden. Mit ihrem Einzuge wurde der Musensitz Rheinsberg vor allem das Heiligtum der Freundschaft: ihr habe er diese Stätte geweiht, erklärte der Besitzer, nicht anders als einst ein König von Frankreich sein Reich der heiligen Jungfrau zu eigen gegeben habe.

Jordan, damals sechsunddreißig Jahre alt, hatte die Welt und die Menschen gesehen. Eine Reise durch Frankreich, Holland und England, die er nach dem Tode seiner jungen Gattin und nach Niederlegung seiner uckermärkischen Pfarrstelle unternahm, hatte ihn mit den Häuptern der geistigen Bildung Europas, Fontenelle und Voltaire, Pope und s' Gravesande in persönliche Berührung gebracht. Mit seinem allgemeinen Wissen, seinen sicherem Gedächtnis, seiner glücklichen Gabe, der Gelehrsamkeit ein gefälliges Gewand umzuhängen, war dieses bewegliche Kind der Berliner französischen Kolonie ganz die Persönlichkeit, die der Kronprinz für seine Zwecke brauchte. Jordan wurde sein Sekretär, in Wirklichkeit sein litterarischer Berater: „Copist und Kritiker in einer Person", wird er im Scherz von seinem Gebieter angeredet; und in der That, Friedrich hat mehr als einmal seine litterarischen Versuche Jordan zur Begutachtung und Verbesserung vorgelegt und seine französischen Briefe vor der Absendung von ihm durchsehen lassen. In der an sich durchaus untergeordneten Stellung, die nach ihm Darget, de Prades, Catt einnahmen, ist Jordan in vollstem Maße Friedrichs Freund geworden. Mehr als Geist und Gelehrsamkeit galt ihm an Jordan der Charakter, die Herzensgüte, der unerschöpfliche Fonds von Menschenliebe. Dieselben Eigenschaften, die dem Prediger einst die allgemeine Verehrung seiner Pfarrkinder eingetragen hatten, gelangten jetzt bei Hofe zu nicht minder einstimmiger Anerkennung. Was dem nicht fehlen durfte, der dem Prinzen näher treten wollte, die weltmännische Sicherheit des Auftretens, die Gabe der leichten, anregenden Unterhaltung, das hatte Jordan gleichfalls ganz zu eigen. So war er seinem Gebieter und Freunde das Ideal eines Gelehrten, der

kein Pedant ist, wenn Friedrich auch gern über die staunenswerte Belesenheit spottete, mit der jener „berühmte“ Autoren citierte, „die Niemand zu kennen die Ehre hat“. Auch Jordans Furcht vor dem Weltuntergang, den das Erscheinen eines großen Kometen herbeiführen sollte, gab zu fortwährenden Neckereien Veranlassung.

Der gute Jordan liebt nächtlich gelehrtes Wachen:
Cäsarion zieht vor, die Flaschen leer zu machen, —

in diesen Versen stellt der Kronprinz seinem Freunde Jordan den Mann gegenüber, der mehr noch als jener sich seiner Zuneigung zu erfreuen hatte. Wenn Friedrich diejenigen, welche er gern sah, für den scherzhaft-vertraulichen Verkehr umzutaufen liebte, so hat in seinem Munde keiner den ihm erteilten Beinamen so ausschließlich geführt, als Cäsarion-Keyserlingk. Dietrich von Keyserlingk hatte nach den Küstriner Tagen seinen Dienst bei der Person des Kronprinzen, trotz des von diesem geäußerten Wunsches, nicht wieder erhalten, sondern war bei seinem Regiment in Rathenow geblieben. Erst jetzt erlaubte ihm der König, zu dem Prinzen zurückzukehren; ja er soll sein Gefallen daran geäußert haben, daß sein Sohn an Keyserlingk sich am engsten anschloß. Friedrich begrüßte Cäsarions Erscheinen „wie den Durchbruch der Sonne durch den frostigsten Winternebel“. Er gab sich dem um vierzehn Jahr älteren Freunde mit einer Spur von Empfindsamkeit hin, die an die Freundschaften der Genieperiode unserer Litteratur erinnert; er sagte, daß Cäsarion sein Alles sei. Von seinen leider bisher nicht bekannt gewordenen Briefen an diesen Freund versicherte ein Zeitgenosse, der ihrer eine Anzahl gesehen hatte, „daß die allernachlässigsten darunter zum Muster in der zärtlichen Schreibart dienen könnten“. Wiederum hat von allen seinen Freunden wohl keiner mit solcher Hingebung ihm angehört, als dieser kurländische Edelmann. Erschien ein Fremder, so ließ sich Keyserlingk nichts angelegener sein, als alle Vorzüge seines Gebieters in das strahlendste Licht zu stellen: „er wollte, daß alle Welt Friedrich sähe, kennen lernte, lieben lernte.“ Seine Lebhaftigkeit hatte etwas Stürmisches: „wie Boreas im Rosen-

ballet" wirbelte der untersetzte, dunkelbrünette Kavalier durch den Schwarm der Gäste. Die Kenntnisse, die er sich erworben, wußte er in der geschicktesten Weise glänzen zu lassen. Auf der Schule hatte er als Wunderkind gegolten, die Universitätszeit in Königsberg hatte er gut genutzt, und ein zweijähriger Aufenthalt in Paris gab endlich seiner Bildung den eleganten Schliff, der den Kronprinzen entzückte. Für die Rheinsberger Gesellschaft war er in seiner Vielseitigkeit unentbehrlich: leidenschaftlicher Jäger, unermüdlicher Tänzer, wackerer Zecher, dabei Sänger, Komponist, Dichter, der horazische Oden und die damalige Mode-Epopöe, den „Lockenraub", ins Französische übertragen hat. Das Entscheidende für sein Verhältnis zu Friedrich blieb, daß mit den glücklichen Talenten und der sprudelnden Beweglichkeit sich die Vornehmheit der Formen und der Adel der Gesinnung, bewährte Zurückhaltung und Verschwiegenheit verbanden, alle Eigenschaften des vollendeten Edelmannes.

Beinahe gleichen Alters wie Keyserlingk waren die beiden anderen militärischen Gesellschafter des Kronprinzen, Stille und Fouqué. Auch Christoph Ludwig von Stille hatte als junger Mann die Universität bezogen; da brach der Krieg gegen Karl XII. aus und der Helmstedter Student stellte sich unter die preußischen Fahnen. Seinen Studien und seinen schöngeistigen Liebhabereien blieb er in seinem neuen Berufe treu. Aus dem Felde heimgekehrt, hat er Urlaub genommen, um als Leutnant die hallischen Hörsäle zu besuchen; abgesehen von militärwissenschaftlichen Arbeiten, hat er sich in Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen und noch als Kavalleriegeneral in deutschen Versen versucht. Ein wackerer Degen und zugleich ein Kenner der Friedenswerke, war dieser Offizier in Rheinsberg an seinem Platze; nicht eine blendende Erscheinung wie Keyserlingk, war er vielleicht gründlicher in seinen Kenntnissen, und vor allem als Charakter ebenso zuverlässig. Seiner Frömmigkeit legte niemand etwas in den Weg.

Mit Heinrich August de la Motte-Fouqué war zunächst eine schätzbare Kraft für die Rheinsberger Liebhaberbühne gewonnen, ob immer dieser Schauspieler noch im späten Alter erklärte, der mangelhaften Durchführung seiner Rolle in Racines Mithridates

sich schämen zu müssen. Nun beschränkten sich die Rheinsberger Freunde nicht auf die Wiedergabe fremder Kunstschöpfungen, sie wußten auch die eigne Lebenssphäre durch das Spiel der Einbildungskraft poetisch auszuschmücken. An Fouqués Namen knüpft sich ein Stück Romantik in Friedrichs Jugendleben. Schon war das prosaische Rheinsberg von seinen jetzigen Bewohnern in ein sagenhaftes Remusberg umgetauft worden, weil ein Gelehrter des siebzehnten Jahrhunderts die Entdeckung gemacht haben wollte, daß Remus, von seinem Bruder vertrieben, bis über die Elbe gelangt und der Gründer von Rheinsberg geworden sei. Notwendig gehörte auf den Remusberg eine der örtlichen Ueberlieferung würdige Ritterschar. Das Prinzenschloß wurde der Sitz des Bayardordens, der Mannen ohne Furcht und Tadel; Fouqué aber wurde der Großmeister des Ordens. In vieler Mummerei ein Kern von Ernst; als allzu gewichtig aber werden wir die Bestrebungen dieser Brüderschaft kaum auffassen dürfen. Die wenigen Urkunden, die, zufällig erhalten, einen Einblick in das Treiben der Bayardritter eröffnen, zeigen doch nur, daß die Söhne des Ordens in ihren Briefen der Nachahmung eines altertümlichen Französisch sich befleißigten. Immer hat die Vereinigung weit über die Rheinsberger Tage hinaus bestanden und hat von Zeit zu Zeit neue Mitglieder aufgenommen, und Fouqué rühmte sich noch nach einem Menschenalter in einem Briefe an Friedrich der „beständigen" Freundschaft, die dieser ihm bewiesen: eine Huldigung zwischen den Zeilen für den „Beständigen" (le Constant), denn so hieß Friedrich im Bayardorden.

Fouqué, der eine Compagnie im Regiment Leopolds von Anhalt hatte, konnte nicht ununterbrochen in Rheinsberg weilen. Das Jahr 1739 schien ihn seinen Freunden ganz rauben zu wollen. Als er infolge eines Zerwürfnisses mit einem der Söhne des alten Dessauers die Gunst seines Regimentschefs verlor, erwirkte ihm Friedrich, der den grimmen „Schnurrbart" als rachsüchtig bis gegen das dritte Glied kannte, bei dem Könige die Entlassung in Gnaden, und vermittelte zugleich durch seine persönlichen Beziehungen zu dem dänischen General Löwenörn, dem früheren Gesandten Christians VI. in Berlin, Fouqués

Eintritt in den Dienst Dänemarks. Sehr schnell eröffnete dann der Wechsel des nächsten Jahres dem Großmeister des Bayardordens neue Aussichten in der preußischen Heimat, und „Christian mußte sich bescheiden, einen wackeren Mann ein volles Jahr sein eigen genannt zu haben".

Keyserlingk und Fouqué erschienen 1737 einem Besucher als die beiden „Helden" der Rheinsberger Gesellschaft. Noch ein „Matador" — Friedrich hat selbst den Ausdruck gebraucht — war „der verschlagene Normanne, der heute der Diana, morgen der Venus seine Dienste weiht", Franz Isaak von Chasot. Wenn der Kronprinz von einer Gruppe in seiner Umgebung spricht, die für ihn jage und für die er studiere, so war Chasot unter den Nimroden unübertroffen. Er war während des Rheinfeldzuges von 1734 vor Philippsburg wegen eines Duells aus dem französischen Lager in das Hauptquartier Eugens geflüchtet. Von Friedrich wurde er zu der unbarmherzigen Schar der geborenen Spötter gezählt; seine Redeturniere mit Jordan wurden zum Ergötzen der Anwesenden Abend für Abend neu aufgenommen. Weniger erfreulich ist Chasots Flötenspiel den Insassen des Schlosses gewesen, da er, wie der Hausherr die Anklage erhebt, dem sanften Instrumente bei Tag und bei Nacht die schmetternden Töne der Trompete entlockte und seinem Zimmernachbaren Wylich zu Kopfschmerzen verhalf. Friedrich von Wylich „mit dem pockennarbigen Gesicht" war einer der Offiziere, die aus der Ruppiner Garnison zu der Rheinsberger Geselligkeit herangezogen wurden. Er stand innerhalb des Offiziercorps mit Hans von Buddenbrock dem Regimentschef am nächsten; beide wurden nach dem Thronwechsel königliche Adjutanten.

Die Zahl der Hausgenossen wechselte. Im ersten Winter bestand die Tafel für gewöhnlich aus zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Gedecken. Friedrichs Grundsatz war: „Ein kleines Häuflein voller Geist ist die Gesamtheit in der Quintessenz." Gäste von außerhalb waren deshalb nur in dem Falle willkommen, daß „die Materie den Geist nicht überwog"; ein sächsischer Kavalier, bei dem dies nicht verbürgt werden konnte, blieb ohne die von ihm erwartete Einladung. Auch der kaiserliche Geschäftsträger, des alten Seckendorff Neffe, galt als „unconversabel". Desto

heller strahlten die gesellschaftlichen Talente des Vertreters von Frankreich, des Marquis de La Chetardie. „Nächste Woche besucht uns der Marquis," schreibt Friedrich im Februar 1738; „das ist Bonbon für uns." Der Adonis unter den Diplomaten seiner Zeit begnügte sich nicht mit der Bewunderung, welche andere und vor allen die Damen den Vorzügen seiner Erscheinung in reichem Maße zu teil werden ließen, sondern war selber sein aufrichtigster Bewunderer: angesichts eines Spiegels, so wurde behauptet, verlor er die Aufmerksamkeit selbst für das interessanteste Gespräch. Uebrigens gab man damals dem Kronprinzen die gute Lehre, „daß jeder fremde Minister, so ergeben er auch scheinen und so liebenswürdig er auch sein möge, doch stets alles dem kleinen Verdienst opfern werde, seinen Auftraggebern Neuigkeiten erzählen zu können".

Wer als Gast in Rheinsberg zugelassen wurde, rühmte die völlige Freiheit, die einem jeden dort für sein Thun und Treiben gelassen werde. Niemand verstehe vortrefflicher den liebenswürdigen Wirt zu machen, als der Kronprinz. Grumbkow erklärte in einem überschwenglichen Briefe, die Gastfreiheit der Germanen des Tacitus in Rheinsberg wiederaufleben zu sehen, der trockene Professor Formey vom Collège Français feierte in französischen Alexandrinern, die zum Glück nicht mehr erhalten sind, den Hof des Kronprinzen als die Republik Platons, und der Hamburger Kaufmannssohn Bielfeld, der 1738, bei Friedrichs Rückkehr von der holländischen Reise, in Braunschweig der Aufnahme des erlauchten Novizen in den Freimaurerbund beigewohnt hatte und demnächst eine Einladung nach Rheinsberg erhielt, glaubte in die stimmungsvolle Welt der Genrebilder Watteaus hineinzutreten.

Unfrieden in das harmonische Stillleben brachte ab und zu nur das unruhige Geschlecht der Künstler, die dem Kronprinzen für seine Konzerte unentbehrlich waren. „Diese Menschenrasse," klagt er, „ist schwer zu regieren; das erfordert öfter mehr Klugheit, als die Regierung der Staaten. . . . Sobald ein Künstler ein klein wenig geschickt ist, gesellen sich Stolz und Ungezogenheit zu seiner Kunst, und von diesen weniger würdigen Begleitern seines Verdienstes hat der Herr, dem er angehört, dann

gewöhnlich zu leiden. Die Ansprüche steigern sich in dem Maße, als die Grillen sich durch die Kunstfertigkeit im Besitze eines Freibriefes glauben, und die Begehrlichkeit kennt keine Grenzen mehr. Diesen schönen Eigenschaften wird noch ein Körnlein niedriger Eifersucht beigemengt, welche sich den hochtönenden Titel edler Wetteifer zulegt. Besagter edler Wetteifer betrachtet dann der Regel nach die Nebenbuhler des Ruhms als die geschworenen Feinde, und der Krieg ist da. Man kann den Brand für einige Zeit eingrenzen, aber man kann ihn nicht löschen, und früher oder später muß geschieden sein." Nach einem ersten, glücklich niedergeschlagenen „Aufstand" der „Kinder Euterpens" las Friedrich die Geschichte der Sezession auf den heiligen Berg und studierte die Rede des Menenius Agrippa, um bei wiederkehrender Gelegenheit davon Gebrauch machen zu können. Der unruhigste schien ihm Franz Benda, der Violinist. Hinsichtlich des einstweilen noch an Dresden gefesselten Quantz beschränkt er sich 1738 nach einem Besuch des Meisters in Rheinsberg auf die Bemerkung, „daß seine Flöte unendlich viel besser spreche als er selbst". Friedrich war schon im Sommer 1735 soweit vorgeschritten, daß er eine Symphonie zu setzen vermochte. Auf die alte Schule sahen die Rheinsberger Virtuosen stolz herab: „Für Händel sind die schönen Tage vorbei, sein Kopf ist erschöpft und sein Geschmack außer Mode." Da später Benda und die beiden anderen berühmten Musiker, die schon der Rheinsberger Kapelle angehörten, die Brüder Graun, und vor allem sein 1741 unter glänzenden Bedingungen nach Preußen übergesiedelter Lehrer Quantz stets treu zu Friedrich gehalten haben, so haben seine Befürchtungen wegen einer Sezession sich als unbegründet erwiesen.

Der Nestor des ganzen Kreises war einer von Friedrichs ehemaligen Lehrern, „der alte Major", der stelzfüßige Ingenieur Senning, jetzt bereits ein Sechziger. Als jugendlichster Kavalier aber kam gegen den Schluß der Rheinsberger Zeit Christoph Alexander von Münchow an das kronprinzliche Hoflager. Vor neun Jahren hatte er zu Küstrin in den Taschen seines langen Kinderrocks allerlei verbotene Waren in die Zelle des Gefangenen eingeschmuggelt; jetzt bestimmte der Kronprinz den Präsidenten

Münchow, den Sohn nicht auf eine Universität, sondern auf den Remusberg zu schicken, und die gelehrte Schloßgemeinde teilte sich in die Lehrfächer, in denen der neue Ankömmling unterrichtet werden sollte. Friedrich selbst, dem das Lehren Zeit seines Lebens Freude gemacht hat, übernahm die Vorträge über Metaphysik.

Die Philosophie war hier in Rheinsberg sein Lieblingsstudium geworden; sie diente zu seinem stillen Frieden am meisten. Schon 1728, während seines ersten Dresdener Aufenthaltes, hat Friedrich in einem Briefe, den er im Hause des philosophischen Grafen Manteuffel schrieb, sich als „Frédéric le Philosophe" unterzeichnet. Die Spekulation wandte sich, wie es zu geschehen pflegt, zunächst gerade den Lehren zu, die im Religionsunterrichte als unanfechtbare Wahrheiten gelernt waren. Mit seinem Freunde Katte disputierte der Prinz oft über religiöse Fragen, mündlich und schriftlich. Katte versicherte in einem seiner Verhöre, daß Friedrich in der Religion „sehr ferm" gewesen sei. Man wird in Anbetracht der Umstände, unter denen diese Angabe gemacht wurde, ihr nicht allzuviel Gewicht beilegen wollen. Die Aeußerungen dieser jungen Männer waren doch so frei, daß Katte, wie er kurz vor seinem Tode äußerte, in seinem Bekanntenkreise für einen Atheisten galt; er beteuerte, es niemals gewesen zu sein, nur könne er nicht leugnen, daß er öfter, um geistreich zu erscheinen, eine These verteidigt habe, von der er selbst nicht überzeugt gewesen sei: das habe zum guten Ton gehört. In jenem Vermächtnis an den Kronprinzen warnte Katte seinen Freund vor der Gottesverachtung, sprach von der Nichtigkeit der menschlichen Anschläge, die ohne Gott gemacht würden, und bat ihn, wie wir uns erinnern, den Glauben an eine Fatalität fahren zu lassen und der Vorsehung und Regierung Gottes auch in allen Kleinigkeiten gewiß zu sein.

Der Fatalitätsglaube in der Form des kirchlichen Prädestinationsdogmas war das erste abweichende Ergebnis, zu dem den Prinzen der Zweifel führte. Sein Anschluß an die orthodoxeste Formulierung der reformierten Lehre war mehr philosophischer als theologischer Natur, nicht die Wirkung des Religionsunterrichtes, wie der König im ersten Augenblick annahm, sondern

die Frucht des Grübelns und der Lektüre von Büchern, wie Bossuets „Wandlungen der reformierten Kirche". Bezeichnend ist, daß er in den Gesprächen mit dem Feldprediger Müller in den Tagen nach Kattes Hinrichtung nicht bei den Bibelstellen stehen blieb, die er für seine Ansicht anführen konnte, sondern alsbald die Streitfrage auf das dialektische Gebiet hinüberspielte und die Widerlegung durch Gründe forderte.

Dann hatte der Prinz seinen Widerruf leisten müssen. Seitdem wußte er aus eigener Erfahrung und vergaß es nicht, was Gewissenszwang heißt.

Dort in Küstrin sollte er nach des Königs Gebot des Sonntags dreimal die Kirche besuchen: zur Frühpredigt um 5 Uhr, zum Hauptgottesdienst und zur Nachmittagspredigt. Außerdem schickte ihm der Vater die Predigten, die er selbst gehört hatte, in Niederschriften zur Lektüre. Die gezwungenen Andachtsübungen riefen die entgegengesetzte Wirkung hervor. Graf Schulenburg nahm nach Ablauf des ersten Festungsjahres einmal Veranlassung, dem Prinzen zu sagen, die vornehmste Sache, die er ihm empfehlen müsse, sei die Gottesfurcht: „wenn man versucht, ein Christ zu werden, kann man alle Uebel ertragen und wird auch Herr seiner Leidenschaften. Alle Welt sagt, daß Eure Hoheit die Gesinnungen eines anständigen Menschen hat: das ist der Anfang, aber ohne Gottesfurcht ersticken die Leidenschaften selbst die edelste Gesinnung." Auch Hille äußerte sich damals ähnlich: „Gott flöße ihm nur mehr Frömmigkeit ein, und alles wird gut gehen."

Bald nach der Rückkehr aus Küstrin ließ sich der Kronprinz ein unvorsichtiges Wort entfahren, das bei dem Vater vieles wieder hätte verderben können. Er äußerte im Gespräch mit einem Berliner Geistlichen, man dürfe den Predigern nicht einen blinden Glauben schenken, sondern jeder müsse seines eigenen Glaubens leben. Grumbkow, der die Strenggläubigkeit stark betonte, machte ihn bei diesem Anlaß auf seine fortdauernd sehr prekäre Lage aufmerksam, und Friedrich antwortete (27. April 1732): „Ich werde Ihren Rath befolgen und es mir gesagt sein lassen, daß es ziemlich tollkühn von mir war, über Religion zu sprechen." Wenn er nun jedes Wort genau abwägen mußte

und wenn das wenige, was er äußerte, meist auf einen bestimmten Zweck berechnet war, so wird jede dieser Aeußerungen, ehe man Schlüsse daraus ziehen mag, der genauesten Prüfung bedürfen. Selbst in den anscheinend vertraulichsten Briefen an Grumbkow glaubte der durch seine traurigen Erfahrungen Gewitzigte mitunter Versteckens spielen zu müssen. Wie er einmal, als die Rede von der Politik ist, Kaiser Karl VI. „die Bewunderung Europas" nennt, so spricht er auch von heiligen Dingen bisweilen, gleichsam plötzlich, mit einer Salbung, die Grumbkow kaum als aus dem Herzen kommend betrachtet haben wird: wenn etwa Friedrich in seiner Charakteristik des Küstriner Kammerdirektors als ersten und schwersten Fehler anführt, daß Hille seit Jahren nicht zum Abendmahl gegangen sei.

Das ist gewiß, daß sich Friedrich den Katholischen gegenüber sehr lebhaft als Protestant und den Lutheranern gegenüber als Reformierter fühlte. Wenn er in Küstrin in der Verzweiflung daran gedacht hat, durch den Verzicht auf die Erbfolge und die Verheiratung mit einer Erzherzogin sich die Freiheit zu erkaufen, so machte er die Beibehaltung seines Glaubens unter allen Umständen zur Bedingung. „Die Religion wird er nie ändern, und könnte er auch alle Schätze der Welt dadurch gewinnen," das war der Eindruck, den seine Umgebung damals hatte. So wenig wie von dem römischen, wollte er von einem lutherischen Papsttum wissen, und seine lutherische Braut hätte er gern zur reformierten Lehre übertreten sehen. Aber mit den armen flüchtenden Lutheranern aus dem Salzburgischen möchte er 1732 Hab und Gut bis aufs Hemd teilen, „da sie lieber alles Elend der Welt gelitten haben, als daß sie die einzige Religion verläugnet hätten, die uns die Wahrheiten unseres Heilands erkennen läßt". Als er zwei Jahre darauf nach Heidelberg kommt, so blutet ihm das Herz, daß er die Stadt, „die vordem ganz zu unserer Religion gehörte", mit Jesuitenseminaren und katholischen Klöstern übersät sieht; er hätte nicht übel Lust, diese Verräter, welche Unschuldige verfolgen, gründlich zu brandschatzen. Dem Prinzen von Oranien, den er freilich als sehr empfänglich für hohe Worte kannte, spricht er seine Anerkennung aus, weil er in einem Alter, wo die Religion nur schwache Ein-

drücke auf uns zu machen pflege, so viel Eifer und so viel Glut für die Sache des Glaubens zeigt. Dem Hause Preußen aber hatte er in seiner frühesten politischen Denkschrift gewünscht, daß seine Erhebung die protestantische Religion im Reiche und in Europa blühen lassen möge: fallen soll dies Haus, schneller denn es gestiegen, wenn je ungerechter Sinn und religiöse Lauheit sein Teil werden.

Unverkennbar aber war dieser sein Protestantismus mehr ein politischer als ein religiöser, ganz wie der in Küstrin von ihm bekannte Fatalismus trotz seiner Berufung auf die Lehre von Dordrecht weniger dogmatischen als spekulativen Ursprungs war. Wie ganz sein reformierter Standpunkt jede konfessionelle Färbung verlor, beweisen am besten die Worte, welche er 1737 an den einzigen Berliner Geistlichen, dessen Predigten Eindruck auf ihn machten, den greisen Beausobre richtete: „Man braucht weder Luther noch Calvin, um Gott zu lieben."

Wer ihn des Atheismus zeihen wollte, den strafte Friedrich Lügen. „Man kann fröhlich sein," schreibt er anläßlich solcher Beschuldigungen schon im April 1732, „man kann die Freuden und das Vergnügen lieben, aber nichtsdestoweniger muß man vor allen Dingen Gott geben, was Gottes ist. Alles in Allem würde ich glauben, selber am meisten bestraft zu sein, wenn ich die Ansichten teilte, die man mir zuschreibt. Gott sei Dank, Alles ist falsch, und mein Gewissen wirft mir in dieser Beziehung nichts vor." Ein halbes Jahr später wurde er von neuem als Gottesleugner verdächtigt: er sollte Spinoza gelesen haben. Er beteuerte, diesen Philosophen nie in der Hand gehabt zu haben, und in seiner 1730 ihm geraubten Bibliothek ist derselbe allerdings nicht vertreten gewesen.

Das philosophische System, dem er sich zuerst anschloß, war vielmehr das cartesianische. Schon sein Lehrer Duhan scheint ihn in dasselbe eingeführt zu haben. Weitere Förderung verdankte er dem alten Bibliothekar La Croze in Berlin. La Croze, der aus seinem Kloster entflohene Pariser Benediktiner,

Des feistes Angesicht auf die Erkenntnis lenkt,
Daß die Materie denkt —

hatte den Kronprinzen, der dieses Epigramm auf ihn gemacht, zunächst durch sein erstaunliches Gedächtnis und durch seine unübertroffene Gabe, interessante Geschichtchen zu erzählen, persönlich angezogen; Friedrich entdeckte in ihm „das Repertorium des gesamten gelehrten Deutschlands, ein wahres Magazin der Wissenschaften". La Croze kannte alle philosophischen Systeme und schwor selbst auf den durch Cordemoy weitergebildeten Cartesianismus. Aus Descartes entnahm sich nun Friedrich die Beweisgründe für das Dasein Gottes.

Er hat seinen Beweis in einem Brief vom 10. November 1735 seiner Schwester Wilhelmine entwickelt; er erklärte ihr ihn für unumstößlich. „Der Atheismus ist ein Dogma, dem man nur anhängen kann, wenn das Gehirn in Verwirrung geraten ist; man muß auf das Licht des Verstandes und der Vernunft verzichten, die Augen schließen, sich die Ohren verstopfen und allen Organen des Körpers ihre Function untersagen, damit sie nicht gegen das Geschöpf zu Gunsten eines Schöpfers Zeugniß ablegen, da es notwendig und unzweifelhaft ist, daß die Welt einen Ursprung hat."

Die Kehrseite zu diesem Bekenntnisse gibt ein Brief, den Friedrich an demselben 10. November an Grumbkow richtete. Dort die Genugthuung über die Unumstößlichkeit eines durch die Philosophie erbrachten Beweises, hier die Klage über die Unsicherheit und zugleich die Anmaßlichkeit der Religionssysteme. „Wenn wir in Sachen der Religion um eines Strohhalmes Breite uns täuschen, dann werden unsre Fehlschlüsse durch ewige Flammen bestraft, und die Unzulänglichkeit des kleinsten Beweisgrundes kostet uns die Qualen ohne Ende, welche die Verdammten leiden. Ich ziehe den Schluß, daß man, um politisch zu sein, jedes Pünktchen seiner Religion auf das allergenaueste abwägen und sich durch den Zweifel leiten lassen muß, um dem Irrtum und dem Vorurteile vorbeizugehen und den Pfad der Wahrheit zu finden, und daß man schließlich das, was bei der Auswahl das Richtigste und Vernünftigste scheint, ruhig glauben und sich dabei auf das Erbarmen des Schöpfers verlassen muß."

Grumbkow setzte dem sein eigenes Glaubensbekenntnis entgegen. Er verlasse sich auf die Offenbarung, die er nicht müde

werde, morgens und abends zu lesen. Nichts beruhige ihn mehr als diese Lektüre. Mit Festigkeit glaube er, was er zu begreifen nicht imstande sei. Für sein Gottvertrauen berief er sich auf seine Lebenserfahrung. Nun antwortete der Kronprinz nur: „Mein sehr lieber General, ich bin von Ihrem sehr schönen und sehr christlichen Briefe sehr erbaut gewesen, und sicher würde der Papst höchstselbst mit seinen siebzig Cardinälen mir nicht bessere Dinge sagen können. Wenn ich noch zu bekehren wäre, so würden Sie die ganze Ehre meiner Bekehrung davontragen, aber Dank dem Himmel gehören wir zu derselben Religion und weichen nur in Kleinigkeiten von einander ab, die für das Heil nichts ausmachen."

Wenn Friedrich von dem Dasein Gottes die volle Ueberzeugung hatte, so schien ihm ein anderes der großen Probleme, denen er eine unmittelbare Beziehung auf sich selbst geben konnte, um so dunkler. In nächtlichen Unterhaltungen zu Berlin während des Karnevals von 1736 bemerkte sein Freund Suhm, daß die Einwände des Materialismus gegen die Unsterblichkeit der Seele großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Die Predigten, die Achard vor dem Prinzen über das ewige Leben hielt, genügten ihm nicht; ebensowenig ein langer philosophischer Aufsatz, in welchem der Geistliche das Gebäude seiner Predigten durch die Zeugnisse der alten Heiden zu stützen suchte. Friedrich bezeichnete gegen Suhm Achards Argumente als Sophismen, und verhehlte dem Prediger nicht, daß sein Glaube sehr schwach sei. Schon aber kündigte er ihm am 27. März 1736 an, daß eine neue Fackel ihm zu leuchten begonnen habe, bei deren Schein er Gewißheit zu erlangen hoffe: die Wolffsche Philosophie.

Neben Suhm war es vornehmlich Graf Manteuffel, bei dem der Kronprinz für seine Studien und in seinen Zweifeln sich Rat und Belehrung holte. Seit Friedrich ihn vor sieben Jahren in Dresden gesehen, hatte der Graf seine Stellung als sächsischer Kabinetsminister verloren und war zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin in die preußische Heimat zurückgekehrt — insgeheim als Kundschafter und Berichterstatter des Nachbarhofes. Wenn der Kronprinz ihm sein Vertrauen schenkte, so geschah es, wie Manteuffel annahm, „aus vier Gründen": erstens

vermöge seines ungewöhnlichen Triebes, sich zu unterrichten, zweitens aus etwas guter Meinung für Manteuffel, drittens in der Voraussetzung, daß er ein unabhängiger und uninteressierter alter Mann sei, und endlich, weil dieser alte Mann nie im Lehrton zu ihm sprach. Manteuffel wollte nicht als Wissender gelten, sondern bezeichnete sich als „Quinze-vingt“, als einen der fünfzehnmalzwanzig Blinden des Pariser Hospitals. Es freute ihn, als Friedrich in seinen Briefen nicht mehr bei der Poesie und anderen Kleinigkeiten sich aufhielt, sondern Fragen der Moral und Religion anzuregen begann. Manteuffel war erstaunt über die Leichtigkeit seiner Auffassung, sein glückliches Gedächtnis, seine Vielseitigkeit, seinen Fleiß. Er beteuerte seinen Auftraggebern in Dresden, daß er niemals auf eine schönere natürliche Anlage gestoßen sei und daß Friedrich ein Gelehrter ersten Ranges geworden sein würde, wenn er nicht als Prinz geboren wäre und wenn er eine entsprechende Erziehung erhalten hätte.

Manteuffel erzählte dem Prinzen nun, auch er habe einst an der Unsterblichkeit gezweifelt, und empfahl ihm für sie als bündigsten philosophischen Beweis Wolffs Metaphysik, die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen“. Der Rat fiel eben jetzt auf besonders fruchtbaren Boden.

Wolff war vor dreizehn Jahren, dank den Umtrieben seiner Widersacher und Neider, von Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertrieben worden. Als der König 1736 mit ihm in Verhandlungen wegen Zurückberufung nach Preußen trat, setzten sich die Gegner von neuem in Bewegung. Abermals war die Universität Halle der Schauplatz erbitterter Kämpfe, in denen für Wolff dessen Schüler, der junge Professor Baumgarten, mit Schärfe und Gewandtheit eintrat. Wolffs alter Feind Lange erhielt eine Audienz beim Könige und befürwortete die Unterdrückung der Wolffschen Schriften und das Verbot der Baumgartenschen Vorlesungen über Wolffs Philosophie. Der Kronprinz lieh seiner Entrüstung über diese „zweite Verfolgung“ den schärfsten Ausdruck. „Also Verbot des Gebrauches der Vernunft“, schrieb er an Manteuffel am 20. April. „Was soll man denn von einer

Religion denken, die sich auf die Unwissenheit und den dummgläubigen Aberwitz gründen will? Nicht der größte Erzketzer pflanzte jemals ein gefährlicheres Panier auf." Gleichzeitig dankte er Grumbkow für den Mut und Edelmut, womit er der Sache Wolffs sich annehme.

Schon saß er voll Wissensdranges über der Metaphysik des Verketzerten. Man kann nicht sagen, daß die formale Seite der Philosophie Reiz auf ihn ausgeübt hätte. Er bezeichnete damals die philosophische Wissenschaft als der Annehmlichkeiten bar; ihr Emblem ist das eines strengen Greises. Es verging einige Zeit, bis er die Hauptsätze Wolffs, ohne die sich dem Gedankengange nicht folgen ließ, dem Gedächtnisse einzuprägen vermochte. Dann aber sagt er, daß es mit jedem neuen Tage wie Schuppen von seinen Augen falle. „Was sind doch die Sätze vom Widerspruch und vom zureichenden Grunde für herrliche Grundlagen! Sie sind die Arme und Beine meiner Vernunft, ohne welche sie dem Krüppel gleichen würde, so daß ich wie der große Haufe auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrthums einherhinken müßte."

Suhm hatte es übernommen, Wolffs Schrift für Friedrich ins Französische zu übersetzen. Diesem sächsischen Diplomaten, einer weichen, ein wenig melancholischen Natur, blieb bis an seinen frühen Tod die Freundschaft des preußischen Königssohnes unverändert erhalten. Sein schwächlicher Körper war, nach Friedrichs Ausdruck, der Bewahrer einer feinen, durchgeistigten, leichtbeschwingten Seele. In jedem Gespräch mit Suhm und in jedem Briefe von ihm bewunderte Friedrich das leicht ausgestreute Salz; wenn sein Freund auf den Einfall gekommen wäre, von Stund an nur noch chinesisch zu sprechen und zu schreiben, so wäre der Kronprinz „Manns genug gewesen, chinesisch zu lernen, um die Unterhaltung nicht entbehren zu müssen". Wie beklagte er Suhm, als dieser Ende 1736 von seinem Hofe nach Rußland geschickt wurde, in ein Land, wo die Münze, mit der er im Verkehr der Geister zu zahlen pflege, nicht gangbar sei. Für jenen wiederum war es eine Befriedigung und eine Lust, wie dieser Prinz, den er seit den Knabenjahren kannte, immer mehr an Geist und an Herz sich entwickelte; er preist das Bestreben des für den Thron Bestimmten, das Glück vorerst

in sich selbst zu finden, um dereinst andere glücklich machen zu können. Das gemeinsame Studium Wolffs schuf jetzt ein neues Band zwischen beiden. „Wenn die Philosophie mich aufklärt," schreibt Friedrich an Suhm, „so thut sie es durch Sie; Sie haben die Schranken niedergerissen, die mich von der Wahrheit trennten:

Mein Geist verkümmerte in dunkler Nacht,
Bis Deine Hand die Fackel angefacht,
Die lodernd in die Seele Licht gebracht.
Vom Himmel senkte sich die hehre Wahrheit
Mir in das Herz mit ihrer Kraft und Klarheit.

„Nächst Gott," schreibt er gleich im Anfange seiner neuen philosophischen Studien, „dankt meine Seele Ihnen ihr Dasein." Seine Seele ist ihm jetzt mit Wolff das einfache und unteilbare Ding, das Gott auf einmal und nicht durch wiederholte Handlungen geschaffen hat und das nur Gott durch einen einheitlichen Akt seines Willens vernichten kann, aber nicht vernichten wird. „Ich habe mich nie kleiner gefühlt, als seitdem ich den Satz von dem einfachen Wesen gelesen habe."

Bereits am 18. April 1736 legte Friedrich in einem Briefe an Manteuffel das folgende „Glaubensbekenntnis" ab: „Es genügt mir, daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin, daß ich an Gott glaube und an den, welchen er gesandt hat, die Welt aufzuklären und zu erlösen; daß ich mich tugendhaft zu machen bestrebe, soviel als ich durch meine Kräfte wirken kann; daß ich die Dienste der Anbetung verrichte, die das Geschöpf seinem Schöpfer schuldet, und die Pflichten erfülle, die ich als guter Bürger gegen Meinesgleichen, die Menschen, habe. Dann kann ich sicher sein, daß die Zukunft mir nicht verderblich sein wird; nicht als ob ich glaubte, den Himmel durch meine guten Werke zu verdienen, was widersinnig und der Gipfel der Lächerlichkeit sein würde, sondern in meiner festen Ueberzeugung, daß Gott ein Geschöpf nicht ewig unglücklich machen wird, das ihn mit aller der Erkenntlichkeit liebt, welche die Wohlthat, von Gott geschaffen zu sein, verdient, ein Geschöpf voll Fehler und Sünden, deren Ursache aber in seinem Temperament und nicht in seinem Herzen liegt."

Manteuffel nannte dies Bekenntnis „orthodox, obgleich in

eigenartiger Form ausgesprochen". Gleichsam als wenn er die Grenzlinie gegen den Bibelglauben jetzt um so schärfer ziehen zu müssen geglaubt hätte, schrieb Friedrich wenige Tage später an den Bibelleser Grumbkow, er würde in Verzweiflung sein, einen Vormittag bei der Lektüre des Tobias, der Makkabäer oder der Apokalypse zuzubringen: „Ich erkenne Gott durch das Licht der Vernunft; sein Gesetz ist in mein Herz geschrieben; das Gesetz der Natur, das alleinig wahre, das einzige, welches seine Reinheit bewahrt hat, und dies Gesetz ist es, das mir meine Pflichten lehrt. Damit verbinde ich die christliche Moral, und das genügt mir. Habe ich Kummer, den ich mir selbst zugezogen, so lerne ich davon, um weiser zu werden; bin ich an meinem Kummer ohne Schuld, so nehme ich ihn hin nach dem Willen des höchsten Wesens, welches unsere Geschicke lenkt und diese Widerwärtigkeiten der Rolle, die ich zu spielen habe, mit zugeteilt hat. Und was den Tod anbetrifft, so fürchte ich ihn nicht; denn ich weiß, daß mein Schöpfer ein Geschöpf nicht vernichten wird, welches ihn mit der Verehrung liebt und anbetet wie ich. Es handelt sich nicht darum, in der heiligen Schrift zu lesen, sondern es gilt, die Pflichten der erkenntlichen Kreatur gegen den Schöpfer und des guten Mitbürgers gegen Seinesgleichen auszuüben: das ist mein ganzer Moralkursus, und ich bin überzeugt und vergewissert, daß ich mit diesem Glauben mein Heil machen werde."

„Endlich einmal," damit umschreibt er in diesem Sommer seinen Standpunkt nach beiden Seiten hin, „kann man die Philosophie bekennen erhobenen Hauptes und ohne Furcht so vor dem Gespenst der Irreligiosität wie vor den zuchtmeisterlichen Verdammungsstrahlen eines zum rachsüchtigen Tyrannen verzerrten Gottes."

Ohne Frage bedeutete nach Friedrichs bisheriger Entwickelung sein Anschluß an Wolff eine entschiedene Wiederannäherung an die positive Religion. Und doch war es so, wie er sagte: „Wir studieren Wolff unsern Priestern zum Aergernis." Wieder wurde dem Könige zugetragen, daß sein Sohn ein Mensch ohne Religion sei, und Suhm und Manteuffel wurden als die Verführer verdächtigt.

Das war gerade zu der Zeit, da der Kronprinz die Lehren, mit welchen jene beiden ihn bekannt gemacht hatten, voll Eifer gegen die empirisch-materialistische Weltanschauung verfocht, zu deren litterarischen Vorkämpfer sich Voltaire gemacht hatte.

Am 8. August 1736 richtete Friedrich seinen ersten Brief nach Cirey, Voltaires Einsiedelei. Wenige Tage später äußerte er gegen Manteuffel seine Freude über die neu gewonnenen Beziehungen zu dem liebenswürdigen, eleganten, geistreichen Voltaire.

Die Manteuffel und Grumbkow sahen das neu aufsteigende Gestirn mit verdrossenem Auge an. Sie machten den Marquis de La Chetardie dafür verantwortlich, im Juli während der gemeinsamen Reise nach Königsberg die Bekanntschaft des Prinzen mit Voltaires Schriften vermittelt zu haben. Aber der Prinz kannte diese Schriften seit lange, seine vor 1730 gesammelte Bibliothek enthielt den 1728 erschienenen ersten Band der Werke Voltaires und zwei Ausgaben der Henriade, Citate aus dieser waren ihm ganz geläufig, und auf die Geschichte Karls XII. war er gleich nach dem Erscheinen des Buches durch Grumbkow selbst aufmerksam geworden; der Gegenstand an sich, wie Glanz und Lebhaftigkeit der blumenreichen Darstellung hatten ihn gleichmäßig gefesselt, ohne daß er sich den ästhetischen Genuß wie später durch die kritische Bemerkung beeinträchtigte, der Verfasser habe seine militärischen Studien im Homer und Virgil gemacht. Als Voltaires Briefe über die Engländer erschienen, hatte Manteuffel den Prinzen geflissentlich auf eine in Holland veröffentlichte scharfe Kritik hingewiesen. Jetzt ließ er sich um so mehr angelegen sein, seinem jungen Freunde vorzureden, daß die erste Begeisterung sich bald ernüchtern werde, und daß Voltaires Prosa tief unter seiner Poesie stehe.

Zunächst hat Friedrich geglaubt, Berührungspunkte zwischen Voltaire und den älteren Freunden schaffen zu können. Gleich dem ersten Briefe, den Friedrich an Voltaire schickte, war die Verteidigung Wolffs gegen die Anklagen der hallischen Eiferer beigeschlossen; die Zusendung der systematischen Schriften wurde in Aussicht gestellt. Junge Bekanntschaft ist warm, und Friedrich bezeichnete deshalb ohne weiteres den deutschen Denker, in dessen Schriften er seit einigen Monaten schwelgte, als den ersten

Philosophen der Gegenwart. Voltaire hatte von diesem berühmten Zeitgenossen bisher nichts gewußt oder doch nichts gelesen. Er hatte seine philosophischen Studien in England als Jünger Lockes gemacht, und die Predigt, die er dort vernommen, deren Konsequenzen er kühner zog als der stets mit der kirchlichen Rechtgläubigkeit seiner Landsleute rechnende Locke, hatte mit der deutschen Philosophie nichts gemein und verkündete von „der goldenen Kette, die Himmel und Erde verbinden sollte", nichts. Zu der Verschiedenheit der Weltanschauungen trat zwischen ihn und Wolff in gewissem Grade ein persönlicher Gegensatz. Voltaire war nicht bloß Lockes Jünger, er wollte auch sein Apostel sein; da stieß er auf Wolff, den Apostel von Leibniz. Hier stand der französische Schöngeist, der mit der Leichtigkeit und dem einschmeichelnden Reiz seiner Rede eine internationale Hörerschar für Lockes Empirismus bestach, dort der deutsche Professor, der den spiritualistischen Lehren von Leibniz durch systematische Ausbildung und hausbackene Einkleidung bei den deutschen Landsleuten ihre Stätte sicherte.

Friedrich sandte Wolffs Metaphysik stückweise nach Cirey, so wie die Uebersetzung der einzelnen Abschnitte fertig war. Erst im Oktober 1737 war das Manuskript vollständig in Voltaires Händen. Er war nicht sonderlich erbaut von dieser „etwas langen, etwas zu sehr mit Alltäglichkeiten angefüllten, übrigens aber bewundernswerten, sehr gut geordneten und oft sehr tiefen Metaphysik". Sein Urteil lautet kurz und bündig: „Ich verstehe von Wolffs ‚einfachem Wesen' auch nicht die Probe; ich sehe mich wie auf einen Schlag in ein Klima versetzt, in welchem ich nicht atmen kann, auf einen Boden, wo ich nicht festen Fuß fassen kann, zu Leuten, deren Sprache ich nicht verstehe." Uebrigens gewahrt er sofort, „daß Wolff fast ganz die Grundsätze von Leibniz teilt", und bekämpft demgemäß in der nun sich anspinnenden Diskussion immer unmittelbar den Führer der gegnerischen Schule: „Sehen wir, ob die Clarke, Locke, Newton mich aufklären sollen, oder ob die Leibniz, Prinzen oder Nicht-Prinzen meine Leuchte sein werden." Locke bezeichnet er als den größten aller Metaphysiker, den er kenne, und leugnet mit ihm die angeborenen Vorstellungen.

Der Prinz hatte ihn aufgefordert, seine eigene Metaphysik zu entwickeln. Voltaire begann mit der Uebersendung eines Aufsatzes über die Willensfreiheit; das sei die interessanteste Frage, die sich aufwerfen lasse, weil von ihr die ganze Moral abhange. Voltaire will das Leibniz-Wolffsche Prinzip des zureichenden Grundes, der gesetzmäßigen Verkettung alles Geschehenden, gelten lassen, aber er erklärt, dadurch sei die menschliche Willensfreiheit nicht ausgeschlossen. Damit war die Lanze in das Lager des Leibnizschen Determinismus geworfen, nach welchem auch der menschliche Wille sich dem, was geschehen muß und geschehen soll, nicht entziehen kann.

Friedrich stutzte. Schon die ersten vorläufigen Einwände, die Voltaire ihm erhoben, hat er genau mit Voltaires Worten sofort dem Manne entgegengehalten, dem er seine Bekanntschaft mit Wolff verdankte. „Wolff sagt ohne Frage gute und schöne Sachen," schrieb er schon am 16. November 1736 an Suhm, „aber sie lassen sich doch bestreiten, und sobald wir zu den letzten Gründen hinabsteigen, bleibt uns nichts übrig, als unsere Unwissenheit zu bekennen."

Trotzdem trat er in den Kampf für Wolff ein. Er entschuldigt sich wohl bei Voltaire, daß er durch seine Polemik ihn in der Bauthätigkeit, zu der er selbst ihn aufgefordert hatte, störe und ihn zwinge, mit der Kelle in der einen Hand und dem Schwert in der anderen, wie die alten Juden beim Tempelbau, an die Aufrichtung seines metaphysischen Gebäudes zu gehen.

In seinem Küstriner Gefängnis hatte er zur Verfechtung des reformierten Prädestinationsglaubens gegen den lutherischen Prediger das Gleichnis von einem Uhrwerk gebraucht, das nicht anders gehen könne, als der Mechanismus seiner Räder es bedinge. Dasselbe Gleichnis hält jetzt sein philosophischer Determinismus Voltaire entgegen. „Der Mensch hat die Freiheit eines Pendels; er hat seine gewissen Schwingungen, er kann Handlungen vornehmen, aber sie sind sämtlich seinem Temperament und seinem mehr oder weniger beschränkten Denkvermögen unterworfen. Auch der Stupideste wird immer einen Grund für seine Handlungen anführen; ein Grund bestimmt ihn, er

handelt also nach einem Gesetz, dem Ton gemäß, auf den der Schöpfer ihn gestimmt hat." — „Alles war durch die Gottheit vorhergesehen, alles war festgestellt, aber der Mensch, der die Zukunft nicht kennt, bemerkt nicht, daß während er scheinbar unabhängig handelt, alle seine Handlungen darauf abzielen, die Beschlüsse der Vorsehung zu erfüllen." — „Ein Gott, der sich mit der Weltregierung befaßt, läßt sich auch auf die kleinsten Kleinigkeiten derselben ein; was würde sonst aus der Unendlichkeit Gottes?" Ein solcher Gott erscheint dem Prinzen bewundernswürdiger, als ein Gott, der nach dem Beispiel der nur der Muße hingegebenen spanischen Granden sich um nichts kümmert, oder der mit armseligen Zeitungsschreibern im Kaffeehause über die politische Lage debattiert und auf die neuesten Nachrichten gespannt ist, um zu erfahren, ob er sich bei dem freien Spielraum des menschlichen Willens in seinen Vermutungen nicht betrogen hat. Was aber die schlechten Handlungen der Menschen anbetrifft, so meint Friedrich, daß sowohl die Anhänger der absoluten Fatalität wie die der freien Selbstbestimmung nicht umhin können, Gott dafür verantwortlich zu machen. „Mag Gott uns die Freiheit lassen, übel zu thun, oder mag er unmittelbar uns zum Verbrechen drängen, das kommt ungefähr auf dasselbe heraus." Alles in allem erklärt er, eine Art Trost in dieser absoluten Fatalität zu finden, „in dieser Notwendigkeit, die alles verfügt, unsere Handlungen lenkt und die Geschicke bestimmt".

Für Friedrich hatte seine Philosophie allzeit eine praktische Bedeutung. So ist auch dieses Wort, daß er in der absoluten Fatalität eine Art Trost finde, ganz aus persönlicher Erfahrung gesprochen. Noch oft ist ihm dieser Ueberzeugungsglaube in schweren Stunden zum Labsal seines Herzens geworden. Zunächst, als die Widerwärtigkeiten noch einmal an ihn herantraten, die er längst hinter sich geglaubt hatte, während eines längeren Zusammenseins mit dem Vater im Winter von 1738 auf 1739.

„Ich weiß zu wohl," schrieb er damals aus Berlin an einen seiner älteren Freunde, „daß man sich den unwiderruflichen Gesetzen des Geschickes nicht entziehen kann, daß der Strom

folgerichtiger Ereignisse uns willenlos mit sich fortreißt, und daß es Thorheit wäre, sich dem widersetzen zu wollen, was Notwendigkeit ist und was von aller Ewigkeit her also geordnet war. Freilich ein Trost, der aus der Unvermeidlichkeit des Uebels genommen wird, ist nicht sehr geeignet, das Uebel leichter zu machen; aber es liegt doch etwas Beruhigendes in dem Gedanken, daß das Bittere, was wir schmecken müssen, nicht die Wirkung unserer Verschuldung ist, sondern zu der Absicht und Ordnung der Vorsehung gehört."

Wer tief im Innersten die Dinge so betrachtete, der durfte auch nicht eigentlich sagen, wie Friedrich dies in seinem Streite mit Voltaire thut, daß er keinen persönlichen Grund habe, sich lieber auf die Seite der absoluten Fatalität als auf die der Freiheit zu stellen. Das erneute positive Bekenntnis seines alten fatalistischen Glaubens, das Friedrich im Januar 1739 ablegt, läßt denn auch ersehen, daß der völlige Rückzug auf das neutrale Gebiet der Skepsis, den er vorher Voltaire angekündigt hatte, doch nur ein scheinbarer war. Wenn Friedrich in den verschiedenen Systemen Gründe und Gegengründe abwog, dann allerdings vermochte sein Verstand kein Genüge zu finden, und er klagte, daß die Widersprüche hüben und drüben ihn in einen entsetzlichen Pyrrhonismus würfen; er schalt die Metaphysik ein undurchmessenes Meer, welches durch Schiffbrüche berüchtigt sei, ohne daß sich die gehofften Entdeckungen machen ließen; er erklärte, schließlich noch nicht in dem Alter zu sein, um zwischen Kopernikus, Descartes, Newton und Leibniz Partei zu nehmen, und hielt es deshalb mit Bayle, „dem erlauchten Skeptiker, der mit seiner Dialektik schwerbewaffnet gegen die Doktoren alle in die Turnierschranken tritt" und lediglich über das Für und Wider berichtet, statt leichtfertig abzuurteilen. Wenn aber nicht der Verstand, sondern das Gemüt Genüge haben wollte, dann lieh Friedrich noch immer derjenigen Philosophie am liebsten Gehör, mit welcher der geheimnisvolle Zug seines Herzens eine Berührung fand, sein alter Glaube an des Geschickes Mächte.

Trotz des Nachdrucks, mit dem sich Friedrichs fatalistische Grundstimmung der ihr entgegengestellten Einwände gleichsam konvulsivisch erwehrte, enthielt die englisch-französische Philo-

sophie, für die man um ihn warb, doch auch vieles, was ihn ansprach. Die philosophische Diskussion mit Voltaire wurde seit dem Sommer 1738 nicht mehr systematisch fortgesetzt. Im stillen aber sann und suchte Friedrich weiter, um zu den einmal an ihn herangetretenen Fragen eine bestimmtere Stellung zu gewinnen. Eine Erkrankung im Februar 1739 wurde ihm Veranlassung, Voltaire zuzugestehen: „Die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, ihre enge Verbindung, ist ein starker Beweis für die Ansicht Lockes. Der Geist scheint leider nur ein Anhängsel des Körpers zu sein, er gerät in Unordnung zugleich mit der Organisation unserer Maschine, und die Materie kann nicht leiden, ohne daß der Geist in Mitleidenschaft gezogen würde.“ Die hier zum erstenmale anklingende Anschauung bildete in späteren Jahren eine Lieblingsthese Friedrichs. So schlug er sich allmählich die Brücke, die ihn, immer mit dem ganzen Gefolge seiner Bayleschen Zweifel und Vorbehalte, in das Land Lockes hinüberführte. Bald bedeutete ihm Lockes Auftreten die Vollendung der neuen philosophischen Entwickelung: „Ein Weiser erschien in England, der jedes Vorurteil abstreifte und nur am Faden der Vernunft durch den Irrgarten der Metaphysik sich leiten ließ; Locke riß die Binde des Irrtums hinweg, die der skeptische Bayle und der scharfsinnige Leibniz gelockert hatten“; denn wie er selbst zu dem jüngeren Philosophen früher als zu dem älteren gekommen war, so galt ihm nun der Deutsche als der Vorläufer des Briten.

So urteilte Friedrich schon 1746 in den Denkwürdigkeiten zur Geschichte seiner Zeit. Und als er dann nach einem Menschenalter diese Memoiren umschrieb, da schweigt er von dem deutschen Philosophen und nennt nur noch Bayle als den „Vorläufer“ Lockes; die Streichung des Namens Leibniz an dieser Stelle bezeichnet am prägnantesten die Wendung, welche Friedrichs Philosophie genommen hatte.

Durch die Beschäftigung mit der englischen Philosophie wurde Friedrich in seinen Rheinsberger Jahren auch auf physikalische Studien geführt, wieder unter unmittelbarer Anregung von Cirey her. Newtons „Mathematische Prinzipien der Naturphilosophie“ wurden ihm, der des Lateinischen nicht mächtig war, erst durch

die Uebersetzung zugänglich, welche Voltaires gelehrte Freundin, die Marquise du Châtelet, in Cirey verfaßte. Als die Marquise ihre Abhandlung über das Feuer schrieb, spendete er der „göttlichen Emilie“ begeistertes Lob und beklagte, daß sie noch keine allgemeine Anerkennung finden könne, weil Descartes mit seinen verwünschten Wirbeln noch allzu sehr in den alten Schädeln der französischen Akademie spuke. Gleichzeitig warb für Newton der junge Venetianer Algarotti, der den Newtonismus „für die Damen“ popularisierte. Freilich meinte Wolff verächtlich: „die Damen werden dadurch nicht vernünftiger werden, als sie sind“; er bedauerte, daß ein Mann „von dergleichen Kaliber“ bei Friedrich empfohlen wurde. Dieser aber war von Algarotti, der ihn zuerst im September 1739 mit Lord Baltimore in Rheinsberg besuchte, entzückt: „Wir haben von Geometrie, von Poesie, von allen Wissenschaften und von Spielereien gesprochen, kurz von allem, wovon man überhaupt sprechen kann. Er hat viel Feuer, viel Lebhaftigkeit und viel Weichheit; mir so zusagend, wie nur irgend möglich.“ In dem Briefwechsel, der seitdem unterhalten wurde, grüßte man sich mit geometrischem Gruße. Schon 1738 hatte der Prinz sich eine physikalische Bibliothek angelegt; auch ein Observatorium erhielt Rheinsberg. Er experimentierte an der Luftpumpe, bemühte sich, meteorologische Gesetze zu entdecken, und ließ sich von Kirch und Lieberkühn in Berlin Unterricht erteilen. Gleichwohl blieben die Erfahrungswissenschaften, wie ein einsichtiger Beurteiler bemerkt hat, stets die „Achillesferse“ seiner Bildung. Gegen die Geometrie hegte er von Anfang an eine unüberwindliche Abneigung: „Ich gestehe, daß ich diese Wissenschaft fürchte,“ schrieb er an Voltaire im Januar 1738, „sie trocknet den Geist zu sehr aus, und wir Deutschen haben ihn schon trocken genug. Unser Geist ist ein dürrer Boden, den man künstlich pflegen und ohne Unterlaß anfeuchten muß, wenn er Früchte tragen soll.“

Die Abwendung von der deutschen Philosophie zu der englisch-französischen war nur eine Seite in der Entwickelung, durch die Friedrichs Geistesbildung in diesen Jahren ein immer bestimmteres Gepräge erhielt. Je klarer ihm der Vorsprung zur Wahrnehmung kam, den die westeuropäische Kultur vor der

deutschen damals gewonnen, um so fester und bewußter wurde sein Vorsatz, durch Aneignung der fremden Bildungselemente sich über das Niveau seiner Landsleute zu erheben und wenigstens an seinem Teile die vorgeschrittenen Nachbarn einzuholen. Es mag paradox klingen, aber es geschah von dem preußischen Kronprinzen in einer Art nationalen Ehrgeizes, daß er die glänzende Rüstung der Franzosen anlegte, um unter fremden Farben kämpfend dem Auslande die geistige Ebenbürtigkeit eines Deutschen zu beweisen. Voltaire hat diesen Ehrgeiz in den verschiedenen Erscheinungsformen, die derselbe angenommen hat, völlig richtig erkannt, wenn er zwanzig Jahre später, nach dem Tage von Roßbach, ingrimmig schrieb: „Jetzt hat er alles erreicht, was er immer sich ersehnt hat, den Franzosen zu gefallen, sich lustig über sie zu machen und sie zu schlagen."

Die Umschau, die Friedrich von Rheinsberg aus 1737 im litterarischen Deutschland hielt, zeigte ein ödes Bild. Die kurze Blüte der Künste und Wissenschaften, die „der gute, obgleich höchst beschränkte" König Friedrich I. für Preußen heraufgeführt hatte, war dahin. „Die Fürsten verachten allgemein den Gelehrtenstand, und das Urteil des Herren wird von seinen Höflingen allzusehr verehrt, als daß sie sich in den Sinn kommen ließen, anders zu denken, und so stoßen sie in dasselbe Horn und verachten diejenigen, die tausendmal vollwertiger sind, als sie selbst." Das vorhandene Treffliche in dem geistigen Leben der Nation, aus dem ein mehreres sich entwickeln konnte, entging dem Prinzen keineswegs. Er berührt sich mit dem zuständigsten Urteil, das über die damalige deutsche Bildung gefällt worden ist. Wie Goethe an der vorangegangenen Generation im Gegensatz zu der großen Unsicherheit in Sachen des Geschmacks die lebhaft einsetzenden Regungen des gesunden Menschenverstandes als bemerkenswert hervorhob, so sagt Friedrich 1737: „Mangel an Geist ist der Fehler der Deutschen nicht; der gesunde Menschenverstand ist ihnen zu Teil gefallen, ihre Eigenart ist der der Engländer ziemlich verwandt. Die Deutschen sind arbeitsam und tief." Nur tadelt er das damit zusammenhängende Uebermaß der Gründlichkeit. „Ihre Bücher sind von einer erdrückenden Weitschweifigkeit. Könnte man meine Landsleute von

ihrer Schwerfälligkeit heilen und eine etwas vertrautere Bekanntschaft zwischen ihnen und den Grazien vermitteln, so würde ich nicht daran verzweifeln, daß meine Nation noch große Männer hervorbringt."

Seinen Entschluß, deshalb in die Spuren der Franzosen zu treten, teilte er Voltaire gleich in einem seiner ersten Briefe mit. „Frankreich und England sind die beiden einzigen Staaten, wo die Künste in Ansehen stehen. Bei ihnen also müssen die andern Nationen lernen. Die, welche jenen Ländern nicht einen persönlichen Besuch abstatten können, müssen wenigstens in den Büchern Eurer berühmten Schriftsteller Kenntnisse und Belehrung suchen und demgemäß die Sprachen studieren, zumal die französische, die nach meinem Urteil in Eleganz, Feinheit und Energie und in allen ihren Wendungen eine eigenartige Anmut besitzt."

Unendlich viel bot Frankreich allein durch sich selbst, durch seine klassische und nachklassische Litteratur Friedrichs ästhetischem Bedürfnisse. Gleichzeitig aber diente ihm seine Lieblingssprache auch außerhalb Frankreichs als Dolmetscherin: wie sie ihm die Kenntnis der modernen englischen Philosophie vermittelte, so erschloß sie ihm auch den Schacht der Antike, in den er anders nicht einzudringen vermocht hätte. Denn die deutsche Sprache auf ihrer damaligen unentwickelten Stufe wäre unfähig gewesen, ihm den Mittlerdienst zu leisten; die französische dagegen vermochte, an den klassischen Mustern gebildet und des ganzen deklamatorischen Pompes der Latinität fähig, Form und Geist der Alten kongenial wiederzugeben, wie denn das stolze klassische Drama der Franzosen in gewissem Grade eine Nachdichtung der Stoffe und der Anschauungen des kaiserlichen Roms gewesen war. Bald versuchte Friedrich selber, Horazische Oden in französische Schale zu fassen; ja seine ganze Poesie hat einen der feinsinnigsten Kenner des römischen Dichters horazisch anmuten wollen. Horaz, Lukrez und Cicero mit den Tuskulanen wurden seine Lieblinge, und auch zu der Lektüre der römischen und griechischen Historiker ist er wieder und wieder zurückgekehrt. Der lateinischen Sprache infolge der ihm gegebenen Erziehung unkundig, ward er gleichwohl heimisch im alten Rom; diese

römische Welt bot seiner praktisch-politischen Geschichtsbetrachtung ungleich mehr Anregung als das griechische Altertum. Schon in den Küstriner Tagen waren „Marius, Sulla, Cinna, Cäsar, Pompejus, Crassus, Augustus, Antonius und Lepidus“ während einer Krankheit seine Gesellschafter gewesen; Ciceros Briefe an Atticus zeigten ihm dann das überraschende Kehrbild zu den Historikern, und während des Türkenkrieges in Ungarn beglückwünschte er sich, „die Perserkriege und die punischen und eine Unzahl anderer“ ohne jedes Blutvergießen geführt zu haben. Nun kamen Montesquieu und Rollin und vereinigten die dem Prinzen wohlbekannten Thatsachen zu einem Gesamtbilde, welches die Antike in den Kreis des modernen Empfindens und politischen Räsonnements rückte, der fernsten Vergangenheit eine subjektive Beziehung zur unmittelbaren Gegenwart gab. Voll Bewunderung vertiefte sich Friedrich in die „Betrachtungen über den Verfall der römischen Größe“, die er ein Werk von vollendeter Schönheit nannte, welches mehr Gedanken als Worte enthalte, „die Quintessenz dessen, was der menschliche Geist an philosophischen Gedanken über die römische Geschichte hervorbringen kann“. Wie in so vielen anderen Litteraturzweigen, hatten die Franzosen damit auch auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung die Palme unter den Modernen errungen.

Am augenfälligsten zeigte sich den Deutschen gegenüber die Ueberlegenheit der gallischen Nachbarn doch in der Dichtkunst. Die Namen der Führer der deutschen Litteratur waren dem Kronprinzen nicht unbekannt, aber er spottete über die „verunglückten Schöngeister“ in Berlin, „welche Haller über Horaz stellen und Gottsched als den Herrscher des Parnaß verehren“. Das relative Verdienst, das Gottsched um die deutsche Bühne sich erwerben sollte, stand noch aus, der Hanswurst war von den Brettern noch nicht vertrieben. Die wenigen Besuche, die Friedrich der deutschen Komödie gegönnt hat, reichten hin, ihn mit Widerwillen gegen ihre teils rohen, teils schalen Späße zu erfüllen, und in seiner Erinnerung blieb immer nur die typische Schneidernatur Kilian Brustfleck der Vertreter der Nationalbühne. Seine nachmalige Versicherung, er habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, ist nicht eben wörtlich zu nehmen; aber

Suhm hat sich doch 1736 vergeblich bemüht, ihn zum Studium Wolffs in der Ursprache zu vermögen. Die Wahl zwischen Gottsched und Voltaire konnte ihm unter keinen Umständen schwer fallen.

Anfänglich hatte er gewünscht, Gresset, den Dichter des „Vert-Vert", an dessen heiterer Muse er großes Gefallen fand, für seinen Rheinsberger Hof zu gewinnen. Jetzt war keiner der Geister zweiten Ranges, sondern der König im Reiche des Geschmackes sein Lehrer geworden; in wessen Schule konnte der Königssohn freudiger lernen?

Indes schickte Friedrich seine poetischen Versuche das erste Mal nicht ohne ein gewisses Zagen nach Cirey. Voltaire, der sich damit vor die Aufgabe gestellt sah, nicht bloß Kunstrichter, wie der Prinz es wünschte, sondern einfach auch Sprachlehrer zu sein, war vor allem Weltmann genug, um allen Anforderungen gerecht zu werden und gleichwohl nicht anzustoßen. Die Kunst, mit der er an die Lobsprüche, an seine überschwenglichen Lobsprüche, allmählich Ausstellungen zu knüpfen begann, ist von unvergleichlicher Feinheit. Einer Berichtigung elementarer Sprachfehler, die im Munde jedes anderen pedantisch klingen würde, weiß er stets irgend eine prickelnde Wendung zu geben, in der selbst die Rüge den Schüler nicht verstimmen konnte, sondern ihm ein zustimmendes Lächeln abgewinnen mußte. Friedrich war einsichtig genug, um sich zu sagen, daß er von den Lobsprüchen stets „drei Viertel" abzuziehen habe: die Ausstellungen ließ er sich voll und ganz gesagt sein. Und als nun der Meister für die Vorlegung der Schülerarbeiten, die er mustern sollte, mit der Zusendung seiner vollendeten Kunstwerke dankt, da stellt der erfreute Empfänger diesen ungleichen Austausch in eine Linie mit dem amerikanischen Handel der Holländer, die für die Glasscherben, welche sie den Wilden geben, Gold einheimsen. Oder er entlehnt seine Bilder der Mythologie und vergleicht sich dem Prometheus, aber nur darin, daß er das Feuer entlehnen muß, wenn seine Muse sich erwärmen soll; dann glaubt er wohl einen Augenblick, daß Voltaires Fittich ihn trägt:

Doch nein, Ikarus fällt, schon deckt die Woge ihn.

Es waren glückliche Tage und Jahre, da dieser Austausch zwischen Rheinsberg und Cirey stattfand. Noch trübte keine Enttäuschung die junge Freundschaft. Friedrich verehrte in Voltaire aufrichtig den freien Denker, den anmutigsten der Dichter und den vielseitigsten der Schriftsteller; er glaubte, auch die liebenswürdigste Persönlichkeit, den lauteren Charakter, den selbstlosen Freund in ihm gefunden zu haben. Und Voltaire empfand zum erstenmal den Reiz, dem er nie in seinem Leben zu widerstehen vermocht hat: er sah sich durch einen der in Purpur Geborenen des vertraulichen Verkehrs gewürdigt und mit Weihrauch bestreut. Freilich berechnete Voltaire, daß auf hundert Menschen neunzig Dummköpfe kämen, und erst auf zwanzig Millionen Menschen ein Monarch, daß also achtzehn Millionen gegen zwei zu wetten seien, ein König werde ein armseliger Tropf sein; und Friedrich selbst scherzte, er sei kein Großmannskandidat, sein Name werde allem Anschein nach nur dazu dienen, irgend einen genealogischen Stammbaum zu zieren, um alsbald in das Dunkel der Vergessenheit zu sinken; höchstens in Voltaires Schriften werde er auf die Nachwelt kommen. Wie aber, wenn der Prinz, der einen Voltaire zum Mentor wählte, wirklich der aus Millionen einmal herausgefundene Eine war? Dann mochte die Stunde da sein, das politische Ideal des Mentors zu verwirklichen, das Ideal des aufgeklärten, weltbeglückenden Despotismus, wie es der Dichter der Henriade in dem Helden seines Epos aufgestellt hatte. „Er wird das Glück seiner Unterthanen besiegeln mit derselben Hand, mit der er Wahrheiten in Verse bringt; er wird bei Gelegenheit Schlachten gewinnen.“ Ein Buch mit weißen Blättern lag die Zukunft dieses Adepten, der so empfänglich und begeisterungsfrisch sich dem Lehrer hingab, vor Voltaires dichterischer Phantasie: was wird die Geschichte auf diesen Blättern verzeichnen?

Voltaire mochte hoffen, auch bei den großen Welthändeln künftig seine Hand im Spiele zu haben; weihte ihn doch der Erbe eines Thrones jetzt nicht bloß in seine litterarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen ein, sondern auch in seine Gedanken über die politischen Vorgänge.

V.

Die Politik des Kronprinzen.

Unter den Kleinodien, die Voltaire aus seinen Schreinen von Zeit zu Zeit nach Rheinsberg mitteilte, befand sich auch der handschriftliche Entwurf seines Zeitalters Ludwigs XIV. Friedrich schrieb an einen Freund, dieses Manuskript interessiere ihn mehr, als die ganze Politik der Gegenwart. Und doch folgte er gerade damals, im Jahre 1738, den politischen Vorgängen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ja mit leidenschaftlicher Erregung, und die Depeschen der preußischen Gesandten, die ihm Grumbkow aus Berlin zuschickte, boten ein hinreichendes Material für die Beurteilung der allgemeinen Lage sowohl, wie der Aufgaben der preußischen Politik.

Freilich, der Vergleich der Gegenwart mit den Zeiten, die Voltaire schilderte, fiel kläglich aus. Die großen Gestalten der Epoche Ludwigs XIV. hatten einem schwächlichen Epigonengeschlecht den Platz geräumt. „In unserem Jahrhundert," klagte Friedrich, „gilt, uns zum Unglück, die Unterhandlung mehr als der Krieg." Bei der physischen Abspannung der Staaten nach dem letzten großen Kriege war in Europa das goldene Zeitalter einer Diplomatie angebrochen, die sich als den allein maßgebenden Faktor im Völkerleben zu betrachten gewöhnte, alles durch ihre Verhandlungen, ihre Künste und Handgriffe machen zu können glaubte und es in diesen allerdings zur höchsten Routine brachte. Es ist die Diplomatie der Palliativmittel und Kompromisse, die alles nach dem Grundsatze der gegenseitigen „Konvenienz" begleicht, für jede Verwickelung ihr

Elixir hat und jeder Entscheidung mit dem Schwerte sorgsam vorbaut; die Zeit der diplomatischen Abenteurer und geheimen Agenten, die Zeit der Kongresse, die jahrelang tagen und nichts zum Abschluß bringen. Der witzige Lord Chesterfield hatte gesagt, 1725 sei Europa toll geworden; seitdem war die Tollheit offenbar noch im Zunehmen, die politischen Augenblicksbilder wichen und wechselten wie im Wirbeltanz, und Kronprinz Friedrich meinte 1739, mit Hinweis auf den Ausspruch Chesterfields, 1740 werde es an der Zeit sein, Europa in das Irrenhaus zu sperren.

Chesterfields Jahr 1725 war etwa die Epoche, bis zu der Friedrichs eigene politische Wahrnehmungen zurückreichten. Aus den miterlebten Wandlungen der europäischen Politik und ihren Rückwirkungen auf die Stellung Preußens zwischen den großen Mächten ergab sich dem preußischen Kronprinzen sein politischer Katechismus.

Noch immer waren die Fluten nicht ganz zerronnen, die zu Anfang des Jahrhunderts der spanische Erbfall geschwellt hatte. Gegen die erdrückende Uebermacht Ludwigs XIV. hatte sich damals eine europäische Koalition zusammengefunden, die Schöpfung Wilhelms des Oraniers, das später vielgepriesene „alte System“, mit der Losung der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts. Als dann das stolze Frankreich tief gedemütigt war und nun der letzte vom Stamme Habsburg ehrgeizig die Wiedervereinigung des ganzen Erbes Karls V. anstrebte, da hatte man in London die modifizierte Gleichgewichtstheorie aufgestellt, daß die beiden Seemächte, England und Holland, berufen seien, zwischen den beiden kontinentalen Militärmächten, Frankreich und Oesterreich, die Wage zu halten. Das Verständnis zwischen England und Frankreich, das unter diesem Gesichtspunkte den Utrechter Vertrag herbeiführte, hielt auch nach dem Friedensschlusse an. Zögernd hatte dann auch der kaiserliche Hof seinen Frieden mit Frankreich geschlossen; er blieb im Kriegszustande mit der neuen bourbonischen Nebenkrone. Spanien unter den Willen Europas zu beugen, schlossen die vier großen Mächte, wie man sie jetzt nannte, 1718 ihre Quadrupelallianz. Ein Kongreß sollte alle noch obschwebenden

Händel schlichten. Aber während zu Cambray beraten und gestritten wurde, fanden die beiden Mächte, welche die Fürsorge der anderen hatte versöhnen wollen, sich ohne fremde Vermittelung zusammen: der Kaiser und der bourbonische König von Spanien gingen zu Wien ein Bündnis ein. Durch die enge Verbindung der österreichischen und der spanischen Macht fühlten sich die Seemächte, zumal da sie ihre Handelsinteressen geschädigt glaubten, kaum minder beunruhigt, als 1712 durch die Aussicht auf eine unmittelbare Vereinigung der beiden großen Reiche. Dieselben Erwägungen, die damals zu dem Utrechter Frieden führten, veranlaßten jetzt Frankreich und England zu der Bildung des Gegenbundes von Herrenhausen gegen die Alliierten von Wien. Der frühere Kriegszustand zwischen Oesterreich und Spanien wurde nunmehr durch die Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Spanien und England abgelöst.

Nun wiederholen sich zu Soissons die Vorgänge von Cambray. Wieder fällt die Entscheidung nicht vor dem Forum des europäischen Kongresses, der sie für sich beansprucht, sondern hinterrücks; wieder findet Spanien gerade da, wo es Händel hatte, eine Thür zur Verständigung offen: wie vor vier Jahren Oesterreich, so schließen 1729 die drei anderen Großmächte heimlich einen Sondervergleich mit dem Madrider Hofe und entgelten durch ihren Vertrag von Sevilla dem Kaiser das Werk von 1725. Spanien ist von Oesterreich getrennt, die Wiener Koalition gesprengt, die Politik der Gegenliga von Herrenhausen hat triumphiert. Unter der Aegide ihrer mächtigen Verbündeten besetzen die Spanier Parma und Piacenza. Isoliert muß Kaiser Karl VI. zum Kampfe sich bereiten, bis er sich im letzten Augenblicke entschließt, die beiden italienischen Herzogtümer einem der Söhne der spanischen Königin, der ehrgeizigen Farnesin, zu überlassen und auf seine maritime Politik zu verzichten; er begnügt sich mit unterwertigen Garantien der von ihm für seine Reiche erlassenen Erbfolgeordnung.

Dieser Wiener Friede von 1731 schloß erst endgültig die Kriegsepoche ab, die mit dem Jahre 1700 für Europa hereingebrochen war; jetzt vollendete sich das, was zu Utrecht und Rastadt, zu Cambray und Soissons Stückwerk geblieben

war, die allgemeine Pazifikation ohne Ausschluß irgend einer Macht.

Nicht zwei Jahre vergingen, und der Kriegsruf erklang von neuem. Als König Ludwig XV. dem Wiener Hofe den Frieden aufsagte, um in Polen die Wahl seines Schwiegervaters gegen den von Oesterreich und Rußland erhobenen Gegenkönig aufrecht zu erhalten, da war auch Spanien, des soeben abgeschlossenen Vertrages uneingedenk, schnell wieder zur Stelle, den italienischen Besitz des Infanten Karl auf des Kaisers Kosten zu erweitern. Bei den Seemächten fand Karl VI. die gehoffte Hilfe nicht. Da ward der politischen Welt eine Ueberraschung, die alle vorangegangenen weit hinter sich ließ. Zum viertenmale in einem Menschenalter wurde ein Separatfrieden geschlossen. Wie England und Holland 1713 das alte System fallen ließen, wie 1725 Oesterreich von der Quadrupelallianz sich trennte, und wie Spanien 1729 das Bündnis mit dem Kaiser preisgab, so war es jetzt Frankreich, das über seine Verbündeten hinweg sich mit seinem Gegner, dem Erbfeinde der Lilienkrone, verständigte.

Nirgends machten die Wirkungen dieses Ereignisses sich fühlbarer als in Berlin.

Zehn Jahre vorher, als die Koalitionen von Wien und Herrenhausen ganz Europa in zwei große Heerlager spalteten, war die Freundschaft Preußens vielumworben gewesen, denn die preußische Militärmacht konnte den Ausschlag geben. Heute stand Preußen beiseite, isoliert.

Damals hatte sich Friedrich Wilhelm zunächst für die Westmächte erklärt, entsprechend dem scharfen Gegensatze, in welchem während der ganzen ersten Hälfte seiner Regierung sein landesherrliches Selbstgefühl gegen die imperialistische Politik Karls VI. stand. Als er dann aber zu bemerken glaubte, daß die Verbündeten von Herrenhausen ihn als ihren „Gallopin“ betrachteten, der „die Kastanien aus dem Feuer holen“ sollte, ging er seit 1726 zu der Partei des Kaisers über. Graf Seckendorff war es, wie wir sahen, dessen diplomatische Gewandtheit die Verträge von Wusterhausen und Berlin zu stande brachte.

Der Preis, mit dem Friedrich Wilhelms Bundesgenossen-

schaft sich erkaufen ließ, war immer die Anerkennung der preußischen Ansprüche auf die jülich-bergische Succession. Nach dem klevischen Erbvergleich zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg von 1666, der das Jahr darauf von Kaiser und Reich bestätigt und garantiert worden war, stand der männlichen Nachkommenschaft des Großen Kurfürsten beim Erlöschen des neuburgischen Mannsstammes die Nachfolge in den Herzogtümern Jülich und Berg zu. Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, der letzte männliche Sproß des Hauses Neuburg, war bereits 1661 geboren. Sein sehnlichster Wunsch war, auch die beiden niederrheinischen Herzogtümer an die Erben der Kurlande, die Linie Sulzbach, zu bringen, deren Prinzen er deshalb erst seine älteste Tochter, dann auch seine Enkelin vermählte. In Berlin wurde die pfälzische Auffassung des Vertrages von 1666, nach der auch die weibliche Descendenz des neuburgischen Stammes zur Erbfolge berufen sein sollte, mit Nachdruck zurückgewiesen.

Aber das Haus Pfalz hatte mächtige Fürsprecher. Alle Großmächte mißgönnten dem rasch angewachsenen preußischen Staate eine neue Vergrößerung. Frankreich glaubte die Festung Düsseldorf mit dem Rheinübergang nicht einer militärisch widerstandsfähigen Macht überlassen zu dürfen. Holland fürchtete jeden starken Nachbarn an seinen Grenzen und fühlte sich bereits durch den preußischen Besitz von Kleve beängstigt. England konnte mit Rücksicht auf sein Nebenland Hannover eine Vermehrung der preußischen Macht in Nordwestdeutschland nicht wünschen. Oesterreich betrachtete bereits jetzt die Ausdehnung des brandenburgischen Hausbesitzes im Reiche mit Mißbehagen und wollte das Gebiet eines katholischen Fürstenhauses nicht in protestantische Hände fallen lassen, und die Kurie that das Ihre, den Kaiser in diesen Gesinnungen zu bestärken. Dazu kam, daß die Wittelsbacher, Bayern wie Pfälzer, als treueste Parteigenossen der französischen Politik besondere Rücksicht von Versailles erwarten durften, und daß der Kaiser, der die wittelsbachischen Ansprüche auf die österreichische Erbfolge mit seiner pragmatischen Sanktion durchkreuzte, das Gesamthaus Pfalz-Bayern wenigstens in der jülich-bergischen Erbfrage zu begünstigen wünschte.

Bei dieser Haltung der Mächte sah sich Preußen, wenn es seine Ansprüche durchsetzen wollte, auf den Weg der diplomatischen Verhandlung hingewiesen und mochte froh sein, falls es durch den Anschluß an eine der großen europäischen Parteien wenn nicht sein ganzes Recht, so doch einen Teil davon rettete. Auf dieser Grundlage wurde 1726 und 1728 mit dem Kaiser verhandelt und abgeschlossen. Friedrich Wilhelm übernahm in dem sogenannten ewigen Bündnis von Berlin (23. Dezember 1728) die Garantie der pragmatischen Sanktion Karls VI. und entsagte seinen Rechten auf Jülich, der Kaiser garantierte ihm dagegen die Erbfolge in Berg.

Preußen war nach diesen Verträgen, da gerade jetzt Spanien von dem Wiener Bündnis abfiel, der einzige Verbündete, auf den der Kaiser gegen die Masse seiner Feinde sicher zählen konnte; denn auch Rußland, auf dessen Unterstützung man in Wien eine Zeitlang gerechnet hatte, riet Anfang 1730 zur Begleichung der Streitpunkte mit den Westmächten.

Aber der Wert der preußischen Freundschaft sank bereits, als 1731 die Verständigung mit England erreicht wurde. Wir haben gesehen, wie die Abwandelungen des Verhältnisses zwischen Oesterreich und England auf die Haltung der kaiserlichen Politik in der Frage der Vermählung des preußischen Kronprinzen zurückwirkten. Zu Beginn des nächsten Jahres leistete Friedrich Wilhelm dem Kaiser den letzten Dienst, der von ihm geheischt wurde; dank seinen Bemühungen garantierte der Reichstag die pragmatische Sanktion, gegen den Einspruch Sachsens und der wittelsbachischen Kurhöfe von München und Mannheim. Im August darauf sahen sich Karl VI. und Friedrich Wilhelm in Böhmen. „Die Zusammenkunft zu Prag wurde das Grab der Freundschaft mit dem Kaiser,“ schrieb nachmals der preußische Minister Podewils; auch Grumbkow datierte den Umschwung von diesem Zeitpunkte her. Mit dürren Worten wurde dem Könige von Preußen in Prag erklärt, daß er sich mit einem Teile des Herzogtums Berg begnügen, auf die Hauptstadt Düsseldorf verzichten müsse. Prinz Eugen sprach zu den Begleitern des Königs, als ob die Waffengenossenschaft der preußischen Armee für den Kaiser ohne jeden Wert wäre; er legte in Gegen=

wart der Preußen die Hände auf die Schultern der Vertreter Englands und Hollands und rief: „Gebt mir diese hier, und wir wollen der ganzen Welt trotzen.“

Das Jahr 1733 brachte neue Enttäuschungen für Friedrich Wilhelm. Am 31. Januar starb König August II. von Polen. Je gespannter in den letzten Jahren sein Verhältnis zu dem kaiserlichen Hofe gewesen war, um so weniger hatte man vor dem Tode des Königs in Wien gewünscht, die polnische Krone bei dem sächsischen Hause bleiben zu sehen; ja man hatte im Verein mit Rußland den König von Preußen zu einem Abkommen aufgefordert, kraft dessen bei der nächsten Erledigung des polnischen Thrones ein sächsischer Prinz von der Wahl ausgeschlossen sein sollte, was zwischen Preußen und Rußland ohnehin durch drei ältere Verträge verabredet war. Noch ehe das neue Abkommen vollzogen werden konnte, war das Interregnum in Polen da. Der Sohn des verstorbenen Königs, der neue sächsische Kurfürst, bot in Wien die Anerkennung der pragmatischen Sanktion, und von Stund an war er der Kandidat der beiden Kaiserhöfe, die ihn durch eine kleine Minderheit des polnischen Adels zum Gegenkönig gegen Stanislaus Leszczynski wählen ließen. Friedrich Wilhelm fühlte sich schwer verletzt und verweigerte der Wahl des Sachsen seine Anerkennung.

Wenn dagegen nun der Kaiser, aus Anlaß eben dieser polnischen Vorgänge, von Frankreich mit Krieg überzogen wurde, so hielt Friedrich Wilhelm die Verpflichtungen des Vertrages von 1728 getreu ein. Gern wäre er mit seiner ganzen Kriegsmacht dem Kaiser zu Hilfe gezogen, aber in Wien dankte man für sein Anerbieten und forderte nur die Stellung der vertragsmäßigen 10000 Mann. Friedrich Wilhelm durchschaute, daß man ihn nicht als einen Gleichstehenden, sondern als einen Untergeordneten behandelte, daß man von der Vereinigung der preußischen Streitkräfte am Rhein nichts wissen wollte und sie dort wegen der Nachbarschaft von Jülich und Berg nur mit Mißtrauen betrachtet hätte. Gekränkt und mißmutig, wie an sich selbst irre geworden, schrieb er an den Fürsten von Anhalt: „Sagen Sie mir, hätten Sie sich das vorgestellt, einen fran-

zösischen Krieg zu erleben, und daß die Alliierten dann Preußen in der Inaction ließen? Das hätte ich mein Tage nicht geglaubt, also ist es nichts in dieser Welt, nun ist Alles umsonst. Wo ich nun nicht mehr hätte, als die 10000 Mann, und ließe keine Contribution zahlen, also wäre mein Land das reichste in Deutschland. Ich bin ganz chagrin."

Als dann aller Welt zur Ueberraschung im Herbst 1735 der Kaiser die Feindseligkeiten gegen Frankreich einstellte, wurden die Friedenspräliminarien dem preußischen Bundesgenossen nicht einmal mitgeteilt. Das Berliner Bündnis von 1728 war dem Kaiser jetzt vollends ohne Wert, und in den Bestimmungen wegen Berg nur zur Last. Ganz zur Unzeit gab der preußische Gesandte in Wien im Dezember 1735 die Erklärung ab, daß der König mit Freuden sich bei jeder Förderung der pragmatischen Sanktion beteiligen werde, sich aber auch gewiß verspreche, daß Kaiserliche Majestät bei Gelegenheit des jetzt bevorstehenden Friedensschlusses das bequeme Tempo nicht aus der Hand lassen werde, das dem Könige in der jülichschen Sache Versprochene in Erfüllung zu bringen. Seit der Kaiser mit Frankreich versöhnt und verbündet war, erschien seinen Beratern die Zufriedenstellung der Pfälzer um so notwendiger. Zudem befand sich der Wiener Hof dadurch in einem eigentümlichen Dilemma, daß er vor dem Abschluß der Verträge von Wusterhausen und Berlin sich schon am 16. August 1726 gegen Karl Philipp von der Pfalz verpflichtet hatte, die Erbfolge in beiden rheinischen Herzogtümern den Sulzbachern zu verschaffen. Es war ein geschicktes Auskunftsmittel, das nur nicht mit den bestehenden Verträgen, weder mit des Kaisers Verpflichtungen gegen die Pfalz, noch mit denen gegen Preußen, übereinstimmte, wenn jetzt die österreichische Staatskunst durch ein gemeinsames Vorgehen der Großmächte die Lösung der jülich-bergischen Frage herbeizuführen versuchte. Auf Frankreich durfte man ohne weiteres rechnen; aber auch die Seemächte England und Holland, die ein Interesse daran hatten, neben dem Bunde der beiden großen Militärmächte des Kontinents sich ihren Platz im europäischen Konzert zu sichern, ließen sich nach einigen Schwierigkeiten für einen Kollektivschritt gegen Preußen gewinnen.

Der König von Preußen wußte voraus, was die vier großen Mächte, die Quadrilleurs, wie er sie nannte, gegen ihn vorhatten, und erfuhr auch, daß der 10. Februar 1738 für die Ueberreichung der vier identischen Noten in Aussicht genommen war. Er wies einige Tage vorher seine Minister an, die Gesandten mit ihren Schriftstücken „höflich und mit vielen Reverenzen" zu empfangen und die Noten ihm dann versiegelt einzuschicken. Er habe nicht die Absicht, zu antworten, sondern werde es machen, wie Wallenstein, der die kaiserliche Ordre zwar ehrerbietig geküßt, aber auf den Kamin gelegt habe. An dem bezeichneten Tage erschienen, wie man erwartet, die vier Diplomaten nach einander in dem Konferenzzimmer des auswärtigen Ministeriums, Freiherr von Demeradt als Resident des Kaisers, Ginkel im Auftrage der Generalstaaten, La Chetardie und Guy Dickens mit den Noten Frankreichs und Englands. Die gleichlautenden Schriftstücke enthielten die Forderung, daß der König seinen Gesandten im Haag beauftrage, mit den dortigen Vertretern der vier unparteiischen Mächte in Konferenz zu treten, um durch die Vermittelung dieser Mächte zu einem gütlichen Vergleich in der jülichschen Sache zu gelangen; daß der König weiter sein Wort gebe, während der Zeit der Konferenzen jeden Versuch zur Besitznahme der strittigen Länder zu unterlassen. Aus den zugleich mitgeteilten Abschriften der entsprechenden, in Mannheim überreichten Noten konnte der König ersehen, daß für den Todesfall des Kurfürsten von der Pfalz die Mächte dem Pfalzgrafen von Sulzbach in beiden Herzogtümern die einstweilige Besitzergreifung zugestanden. Sowohl in den Noten an die Pfalz, wie in denen an Preußen war zum Schluß die Erwartung ausgesprochen, daß der andere Teil dem Vorschlage sich nicht widersetzen werde und sich nicht die gerechten Vorwürfe vier so ansehnlicher Mächte werde zuziehen wollen, „die den Vorsatz haben, gemeinsam und mit Nachdruck den Charakter der Unparteilichkeit aufrecht zu erhalten, den sie heute in den gemeinsam sich angeeigneten Grundsätzen kundgeben".

Der König war zuerst der Meinung, daß er auf diese Zumutung überhaupt nicht antworten dürfe. Auf die Vorstellungen

seiner Minister befahl er indes, eine kurze, ausweichende Antwort zu entwerfen. Die am 19. Februar dem Vertreter der vier Mächte zugestellte Note besagte, daß der dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugedachte provisionelle Besitz mit der Unparteilichkeit der Vermittelung nicht zu reimen sei; der König erwarte deshalb von der Billigkeit der vier Mächte, „daß sie die Güte haben werden, sich über diesen Artikel in der Art zu erklären, daß Se. Majestät Ihre weitere Antwort auf die Memoires zu ertheilen im Stande sind." Gleichzeitig wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, daß die Befehle zur Zusammenziehung von 40000 Mann im Klevischen erteilt seien.

Eines der Gutachten, das dem Könige von seinen Ministern vorgelegt war, hatte hervorgehoben, man wisse, wie es mit den vier Mächten und ihrer Harmonie bestellt sei; sie seinen weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen; man müsse die Sache hinziehen und Zeit gewinnen; daß sie einen Termin setzen sollten, sei nicht zu befürchten, sie würden sich zehnmal bedenken, gegen einen Staat wie Preußen eine so ungewöhnliche Methode zu brauchen.

Aeußerlich hielt die Einigkeit der „Quadrilleurs" stand. Anfang Juni stellten der Kaiser und Frankreich den Antrag auf Eröffnung der Konferenz im Haag: „Da die völlig unerwartete Antwort des Königs von Preußen erkennen lasse, daß er entschlossen und gerüstet sei, beim Tode des Kurfürsten von der Pfalz die Ruhe Europas trotz der ebenso zweckmäßigen wie unparteiischen Absichten der vier Mächte zu stören, so sind die vier Mächte Europa Rechenschaft schuldig über die Folgen eines so eklatanten Schrittes, wie sie ihn diesem Fürsten gegenüber gethan; sie sind es sich selbst und ihrer Ehre schuldig, zu zeigen, daß sie nicht vergebens ihren Willen kundgethan." Und am 13. Januar des folgenden Jahres unterzeichnete der kaiserliche Gesandte in Versailles einen Vertrag, durch den der Kaiser und Frankreich noch einmal gemeinsames Vorgehen sich zusagten, zugleich gegenseitigen Schutz und Unterstützung für den Fall, daß wegen dieses Vorgehens einer der beiden Teile angegriffen werden könnte.

Aber schon seit dem April 1739 hatte der französische Bot-

schafter im Haag insgeheim eine Verhandlung mit dem dortigen Vertreter Preußens angeknüpft. Er eröffnete demselben jetzt, daß man den Abschluß dieses neuen Vertrages dem Kaiser nicht gut habe abschlagen dürfen: „die Furcht vor Eurer Rache und vor den preußischen Kriegsvorbereitungen haben den Wiener Hof so beunruhigt, daß wir ihm diese Genugthuung nicht haben versagen können." Auch in Petersburg hörte der preußische Gesandte im Mai 1739, der Kaiser habe sich deshalb Schutz von Frankreich zusagen lassen, weil er fürchte, daß Preußen einen Angriff gegen ihn beabsichtige und für Jülich und Berg seinen Regreß auf Schlesien nehmen werde.

Friedrich Wilhelm hat die Hand, die ihm Frankreich zur Verständigung bot, nicht zurückgewiesen. Der Kaiser hatte das Beispiel gegeben, wenn er in einer Reichsangelegenheit, wie die jülich-bergische Erbfrage, die Einmischung des Auslandes zuließ, ja den Franzosen geradezu die Entscheidung zuwies. Friedrich Wilhelm machte sich dieses Beispiel zu nutze. Vom Kaiser verlassen, sah er sich genötigt, am Ende seiner Tage der Macht sich zu nähern, gegen die er Zeit seines Lebens die größte nationale und persönliche Abneigung gezeigt hatte. Der Gewinn, den Frankreich ihm versprach, war bescheiden genug: der Vertrag vom 5. April 1739 garantierte ihm einen Teil von Berg, ohne die Hauptstadt Düsseldorf.

Wegen eines Vorwandes für den Bruch hatte man sich zu Wien nicht verlegen gezeigt. Um über die unbequeme Garantie für Berg, die man im Augenblicke der Not anderen Verpflichtungen zuwider dem Könige von Preußen gegeben hatte, hinwegzukommen, hatte man mit Advokatenfeinheit in den Vorgängen der Feldzüge von 1734 und 1735 allerhand Dinge entdeckt, die da dienen mußten, nicht im Wege offener Aussprache, sondern mittelst geheimnisvoller Andeutungen dem preußischen Bundesgenossen zu unterstellen, daß er dem Vertrag von 1728 nicht volle Genüge gethan habe. Man bedachte nicht, daß man durch Leugnung der Rechtsbeständigkeit dieses Vertrages das Fundament des eigenen Baues abgrub: man entband damit Preußen der für die pragmatische Sanktion geleisteten Bürgschaft. Wie verhängnisvoll solch armselige Politik

für den Wiener Hof war, hat die nächste Folgezeit bewiesen. In unbegreiflicher Kurzsichtigkeit verschleuderte Kaiser Karl Königreiche und Länder, um Frankreichs und Spaniens Garantie für seine Erbfolgeordnung zu gewinnen, stürzte sich der russischen Garantie zuliebe in einen Türkenkrieg, der ihm Serbien und die kleine Walachei kostete, und dem bis an die Zähne gewaffneten Nachbarn, der den Stoß in das Herz der österreichischen Monarchie führen konnte, mißgönnte er das versprochene kleine Herzogtum am Rhein, das er nicht einmal von seinem österreichischen Eigen geben sollte.

Die neidische und feindselige Politik des Verbündeten von 1728 ist, wie wir heute zurückschauend sagen können, am letzten Ende nur zu Preußens Vorteil ausgeschlagen, weil sie diesem Staate beim Tode Karls VI. die Politik der freien Hand ließ; sie hat darum dem Herzeleid Friedrich Wilhelms I. von seiner Bitterkeit nichts genommen. Seiner Kaiserlichen Majestät so getreu zu sein als Prinz Eugenius selber, des hatte er sich einst gerühmt. Und noch 1733, als er bereits mißtrauisch zu werden begann, beteuerte er Seckendorff: „der Kaiser muß mich mit Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treu und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe.“ Nach einem Gespräch, das er mit Seckendorff im Dorfe Priort bei Potsdam hatte, scheint er zuerst ganz klar gesehen zu haben. „Mein lieber Sohn,“ sagte er im Oktober 1734 zu dem Kronprinzen, „ich sage Dir, daß ich meinen Tod zu Priort geholt habe, und ich bitte Dich um alles in der Welt, traue den Leuten nicht, die auch noch so viele Versprechungen machen. Ja, den Tag, da kam ein Mann zu mir, das war, als wann man mir einen Dolch im Leibe umgewandt hätte“. Jenes prophetische Wort „da steht Einer, der mich rächen soll,“ das er einst, auf seinen Sohn weisend, zornig ausstieß, er hat es auch in ruhigeren Augenblicken immer von neuem variiert, und wohl traten ihm die Thränen in die Augen, wenn er auf die ihm widerfahrene Unbill zu sprechen kam. Als er während des französischen Krieges sich und seine Streitmacht verächtlich beiseite geschoben sah, schrieb er an Seckendorff rund heraus: „Ich für meine Person habe alle Veneration für Kaiserliche Majestät, aber nach meinem Tode

wird das Haus Brandenburg den Kaiser abandonniren und eine andere Partei nehmen, weil das Haus Brandenburg so lädirt, also daß Preußen wie ein Papagei im Käfig sitzt; das muß das Haus Brandenburg auswetzen." Die große „Species Facti" über seine Politik seit dem Jahre 1725, die er im Februar 1736 seinem Sekretär in die Feder diktierte, um die versteckten Beschuldigungen der Oesterreicher zurückzuweisen, dieses denkwürdigste politische Schriftstück, das von Friedrich Wilhelm erhalten ist, schließt mit den Worten: „Ein neues Zeichen von verdienten Dankbarkeit! Indessen ist dieses eine Warnung vor des Königs Sohn, den Kronprinzen, wie er sich zu hüten habe, daß man ihn künftig nicht auf gleiche Weise herumführen möge, wie itzo geschehen." An den Kronprinzen selbst aber schrieb er in diesen Tagen: „Das ist der Dank für die gestellten zehntausend Mann und alle Deference, so ich für den Kaiser gehabt, und könnet Ihr daraus sehen, daß es nichts helfe, wenn man sich für denselben auch sakrifizirte. So lange man uns nötig hat, so lange flattiret man; sobald man aber glaubet, der Hilfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab, und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten."

So warnte er, noch bevor der Wiener Hof in der jülich-bergischen Frage das Konzert der Großmächte gegen Preußen aufbot. Als nun die identischen Noten in Berlin übergeben waren, schrieb Friedrich Wilhelm an seinen Gesandten in Wien: „Es scheinet wohl, daß nachdem man dort, in betreff unser, Treu und Glauben einmal gänzlich auf die Seite gesetzt, man den machiavellistischen Principiis folgen und nicht méchant à demi sein wolle."

Wenn Friedrich Wilhelm 1735 geäußert hat, er wolle nicht, daß sein Sohn zu gut kaiserlich werde, so ist doch zu einer Befürchtung in dieser Richtung wohl nie ein Anlaß vorhanden gewesen.

Der Kronprinz war durch den Widerstreit der Interessen, der die politische Welt erfüllte, einst persönlich in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Frage seiner Vermählung hatte

die Bedeutung einer Haupt- und Staatsaktion gewonnen und ward unter dem Gesichtspunkte der politischen Konvenienz gelöst. Hatte er sich die Aufgaben der preußischen Politik nach seinen persönlichen Wünschen und Neigungen zurechtlegen wollen, so hatte die rauhe Wirklichkeit ihn belehrt, daß es in einem Konflikte zwischen der Politik und der Romantik nicht an der ersteren zu sein pflegt, sich unterzuordnen. Er hatte ein teures Lehrgeld in der Schule der großen Welt bezahlt, aber nicht umsonst. Nach einer ersten, hartbestraften Regung der Gefühlspolitik hat er sich als Politiker von ähnlichen Anwandlungen nicht wieder betreten lassen.

Zunächst gab es für ihn nach der grausamen Erfahrung nur die eine politische Weisheit: beobachten und stillschweigen. Er pries sich glücklich (1733), mit dem ganzen politischen Gebrodel nichts mehr zu thun zu haben. Vielleicht war die durch die Umstände gebotene Methode gerade die beste zur Uebung in den Künsten der Politik und Diplomatie. Der Prinz gewann die Herrschaft über seine Zunge und über seine Mienen. 1734 schrieb ein fremder Diplomat: „Seit den schweren Prüfungen, welchen der Kronprinz vor einigen Jahren unterlag, hat er sich äußerst zurückhaltend benommen und selbst hinsichtlich der unbedeutendsten Dinge dem einen nicht mehr Vertrauen als dem anderen gezeigt.“ Vergebens erschöpfte man sich in allen möglichen Vermutungen, wer nach der Thronbesteigung bei ihm „der Allmächtige“ sein werde, ob General Schulenburg, ob Graf Alexander Wartensleben von der Potsdamer Garde, ob gar der alte Dessauer. Friedrich selbst sagte 1737: „Mein Leben ist ein Gewebe von Widerwärtigkeiten gewesen, und die Schule des Unglücks macht umsichtig, diskret und mitfühlend. Man überlegt sich die kleinsten Schritte, wenn man an die Folgen denkt, die sie haben können, und man erspart anderen gern den Verdruß, den man selbst gehabt hat.“ Als König hat er geäußert, wer seine Geheimnisse erfahren wolle, der werde nicht seine Vertrauten, sondern ihn selbst bestechen müssen. Schon in Rheinsberg und Ruppin hätte er das von sich sagen dürfen. Was half es nun dem Kaiser, daß er dem Grafen Manteuffel für seinen „Fleiß, Eifer und heimliche mannigfaltige Korre-

spondenz" ein schweres Jahrgeld zahlte, wenn der Kronprinz selbst vor diesem Genossen seiner philosophischen Studien mit der „Verstecktheit eines Tiberius" sich zurückzog: Manteuffel fand dieses Mißtrauen wenig am Platze den besten Freunden gegenüber, denn zu diesen rechnete er sich, trotz der Rolle des Spions, die er spielte. Das eine sah Manteuffel schon 1734 klar, daß der Thronwechsel eine große Umwälzung herbeiführen werde: der Erbe sei viel hochmütiger, viel lebhafter, viel kühner, viel verschlagener und viel unberechenbarer geartet, als der jetzige König.

Die kaiserliche Politik hatte 1732 mit der braunschweigischen Verlobung des Kronprinzen von Preußen einen großen Sieg davongetragen; aber den Siegern ward bei ihrem Erfolge doch bange, ob er von nachhaltiger Wirkung sein werde. Prinz Eugen beruhigte sich in der Selbsttäuschung, daß der Bräutigam schließlich immerhin „mit guter Art" zu seinem Jawort vermocht worden sei; wäre, so schrieb er an Seckendorff, „die Eheverlöbnis mit des Kronprinzen Widerwillen erfolgt, so wäre der Groll immerdar im Herzen ihm geblieben und eher eine schlimme als gute Heirat, mithin auch eher ein schlimmer als guter Effekt vor den kaiserlichen Hof davon zu vermuten gewesen." Wie tief wirklich der Groll „im Herzen zurückblieb", lassen noch nach mehr als zehn Jahren Friedrichs brandenburgische Memoiren ersehen, die wahrlich das Andenken des Vaters in jeder Weise pietätsvoll schonen, den einen Vorwurf aber nicht unterdrücken, daß Friedrich Wilhelm seinem ältesten Sohne die Braut dem Wiener Hof zu Gefallen ausgewählt habe. Zunächst glaubte man in Wien den Kronprinzen dadurch zu Dank verpflichten zu können, daß man ihm „durch versteckte Wege" Geld zur Bezahlung seiner Schulden zukommen ließ. Graf Seckendorff hielt es dabei für zweckmäßig, den Empfänger, wie sein Ausdruck ist, zappeln zu lassen, ehe er ihm beisprang. Der Kronprinz durchschaute die argen Mittel und den argen Zweck und vergaß dem Mann, der bald in dieser, bald in jener Rolle mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen hat, ihm seine Jugend zu verbittern, von alle dem nichts. Im persönlichen Verkehr war man gegeneinander nach Friedrichs Rückkehr

aus Küstrin die Herzlichkeit selbst, aber jeder Teil wußte, was er von dem anderen zu halten hatte, und als 1734 Seckendorffs Neffe den Oheim auf dem Berliner Posten ablöste, sagte Friedrich, er habe gegen den neuen Gesandten persönlich nichts, nur sei zu bedauern, daß er den Namen Seckendorff trage.

Schadenfrohe Beobachter, wie der Vertreter Frankreichs in Berlin, glaubten sich mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen, daß der Kaiser an dem preußischen Thronfolger einst einen unversöhnlichen Feind finden werde; der Kaiser könne nur wünschen, daß dieser Prinz so bald nicht zur Regierung gelange.

Wenn nun die Versuche der kaiserlichen Politik, dem Prinzen Vertrauen abzugewinnen und „eine mehrere Neigung zu Kaiserlicher Majestät beizubringen", den angewandten Mitteln nach nicht zum Ziele führen konnten, so war doch auch von Sympathien für den englischen Hof, dem zuliebe er vormals des Kaisers Feindschaft herausgefordert und seines Vaters Zorn getragen hatte, bei Friedrich nicht mehr die Rede. Der König hatte recht gehabt, wenn er seines Sohnes platonische Schwärmerei für die nie von Angesicht gesehene Base von England in das Lächerliche zog. Sehr bald sah der entnüchterte Liebhaber klar darüber, daß der Held in absentia jenes Liebesromans nur ein Werkzeug zu politischen Zwecken in der Hand der eigenen Mutter und der zärtlichen Verwandten aus London gewesen war. Schon 1734 sagte er zu seiner älteren Schwester, er werde als König die größten Rücksichten für seine Mutter haben und sie mit Ehrenbezeugungen überhäufen, aber in die Geschäfte solle sie sich nicht mischen dürfen; versuche sie es, so werde sie sehen, mit wem sie es zu thun habe. Es blieb hinfort sein ausgesprochener Grundsatz, noch als Greis hat er denselben wiederholt, daß es nicht gut sei, wenn das Weib sich in Staatssachen mische; den Prinzessinnen vom Hause England aber trug er zeitlebens ein besonderes Mißtrauen entgegen. Einer der ersten Schritte, welche er als König that, war, daß er dem Bruder nicht eine britische Braut zuführte, wie die Königin-Mutter sie den Söhnen 1740 wie 1732 gewünscht hätte, sondern eine Prinzessin aus Wolfenbüttel, die Schwester seiner eigenen Gemahlin: von Friedrichs Seite die schärfste

Kritik der hannöverischen Haus- und Heiratspolitik, der er selbst hatte zu Dienst sein sollen. Gegen Georg II., den „Cäpten“, konnte er bald seine persönliche Animosität ebensowenig unterdrücken wie sein Vater, und, wie er selbst sagte, der Widerwille gegen den Monarchen übertrug sich auf die Unterthanen: „Gott soll mir verzeihen, ich habe eine Abneigung gegen das englische Geschlecht, von der ich mich nicht bekehren kann; das sind die Sünden des Fürsten, die auf sein Volk zurückfallen.“ Er ergötzte sich über die Flut von schwerzungigen Briten, die auf der Reise von oder nach „Hénouvér“ die Berliner Gasthäuser unsicher machten und bei denen kein Samenkörnlein Bolingbrokeschen oder Chesterfieldschen Geistes zu entdecken war; er beglückwünschte sich, daß er trotz einiger Anlage zum Spleen unangenehme Eindrücke und Nachrichten, die zum Selbstmorde von zwanzig Engländern genügt haben würden, noch glücklich zu verwinden vermochte, und hielt einem englischen Emigranten seine Schwermut als einen Rest des heimischen Blutes zugute, das erst in der zweiten Generation sich aufzuheitern pflege.

Unendlich viel sympathischer blieben ihm im Gegensatz zu diesen steifen und trübseligen Briten die glatten, beweglichen, lachenden Franzosen; aber seine politische Haltung Frankreich gegenüber ist durch die Vorliebe für die Nation zu keiner Zeit auch nur in der leisesten Weise beeinflußt worden.

Reine politische Erwägungen waren es, die während des Krieges um die polnische Thronfolge seinen Blick auf Frankreich lenkten. Der erste Feldzug war beendet. Jene schwere Erkrankung Friedrich Wilhelms I. im Herbst 1734 schloß es nach menschlichem Ermessen aus, daß er das Wiederausrücken der Heere aus den Winterquartieren noch erleben würde. Täglich hörte der Kronprinz den Vater auf dem Krankenbette über den Undank seines Verbündeten, des Kaisers, klagen. Friedrich machte sich seine Nutzanwendung. Er näherte sich dem französischen Gesandten La Chetardie. Er ließ Andeutungen fallen. Sein Plan sei völlig fertig. Warum solle Frankreich nicht Männer von den Gesinnungen Gustav Adolfs und Karls XII. wiederfinden? Vorausgesetzt, daß man ihn seinen Vorteil finden lasse, werde man ihn zu allem haben können. Die zwei Monate

Februar und März seien genügende Zeit zur Herstellung einer Verständigung, wenn anders Frankreich dann keine Kuriere spare.

Als der König seine Krankheit überwand, zog sich der Kronprinz vor dem Franzosen in vorsichtiges Schweigen zurück. Und dann schloß Frankreich mit dem Kaiser jenen plötzlichen Frieden, durch den es seine Verbündeten preisgab. Der Kronprinz von Preußen gab seiner peinlichen Ueberraschung, seiner Entrüstung um so lebhafter Ausdruck, als er, nicht ohne innerliche Beschämung, sich eingestehen mußte, daß er mit den Entwürfen für sein politisches Debüt auf dem besten Wege gewesen war, das Los des Königs Stanislas und des Königs von Sardinien zu teilen, mit ihnen selbdritt von Frankreich dupiert zu werden. „Der Herr Kardinal Fleury," so schreibt er am 15. November an Grumbkow, „gibt mit dieser Verhandlung von der feinsten Hinterlist, zu der je ein Minister gegriffen hat, eine Probe. Aber denken Sie an mich: Sie werden sehen, daß er durch diese Treulosigkeit Frankreich mehr Schaden als Gewinn bereiten wird. Wer soll noch Leuten trauen, welche die Kundgebungen, die sie selbst erlassen haben, Lügen strafen, und welche sich nur deshalb zu Bürgen der polnischen Freiheit gemacht haben, um unter diesem schillernden Vorwand sich selbst zu vergrößern! Und wie will sich denn der Kaiser auf die Garantie verlassen, welche sie ihm für die pragmatische Sanktion versprechen, nachdem sie für die Verwirklichung ihrer Garantie für Polen nicht die geringste Anstrengung gemacht haben! Alles dies zusammengehalten, werden Sie mit mir den Schluß machen, daß der Kaiser zwar für eine ungerechte Sache eingetreten ist, sie aber seinen Verpflichtungen gemäß durchgeführt hat, daß dagegen Frankreich bei seiner Erklärung für die gerechte Sache der Wahl von Stanislas nur einen Deckmantel für seine Umtriebe und seine unersättliche Vergrößerungsgier gesucht hat und keiner seiner Verpflichtungen gegen die Republik Polen gerecht geworden ist." Noch nach Jahr und Tag (Oktober 1737) nannte er diesen Friedensschluß der Franzosen einen schimpflichen, der ihnen bei den spätesten Geschlechtern ewigen Unglimpf bereiten werde. Das ganze Getriebe der Politik der Gegenwart mit seinen Künsten,

Listen und Ränken wollte ihm ein kindisches Knabenspiel dünken, in welchem der gewinnt, der am feinsten getäuscht hat. „Der offene, ungeschickte Bruch von Treue und Glauben, die Verleugnung des Edelmutes und die offene Hervorkehrung der Interessenpolitik lassen die ganze Schlechtigkeit des menschlichen Herzens, die selbst über den äußeren Schein der Tugend sich hinwegsetzt, zu Tage treten."

Grumbkow, der alte Praktiker, glaubte solchem idealen Rigorismus gegenüber die Gegenwart in Schutz nehmen zu müssen. Er antwortete dem Kronprinzen: „Ich kann wohl sagen, daß ich fast immer dasselbe gesehen habe, nur daß man ein größeres Decorum gewahrt hat. Aber im Grunde haben die beiden Balanciers des europäischen Gleichgewichts, die Häuser Oesterreich und Bourbon, regelmäßig alle Art unerlaubter Auskunftsmittel angewendet, um einander zu schaden. Und die, welche Ludwig XIV. getadelt haben, weil er den Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geist der Verträge gemacht hat, haben fast stets das Gleiche gethan, das heißt, man betrachtet einen Vertrag nur so lange als bindend, als er mit dem Interesse des Abschließenden übereinstimmt. Ja es scheint eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen den Souveränen zu bestehen, wonach jener Grundsatz als anerkannt gilt, da die modernen Maximen denjenigen fast lächerlich erscheinen lassen, der sich ihnen nicht anbequemt." Grumbkow setzte hinzu, daß ein Fürst, der sich auf Unbescholtenheit versteifen wolle, der ausbündigsten Klugheit bedürfen werde, um den Fallstricken zu entgehen, und sicher würde ein Fürst von Mirow oder Strelitz seine Seele eher salvieren als ein Monarch höheren Ranges.

Der Kronprinz traute der öffentlichen Meinung Europas Macht genug zu, um ihre Bundesgenossenschaft nicht zu verschmähen. Als 1738 infolge der neuen Freundschaft Oesterreichs mit Frankreich die Wendung eintrat, durch welche die Interessen und die Würde Preußens so brutal bedroht wurden, schrieb er sein erstes politisches Flugblatt, um gegen dieses Frankreich, das, wie er empört rief, an Macht und Vermögen sich Gott dem Vater selber gleich dünke, Alarm zu schlagen. Es galt, durch eine Einwirkung auf die Stimmung in Eng=

land und in Holland die Seemächte zur Einsicht und Umkehr zu bringen, das Konzert der vier Großmächte, durch welches Preußen am unmittelbarsten gefährdet war, zu sprengen. Wie sich versteht, durften der preußische Ursprung und die preußische Sendung der Schrift nicht erkannt werden. Friedrich wählte die Maske eines Engländers und entschuldigte bei seinen Lesern dies oder jenes zu freie Wort, welches in den „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Europas“ gebraucht sein könne, mit der Erklärung, daß die Frucht stets ihren Erdgeschmack bewahre, und daß es dem Sohne eines freien Landes erlaubt sein müsse, sich mit edlem Freimut und einer der Verstellung unfähigen Aufrichtigkeit auszusprechen, „welche die Mehrheit der Menschen nicht kennt.“ Dort in England dachte er seine „Betrachtungen“ in einer englischen Bearbeitung drucken zu lassen, worauf sein Original in Holland als Uebersetzung aus dem Englischen erscheinen sollte.

Die „Betrachtungen“ gehen davon aus, daß nach der Beendigung großer Kriege Umformungen des Staatensystems, neue Allianzgruppierungen sich zu vollziehen pflegen. Die neueste Abwandlung der europäischen Politik, das Bündnis zwischen dem Kaiser und Frankreich, ist den Einungen der römischen Triumvirn vergleichbar, weil es seinen Abschluß durch Proskriptionen weiht; hat doch der Kaiser den Franzosen das Opfer gebracht, seinen Schwiegersohn aus dem lothringischen Erblande zu vertreiben. Wer wird in dem so besiegelten Bunde die Rolle des Augustus spielen? Offenbar nicht der Kaiser, sondern Frankreich.

Die Aussichten der Franzosen sind die günstigsten. Das alte Vorurteil, das ihnen so viel geschadet, das allein die glänzendsten Entwürfe Ludwigs XIV. gehemmt hat, das Vorurteil, daß Frankreich nach der Universalmonarchie strebe, es ist glücklich mit der Wurzel ausgerottet: darin vornehmlich hat Frankreichs Glückstern oder Schutzengel sich gezeigt. Der Kardinal Fleury hat sein Meisterstück geleistet, hinter dem die Kunst Richelieus und Mazarins weit zurückbleibt, indem er der Welt den Glauben an Frankreichs Friedfertigkeit und Uneigennützigkeit zu geben verstand. Nur aus Friedfertigkeit und Uneigen-

nützigkeit nahm Frankreich Lothringen vom Kaiser an, um Deutschland von einer Provinz zu befreien, die dem Reiche allerdings seit undenklicher Zeit gehörte, deren unbequeme, abgetrennte Lage ihm aber immer zur Last war; zudem, wie konnte Frankreich seine Friedensliebe besser bekunden, als wenn es ein Land auf einmal sich nahm, das in deutschem Besitz stets ein Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich sein mußte! Wer diese edlen Motive Frankreichs nur unbefangen würdigen will, wird nicht länger bestreiten können, daß es die bestimmten Versprechungen, die es 1733 in seinem Kriegsmanifest für seine Uneigennützigkeit gemacht hat, auch voll und ganz gehalten hat!

Anhangsweise zu dem über die Haltung Frankreichs in diesem letzten Kriege Gesagten, beleuchtet der Verfasser, sehr deutlich an die Adresse Englands sich wendend, die Politik der zweiten bourbonischen Macht. Spanien war keineswegs so bescheiden und ohne ehrgeizige Entwürfe, wie man glauben mag. Der Angriff auf die italienischen Besitzungen des Hauses Habsburg, die alten spanischen Nebenlande, war sehr wohl vorbereitet durch den Vertrag von Sevilla, durch den die Engländer allzu vertrauensselig den Spaniern die Besetzung von Parma und Piacenza zugestanden. Man sage nicht, daß dieser Vertrag hier bei den Haaren herbeigezogen werde: er läßt wie durch einen Schleier die Absichten Spaniens hindurchschimmern, er war die Voraussetzung für die italienische Eroberungspolitik der Spanier, die mit diesem Vertrage einen festen Fuß im Lande hatten.

Die Gesichtspunkte der Politik endlich des Kaisers sind leicht zu erkennen. Seit den Tagen Ferdinands I. und Ferdinands II. arbeitet das Haus Oesterreich an dem Plan, seine Souveränetät, den Despotismus, in Deutschland zu begründen. Die neuesten Beweise dafür sind während des letzten Krieges die vier Verletzungen der kaiserlichen Wahlkapitulation: die Hineinziehung des Reichs in einen um fremder Interessen willen, wegen Polens, geführten Krieg; die Einladung fremder Kriegsvölker, der Russen, nach Deutschland; die Unterzeichnung der Präliminarien ohne des Reiches Zustimmung; die Abtretung des Reichslehens Lothringen.

So lassen sich aus den Wirkungen die Ursachen, aus den Handlungen die Motive dieser Mächte ableiten. Umgekehrt wird man nach Aufhellung der Ursachen die noch zu erwartenden Wirkungen, die Ereignisse der Zukunft ergründen können; denn „täuschen wir uns nicht, Glück und Zufall sind Worte, die nichts Wesenhaftes bezeichnen; das wahre Glück Frankreichs, das ist der Scharfblick und die Voraussicht seiner Minister, samt den guten Maßregeln, welche sie treffen". Wolffs Gesetz vom zureichenden Grunde wird hier durch Friedrichs Pragmatismus auf das politische Leben und die geschichtliche Entwickelung angewendet: „Da es gewiß ist, daß Alles einen Grund für sein Dasein haben muß, und daß man die Ursache der Ereignisse in anderen findet, die ihnen vorausgegangen sind, so muß auch jede politische Erscheinung die Folge einer vorangegangenen sein, die sozusagen ihre Geburt vorbereitet hat."

Vorweg zeigt die verschiedene Haltung der Höfe von Wien und Versailles während der letzten Wirren, daß der Charakter der kaiserlichen Politik ein gewaltsamer ist, während die Franzosen verschlagen, schmeichlerisch, im Gewande der Sanftmut ihre Opfer zu ködern suchen. Ohne Frage ist die letztere Taktik weitaus die gefährlichere. Das System des Kaiserhofes ist so einfach, daß es keiner langen Darlegung bedarf. Um so komplizierter ist das System des Hofes von Versailles.

Der beständige Grundsatz der Fürsten ist, sich möglichst zu vergrößern. Frankreich, durch die Pyrenäen und Alpen und das Meer mit natürlichen Grenzen umgeben, kann nur nach Osten sich vergrößern. Elsaß und Lothringen, vom Reich abgegliedert, haben die Schranken der französischen Herrschaft nach dem Rhein zu zurückgedrängt. Es wäre zu wünschen, daß der Rhein vollends die Grenzlinie bildete. Da gilt es nur, ein kleines Herzogtum Luxemburg zu besetzen, ein kleines Kurfürstentum Trier oder Bistum Lüttich zu erwerben, etwa durch einen Vertrag oder einfach nach dem Recht der einladenden Lage; die holländischen Barriereplätze, Flandern und ein paar ähnliche Kleinigkeiten müßte man notwendigerweise in diese Reunion miteinbegreifen. Frankreich braucht dazu nur einen maßvollen und milden Mann als Minister, welcher der Politik

seines Hofes seinen eigenen Charakter sozusagen borgt, welcher bei seinen Kunstgriffen alle Ränke und alle ungeraden Wege auf die Rechnung seiner untergeordneten Mitarbeiter fallen läßt, und so unter Hervorkehrung eines ehrbaren Aeußeren seine Absichten zum glücklichen Ende führt. Frankreich übereilt sich nicht; fest auf dem Sinne beharrend, wartet es die günstigen Zeitläufte ab, und die Eroberungen müssen sich ihm gleichsam auf natürlichem Wege anbieten. Frankreichs auswärtige Politik wird glänzend geleitet; dazu kommt ein Zusammenwirken günstiger Umstände. Was würden Richelieu und Mazarin sagen, wenn sie heute wiederauflebten und die allgemeine Entartung der Nachfolger ihrer großen Gegner, der Leute, denen die Geschicke der Völker in Krieg und Frieden heute anvertraut sind, schauten? Ehedem hatten die Franzosen den Bund und die Verschwörung von ganz Europa zu bekämpfen und schuldeten ihre Eroberungen ihrer Tapferkeit allein; heute danken sie ihre schönsten Erfolge ihren Verhandlungen und der Schwäche ihrer Feinde.

Die Schlußseiten der „Betrachtungen" lassen die Einwirkung der Lektüre Montesquieus' erkennen, wie denn die Flugschrift wohl schon im Titel an die Considérations des französischen Denkers sich anlehnt. Friedrich nennt die Franzosen die modernen Römer, er vergleicht sie weiter mit den Makedoniern Philipps; denn der menschliche Geist ist derselbe in allen Ländern und in allen Jahrhunderten, und die Politik der großen Staaten ist immer die gleiche. Hätte Philipp die Griechen in festgeschlossenem Bunde zu bestehen gehabt, er würde ihnen nicht gewachsen gewesen sein; deshalb streute er den Samen der Zwietracht aus. Dasselbe thut Frankreich, um zur Universalmonarchie zu gelangen. Mit wie bewundernswerter Geschicklichkeit untergräbt es die Bedeutung der Seemächte, schüchtert sie ein, wenn es darauf ankommt, oder hält sie mit Kleinigkeiten hin, dieweil es seine großen Schläge führt. Schon sind Deutschlands Thermopylen, Elsaß und Straßburg, an den modernen Philipp verloren, schon Deutschlands Phokis, Lothringen. Als die Athener sich mit der Hoffnung auf Philipps Tod trösteten, warnte sie Demosthenes: „Wenn ihr ihn nicht

mehr habt, so werdet ihr einen andern Philipp bekommen.“ Darum möge Europa heute von dem Tod des greisen Staatsmannes, der Frankreichs Politik so geschickt leitet, nicht Rettung hoffen — wie die phlegmatischen Holländer es thaten, nach deren Meinung das Werk des Kardinals mit seinem Tode zusammenbrechen sollte.

Und wie nun Rom zum Tribunal der Welt sich aufwarf, so suchen auch die modernen Römer jeden Streit in Europa vor ihren Richterstuhl zu ziehen, auch den Streit zwischen Preußen und Pfalz um Jülich und Berg. Selbst in der äußeren Form des Verhandelns gleichen die französischen Diplomaten den Alten von Rom. Wenn Frankreich am Ziele ist und die Rücksichten nicht mehr nötig hat, dann lassen seine sonst so geschmeidigen Unterhändler Stolz und äußerste Ueberhebung gewahr werden. Das neueste Memoire, durch das Frankreich die Entscheidung der jülichschen Streitfrage für sich in Anspruch nimmt, erinnert an die Sprache des Popilius Länas, den die Römer an Antiochus schickten und der den Syrerkönig sich nicht eher von der Stelle rühren lassen wollte, als er Ja oder Nein gesagt haben würde.

Voltaire, dem der Verfasser sein Manuskript mitteilte, spendete den „Betrachtungen“ reiches Lob, durch das indes unwillkürlich ein leiser Ton nationaler Empfindlichkeit hindurchklang. Er zog die Zugehörigkeit Lothringens zum Reiche in Zweifel und meinte, daß Frankreich 1733, den Augenblick bevor es die Karten zum Spiel in die Hand nahm, noch nicht gewußt habe, ob es sich einlassen solle; er erklärte von dem, was die „Betrachtungen“ über den Glücksstern Frankreichs sagten, tief ergriffen zu sein, und überging mit Stillschweigen die andere Stelle, wo das Glück Frankreichs mit dem Scharfblick und der Voraussicht seiner Minister umschrieben war. Frankreichs Sünden in Polen wurden zugegeben; man habe Stanislas gegen die Dame und den Turm mit einem Bäuerlein decken wollen, so daß der König, den man nicht fallen lassen und nicht stützen wollte, matt werden mußte. Schließlich verglich Voltaire Frankreich mit einem steinreichen Manne, dessen Nachbaren sich Schritt für Schritt zu Grunde richten; er kauft dann ihre Güter zu einem Schleuderpreise. So etwa habe dieser gewaltige Körper

unter einem selbstherrlichen Haupte Roussillon, Elsaß, die Freigrafschaft, halb Flandern, Lothringen nacheinander verschluckt.

Ein Vergleich, der Friedrichs vollen Beifall hatte. Im übrigen aber antwortete er dem französischen Patrioten: „Es bedurfte Ihrer ganzen Beredsamkeit, um die Haltung Ihres Ministeriums in der polnischen Frage so wacker, wie Sie es thun, zu verteidigen und zu bemänteln. Sie würden Ihrem Vaterlande einen ausgezeichneten Dienst leisten, wenn Sie soweit gelangten, Europa davon zu überzeugen, daß die Gesinnungen Frankreichs mit dem Manifest von 1733 allzeit in Uebereinstimmung gewesen sind; aber Sie glauben gar nicht, bis zu welchem Grade man gegen die gallische Politik eingenommen ist, und Sie wissen zu gut, was Voreingenommenheit bedeutet."

Wenn Friedrich die beabsichtigte Veröffentlichung seiner „Betrachtungen" schließlich unterlassen hat, so geschah es wahrlich nicht, weil sein Urteil über die französische Politik sich geändert hätte. Wohl aber hatte er auf den Wechsel der politischen Lage Rücksicht zu nehmen, der schon mit dem April 1738 einsetzte und zu jener Annäherung zwischen Preußen und Frankreich führte. Der Leiter der französischen Politik blieb dem preußischen Kronprinzen nichtsdestoweniger „der Macchiavell in der Kutte, der Gott dient und die Welt betrügt", — als solcher erscheint der Kardinal in einem Gedicht an Voltaire aus dem April 1740. An Fleury vor allen anderen dachte Friedrich, ebenso wie bei den „Betrachtungen", wenn er sich im März 1739 niedersetzte und gegen Macchiavell und seine neueste Schule zu schreiben begann; das Manuskript seiner Arbeit, die der Oeffentlichkeit nur in sehr abgeschwächter Form übergeben werden konnte, enthält einen unverhüllten Angriff gegen „den weisen und geschickten Minister, der in Frankreich am Staatsruder sitzt und dem es bei den Lehren Macchiavells viel zu wohl geworden ist, als daß er jetzt auf halbem Wege sollte einhalten wollen".

Eine Nachwirkung der Henriade nennt Friedrich seinen „Antimacchiavell". Der vierte Heinrich in Voltairescher Verklärung sollte dem Fürstenbilde die Züge leihen, das Friedrich dem Cesare Borgia entgegenhalten wollte. Nur daß durch das

Leben niemand so kinderrein dahinwandelt, wie durch die Idealwelt eines patriotischen Heldengedichtes.

Der Antimacchiavell will keinen doppelten Maßstab für die öffentliche und für die private Moral zulassen; seine Feder gibt „ebensowenig der Schurkerei der Könige Quartier, wie der Unredlichkeit der gewöhnlichen Sterblichen". Dem Florentiner wird der Vorwurf gemacht, daß die Moral für ihn in der Politik nicht vorhanden ist: „das Interesse ist das Schlagwort dieses politischen Systems." Aber Friedrich selbst sagt schon hier: es genügt nicht, den Menschen die Tugend zu zeigen, man muß auch die Triebfedern des Interesses ins Spiel bringen, sonst werden die wenigsten sich bestimmen lassen. Um also den Macchiavell mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, müssen statt seiner Ratschläge andere erteilt werden, bei denen ohne Verletzung der Moral doch wieder das Interesse ebensogut oder womöglich noch besser seine Rechnung findet. Es bleibt die Frage offen, was die menschliche Schwäche thun wird, wenn Moral und Interesse sich nicht also in Einklang bringen lassen. Der Antimacchiavell braucht den Vergleich mit einer Spielpartie, bei der sich ehrliche Partner, aber auch Falschspieler befinden. Ein Fürst, der von solcher Partie zu sein hat, muß die falschen Kniffe kennen, nicht für die Anwendung, sondern um sich von den Mitspielern nicht hinter das Licht führen zu lassen. Aber in einem anderen Bilde wird doch bedingungsweise auch die Anwendung erlaubt: man mag sich der „Finessen" bedienen, wie eine belagerte Festung der Feuerschwärmer, zur Aufhellung der Anschläge des Feindes, im Stande der Notwehr. Auch die Vertragstheorie des Antimacchiavell sieht sich doch schließlich vor die Thatsache gestellt, daß nach allem, was die Moral und mehr noch die Klugheit für die gewissenhafte Einhaltung der Verpflichtungen sagen, das gegebene Wort sich nicht immer halten läßt, daß also die politische Moral und die bürgerliche nicht immer zusammenfallen: „Immerhin kann es traurige Notlagen geben, in denen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen, nur soll das dann auf gute Art geschehen, mit rechtzeitiger Benachrichtigung der Verbündeten, und nie ohne daß das Landeswohl und eine starke Notwendigkeit es gebieterisch

erheischen." Und so führen von der politischen Theorie des Kronprinzen Friedrich zu der praktischen Politik des Königs mehr Brücken, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Ohne langes Besinnen willigte Friedrich in die Veröffentlichung seines Werkes, die der entzückte Voltaire wünschte. Ein österreichischer Publizist ist es dann 1741 gewesen, der zuerst mit einer hämischen Bemerkung über den Gegensatz zwischen der Theorie des Antimacchiavell und der politischen Praxis seines Verfassers hervortrat. Nur beflissen, Widersprüche zu entdecken und auszuschreien, haben die Zeitgenossen davon abgesehen, die Fürstenart und Fürstenthätigkeit des neuen preußischen Königs auf dasjenige hin zu prüfen, was mit dem Inhalt des Antimacchiavell übereinstimmte. Was eine Widerlegung des Principe sein sollte, ist als solche ein Streich in die Luft, weil Erfahrungen, wie sie der große Praktiker Macchiavell formuliert, nicht zu widerlegen sind, weil die Unerbittlichkeit der Thatsachen sich nicht aus dem Wege räumen läßt; aber diese aphoristischen Randbemerkungen zu einzelnen herausgerissenen Sätzen des Macchiavell, oft in sehr loser Beziehung und ohne Gegensatz dazu, enthalten ein positives Programm. Friedrichs Gedanken schweiften gern in die dunkel vor ihm liegende Ferne. Schon 1734, eben damals als der Vater schwer krank darniederlag, hatte der Prinz einem Freunde vertraut, wie er künftig sein Fürstenregiment im großen und im kleinen einzurichten gedenke, was er ändern oder belassen werde: „Ja mein liebes Gräflein," sagte er zu Alexander Wartensleben, „ich werde eines Tages viel Arbeit haben, aber ich hoffe, damit fertig zu werden, und es soll doch eine Lust sein, ganz allein in Preußen König zu sein." Ein Niederschlag von Friedrichs fortgesetzter Beschäftigung mit seinem Zukunftsreiche war jetzt die Dienstpragmatik des Fürstenamtes, die sich aus dem bunten Durcheinander des Antimacchiavell leicht zusammenstellen läßt, ein politisches Glaubensbekenntnis voll hohen königlichen Selbstbewußtseins und Pflichtgefühles, ein Fürstenspiegel, der nur ein Idealbild zeigen soll und doch schon, wie jener Zauberspiegel, durch welchen kommende Königsgeschlechter ziehen, die Zukunft, des Ideales Verwirklichung schauen läßt.

Es gibt zwei Arten Fürsten in der Welt, schreibt der Erbe

des preußischen Thrones, die, welche alles mit eigenem Auge sehen und ihre Staaten selbst regieren, und die, welche sich auf die Redlichkeit ihrer Minister verlassen und sich von dem regieren lassen, der über ihren Sinn Macht gewonnen hat. Die Fürsten von der ersten Art sind gleichsam die Seele ihres Staates; das ganze Gewicht ihres Herrscheramtes lastet auf ihnen, wie die Welt auf dem Rücken des Atlas, sie regeln die inneren Angelegenheiten wie die auswärtigen. Alle Befehle, alle Gesetze, alle Verordnungen gehen von ihnen aus, sie versehen gleichzeitig den Posten des ersten Wärters der Justiz, des Oberbefehlshabers der Streitmacht, des Leiters der Finanzverwaltung. Nach dem Bilde Gottes, dem mehr als menschliche Einsicht zur Ausführung seiner Willensschlüsse dient, ist ihnen Schärfe des Verstands und Arbeitssinn eigen, das zu gestalten, was sie erdacht, und was sie im großen entworfen, bis in das kleinste auszuführen. Solcher Fürsten Minister sind im Grunde nur Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschickten Meisters.

Unter allen Pflichten des Fürsten ist die Rechtspflege die erste, denn das Fürstentum ist seiner Entstehung nach Richteramt. Zunächst zur Aufrechterhaltung der Rechtsordnung setzte sich das Volk den Herren, der vielmehr des Staates erster Diener ist.

Die nächstwichtige Obliegenheit des Fürsten ist seines Staates Verteidigung, und diese Aufgabe ist so verantwortungsvoll, daß der Fürst sie nur sich selbst anvertrauen sollte. Nicht weniger als die Pflicht, erheischt diesen Einsatz der eigenen Person das Interesse und der Ruhm. Das Interesse, denn die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn im Hauptquartier wird von selbst Einheitlichkeit und Autorität in die Heeresleitung und Ordnung und Pünktlichkeit in das Verpflegungswesen bringen, ohne welches ein Cäsar an der Spitze von hunderttausend Streitern nichts Großes und nichts Heldenhaftes auszurichten vermag. Die Gegenwart des Staatsoberhauptes in der Schlacht, wo es seine Sache gilt, wird den Mut und die Zuversicht der Truppen heben. „Da mag der Fürst zeigen, daß der Sieg von seiner Kriegskunst unzertrennlich ist, daß sein Scharfblick das Glück festgekettet hält; da mag er den Seinen ein leuchtendes Beispiel geben, wie man

Gefahren, Drangsale, ja selbst den Tod verachten muß, unter dem Gebot der Pflicht, der Ehre und unsterblichen Ruhmes."

Allerdings, nicht jeder ist zum Soldaten geboren, und viele Fürsten verfügen weder über so viel Verstand noch über so viel Erfahrung, um ein Heer befehligen zu können. Immer aber wird die Anwesenheit des Fürsten im Lager das leisten, daß sie den Anordnungen eines tüchtigen Generals den Nachdruck der höchsten Autorität verleiht. Damit übt der Fürst wieder nur eine seiner Pflichten, die Aufrechterhaltung der Disziplin, der Ordnung und Unterordnung in der Armee. Uebung und Fleiß vermögen zudem die Anlage zu wecken und zu entwickeln; es ist mit dem Geist nicht anders als mit dem Körper, der durch Leibesübungen Geschick erhält; darum übe der Fürst fortwährend das Kriegshandwerk, um sich und seine Soldaten geschickt zu machen.

Die besten Soldaten, die ein Staat haben kann, sind ohne Frage die Landeskinder. Der wehrhafteste Staat ist der, wo ein jeder Soldat ist; daher die Erscheinung, daß nach einem Bürgerkriege, wo alles zur Wehr gegriffen hat, ein Volk seinen Nachbarn an Kriegstüchtigkeit überlegen zu sein pflegt. Volksarme Länder werden den Mangel an natürlichen Verteidigern durch Werbungen zu ersetzen suchen müssen. Nie aber darf die Zahl der Fremden im Heere die der Landeskinder überschreiten. „Es gibt einen König im Norden, dessen Heer in dieser Weise gemischt ist, und der deshalb nicht minder mächtig und furchtbar erscheint." Und Frankreichs Heere würden ohne ihren Beisatz von Schweizern und Deutschen den Gegnern weit weniger gefährlich sein.

Führt der Fürst seine Truppen in Person vor den Feind und leitet er den Krieg selbständig, dann soll er vorsichtig und verwegen sein, jedes an seinem Orte: vermöchte er beides, so wäre er schier unbezwinglich. Ein Hannibal mußte schlagen, ein Fabius mußte zaudern. Die Schlacht bei Höchstädt hätte sich für die Franzosen und Bayern vermeiden lassen, hier frommte nicht Verwegenheit, sondern Vorsicht. Verwegenheit wird für das Erobern gelten, Vorsicht für das Behaupten.

Nicht anders als in der Kriegsführung ist es in der Politik.

Um jede Wendung der Ereignisse ausnutzen zu können, müßte ein Herrscher lernen, sich nach dem Wetter zu richten wie ein geschickter Lotse, der bei günstigem Winde alle Segel aufhißt, aber bei Sturm sie refft oder gar den Mast einzieht, nur bedacht, sein Schiff in den ersehnten Hafen zu führen, gleichviel ob so oder so. Es gibt Umstände, unter denen es für einen Fürsten rühmlicher ist, sein Verhalten zu ändern; er muß es sogar, so oft er bemerkt, daß er Fehler gemacht hat. Wenn die Fürsten unfehlbar wären, wie der Papst es zu sein glaubt, dann wäre stoische Unerschütterlichkeit an ihrem Platze; so aber kann dieselbe noch mehr schaden, als der Verlust von Schlachten, wie das Beispiel Karls XII. gezeigt hat.

Karl XII., dieser außerordentliche Mensch, dieser Abenteurerkönig aus der alten Ritterzeit, dieser Landstreicher unter den Helden, stand unter dem Banne eines verderblichen Beispieles; seit seiner Jugend trug er das Leben Alexanders des Großen bei sich, und eigentlich war es Quintus Curtius, der Polen verheerte. Nichts verhängnisvoller für die Ruhe der Welt, als ein Ehrgeiz, der keinen Zügel findet, als eine Ruhmsucht, die über die Grenzen tritt, die Sucht nach falschem Ruhme. Kein Mensch ist ohne Leidenschaften. Wenn sie gemäßigt sind, tragen sie alle zum Glück der Gesellschaft bei; ein Fürst soll sich beherrschen lernen. Wer aus Leidenschaft, aus Ehrgeiz zum Eroberer wird, der wird sich auf die erste Eroberung nicht beschränken, er wird unersättlich und deshalb stets mit sich unzufrieden sein.

Anders der, welcher nicht aus Temperament, sondern aus Notwendigkeit zum Eroberer wird. Es gibt Eroberungen, die im gerechten Krieg gemacht werden. Die Fälle, in denen der Krieg gerecht ist, lassen sich scharf umschreiben. Unschuldig an dem vergossenen Blut ist der Fürst, der einem Angriff wehrt, der vorenthaltene Rechte mit den Waffen geltend macht, der einer drohenden Gefahr, so lange es noch Zeit ist, entgegentritt, ehe die Vorbereitungen seiner Gegner fertig sind; „denn es ist ein gewisser Grundsatz, daß es besser ist zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen."

Für die Sicherung einer eroberten Provinz wird die stärksten Bürgschaften die Einlagerung von Truppen geben, die bei guter

Mannszucht weder die Bevölkerung vergewaltigen noch den Garnisonsorten zur Last sein werden. Dem Nutzen der Truppen ist gleichwertig der der Festungen; nach verlorenen Schlachten kommt von ihnen das Heil, während in offenen Ländern der Ausgang eines Tages oder doch zweier Feldzüge das Schicksal ganzer Königreiche entscheidet.

Wo bei einer Veränderung der Landesherrlichkeit die Bevölkerung selbst mitwirkte, da wird der neue Herrscher das Vertrauen rücksichtslos erwidern müssen. Als Muster wird das Verhalten Wilhelms III. in England hingestellt. Unwillkürlich denkt man an die Sympathien der evangelischen Bevölkerung in Schlesien, welche die preußische Besitzergreifung des Landes so wesentlich erleichtern sollten; bemerkenswert aber ist, daß Friedrich jetzt noch für die moralische Eroberung einer neuen Provinz das religiöse Moment nicht ausgenützt wissen will: „Es ist sehr gefährlich für einen Fürsten, seine Unterthanen zu lehren, daß es gerecht ist, für Glaubenssachen zu kämpfen; das heißt auf einem Umwege den Klerus zum Herren über Krieg und Frieden und zum Schiedsrichter zwischen Fürst und Volk machen. Die Politik eines Souveräns will vielmehr, daß er an den Glauben seiner Völker nicht rührt, und daß er, soweit es in seiner Macht steht, die Geistlichkeit seiner Staaten und seiner Unterthanen auf den Geist der Milde und Duldung führt."

Ganz verkehrt ist die Meinung, daß ein Fürst besser fahren wird, wenn er sich gefürchtet macht, als wenn er geliebt wird. Ein Fürst, der anders nur die Gabe hat, sich lieben zu lassen, wird nicht über Sklaven herrschen, sondern über freie Herzen. Dazu kommt, daß es mit der Zeit der Aufstände und Revolutionen gänzlich vorbei zu sein scheint; selbst in England hat der König nichts mehr zu fürchten, wenn er nicht selbst den Sturm heraufbeschwört.

Allemal bleibt noch ein anderes Mittel zur Vergrößerung der Macht, als der Eroberungsweg, das ist die Thatkraft des betriebsamen Fürsten, der alle Werkthätigkeiten und alle Wissenschaften in seinem Lande zur Blüte bringt, die dasselbe kräftiger und gesitteter zu machen vermögen. Ackerbau, Handel und Manufakturen auf der einen Seite, und auf der anderen die Geometrie,

die Philosophie, die Beredsamkeit, die Poesie und die Gesamtheit der sogenannten schönen Künste. Die Agrarpolitik hat zweierlei ins Auge zu fassen, die Urbarmachung jeglichen Geländes, um auch das kleinste Fleckchen auszunutzen, und die Erschließung eines weiten und vorteilhaften Marktes. Die Manufakturen sind für den Staat vielleicht unter allem das nützlichste und einträglichste; sie hemmen das Ausströmen des Geldes und befördern sein Eindringen.

In der Finanzwirtschaft ist der Fürst der Verwalter öffentlicher Gelder und als solcher seinen Unterthanen verantwortlich. Er soll hinreichenden Geldvorrat ansammeln, damit er in Kriegszeiten seinem Volke keine außerordentlichen Steuern aufzuerlegen braucht. Je mächtiger ein Fürst ist, desto freigebiger kann er sein; aber die Freigebigkeit soll immer nur das Wohl des Staates bezwecken, den Gewerbfleiß ermutigen, das Verdienst auszeichnen. Fürsten, deren Verhältnisse knapper sind, müssen in ihren Einkünften strengste Ordnung halten und ihre Freigebigkeit nach ihren Mitteln bemessen; die Einnahme sei das Barometer der Ausgabe.

Noch gibt es kleinste Fürsten, die einen wirklichen Anspruch auf den Namen eines Fürsten nicht haben, die Principini des Macchiavell, an denen auch Deutschland so reich ist. Sie vollends können, zumal wenn ihre Familie zahlreich ist, die Sparsamkeit nicht weit genug treiben, mögen unverständige Leute darin immerhin Geiz sehen. Sie sind Zwitterwesen zwischen Souveränen und Privatleuten, thäten auch am besten, nur als Privatleute von behäbigem Zuschnitt in der Welt zu figurieren, von ihren Hochmutsstelzen herabzusteigen und höchstens zur Verscheuchung des Diebsgesindels eine Garde zu unterhalten. Der Verfasser des Antimacchiavell spricht hier einen Rat allgemein und öffentlich aus, den er im Vertrauen früher der eigenen Schwester für den beteiligten Baireuther Hof erteilt hatte. Die Prinzessin Wilhelmine ist über die schonungslose Offenherzigkeit ihres Bruders bei diesem Anlasse sehr empört gewesen, aber es war nicht anders, als wie Friedrich drastisch sagte: „die meisten der kleinen deutschen Fürsten richten sich durch ihren unverhältnismäßigen Aufwand zu Grunde und kommen durch ihre Eitelkeit auf den Weg

zum Spittel; der Nebensproß vom Nebensproß einer auf Leibgeding angewiesenen Linie bildet sich ein, eine Art Ludwig XIV. zu sein, baut sein Versailles, küßt seine Maintenon und unterhält seine Armeen.“ Teilte doch der Herzog von Weimar seine Miniaturstreitmacht in verschiedene Waffen ganz nach dem Muster des französischen Gardecorps ein; leider war jedes dieser Truppenteilchen für sich, so spottet der Antimacchiavell, nur durch ein Vergrößerungsglas zu erblicken, und die Gesamtmacht war gerade groß genug, um eine Theaterschlacht aufzuführen.

Wenn in Friedrichs Idealstaate den Ministern nur die bescheidene Rolle von Werkzeugen in der Hand des Meisters zufallen sollte, so erforderte ihre Auswahl darum nicht mindere Sorgfalt. „Es gibt Menschen, die mit viel Geist, Schmiegsamkeit und vielen Anlagen die schwärzeste und undankbarste Seele verbinden; es gibt andere, welche alle Eigenschaften des Herzens besitzen, ohne den lebhaften und glänzenden Instinkt, der das Genie kennzeichnet.“ Friedrich will im allgemeinen die, welche sich durch Lebhaftigkeit und Feuer auszeichnen, im diplomatischen Dienst verwendet wissen, wo Rechtschaffenheit nicht in dem Grade erforderlich sei, wie Gewandtheit und Geist; er will diejenigen, bei denen die Eigenschaften des Herzens vorwiegen, der innern Verwaltung vorbehalten, in welcher es mit der Ehrenhaftigkeit allein gethan sei. Später, als König, hat Friedrich erklärt, daß er auch in seiner obersten Verwaltungsbehörde lieber anschlägige Leute von zweifelhafter Rechtschaffenheit haben wolle, als achtbare Dummköpfe. Den Grundsatz gewisser Fürsten, daß die Zwietracht ihrer Minister notwendig für ihr Interesse sei, teilt der Antimacchiavell nicht: mag die gegenseitige Eifersucht der Minister dem Herrn eine Art von Garantie gegen Uebervorteilung durch ihren Eigennutz bieten, so wäre der Gewinn doch zu gering gegen die Nachteile, die aus beständigen Reibereien dem Gesamtwesen erwachsen müssen. In Belohnung der Dienste seiner vornehmsten Mitarbeiter sei der Fürst ebenso freigebig, wie nachsichtig in Beurteilung ihrer Fehler und kleinen Versehen. „Die Souveräne, welche keine Philosophen sind, werden leicht ungeduldig, sie ereifern sich über die Schwächen ihrer Diener, entziehen denselben ihre Gnade und verlieren sie. Die Fürsten,

die tiefer urteilen, sind bessere Menschenkenner; sie wissen, daß Jeder menschlicher Bedürftigkeit seinen Zoll zahlt, daß es nichts Vollkommenes in der Welt gibt, daß die großen Vorzüge mit großen Fehlern sich sozusagen das Gleichgewicht halten, und daß der Mann von Genie sich alles zu Nutzen zu machen versteht. Und deshalb behalten die verständigen Fürsten die Minister mit ihren guten und mit ihren schlechten Eigenschaften, immer vorausgesetzt, daß keine Pflichtvergessenheit vorliegt, und geben den alten, welche sie erprobt haben, vor den neuen, welche sie bekommen könnten, den Vorzug, wie geschickte Musiker die Instrumente, deren Stärke und deren Schwäche sie kennen, lieber spielen als die, deren gerühmte Güte ihnen noch nicht bekannt ist." Ein Grundsatz, den Friedrich am Ende seines Regentenlebens in dem Gleichnis wiederholte: „Habe ich ein Pferd, das stolpert, sonst aber gut ist, so behalte ich es lieber, als daß ich ein neues nehme, dessen Fehler ich nicht kenne: dasselbe muß von den Ministern gelten, nämlich daß man mit ihnen so wenig wie möglich wechseln soll."

Zu der ganzen Höhe fürstlichen Pflichtbewußtseins steigt der Verfasser wieder empor, wo er von dem Fürsten fordert, daß er gleichsam unpersönlich, ganz in den Staatsgedanken aufgegangen, zu handeln und zu sein verstehen soll. „Vorliebe für die eine Nation, Abneigung gegen die andere, Weibervorurteile, persönliche Mißhelligkeiten, untergeordnete Interessen, Kleinlichkeiten dürfen den Blick derer nicht trüben, welche ganze Völker lenken sollen. Für sie gilt es, auf das Große zu schauen und ohne Zaudern das Kleinere der Hauptsache zu opfern. Wirklich große Fürsten haben stets ihr eigen Ich vergessen, um nur an das Gemeinwohl zu denken, das heißt sie haben jeder Voreingenommenheit sorgsam sich entwöhnt, um ihre wahren Interessen um so mehr zu erfassen."

Keine Vorliebe für eine bestimmte Nation, das war der Standpunkt, den der Kronprinz für sich persönlich, wie wir sahen, nunmehr erreicht hatte.

Wenn er nach dem Abschluß der Präliminarien von 1735 an der französischen Politik die Preisgebung der Bundesgenossen scharf verurteilte, das Verhalten des Kaisers dagegen als korrekt

bezeichnet hatte, wenn er noch am 14. Februar 1737 für die Verwirklichung der preußischen Ansprüche auf Berg dem Zusammengehen mit dem Wiener Hofe das Wort redete, so gab er sich seit dem folgenden Monat über die wahren Gesinnungen der Oesterreicher gegen Preußen keiner Täuschung mehr hin: Anfang März erfuhr man in Berlin, daß der Kaiser den König von Frankreich zu gemeinsamer Regelung der jülich-bergschen Frage aufgefordert hatte.

Begreiflich, daß sich jetzt der Kronprinz ob der Mißerfolge der kaiserlichen Waffen im Kampfe gegen die Türken nur freute: „Es scheint, daß der Kaiser nunmehr noch recht gut Provinzen in Ungarn verlieren kann, wie er im vorigen Kriege in Italien Königreiche verloren hat. Das ist seine Sache und seiner Minister Sache; ich bin höchst gespannt darauf, zu sehen, wie sich dieser herrische Hof anlassen wird, wenn er unten zu liegen kommt, und ob seine Anmaßung und seine Ueberhebung angesichts des schlechten Fortganges seiner Unternehmungen sich nicht erheblich senken werden."

Schon damals hat Friedrich das Ereignis scharf ins Auge gefaßt, das ihn drei und ein halbes Jahr später an den „Rubikon" führte. Am 24. März 1737 schrieb er an Grumbkow: „Zu dem Hochmute des Wiener Hofes habe ich mir meine Anmerkung gemacht. Blättern Sie in der Geschichte, wo Sie wollen, stets werden Sie finden, daß das Uebermaß des Hochmuts für die Reiche der Vorläufer ihres Verfalls oder ihres Sturzes gewesen ist. Die Lage, in der sich das Haus Oesterreich befindet, ist kritisch genug. Wenn der Kaiser heute oder morgen stirbt, welche Umwälzungen wird man nicht in der Welt erleben! Jeder würde von seiner Verlassenschaft mitgenießen wollen, und man würde ebensoviel Parteien wie verschiedene Souveräne erstehen sehen." Schon erwog er auch die Frage, ob Preußen in dem nächsten europäischen Kriege auf der Seite Frankreichs sein Glück suchen oder nach dem alten System Wilhelms von Oranien eine Koalition gegen Frankreich zu bilden suchen solle. Es ist die Frage, die er nach dem Tode Karls VI. seinen Beratern vorlegte, während er gleichzeitig an seinen Freund Algarotti schrieb: „Eine Bagatelle wie der Tod des Kaisers

erfordert nicht viel Aufhebens. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet, also gilt es nur die Entwürfe auszuführen, die ich seit lange in meinem Kopfe bewegt habe."

Auch Grumbkow war jetzt dahin glangt, daß er seine Hoffnung nicht mehr auf Oesterreich gründete. Ehedem hatte er, in seiner Art ganz aufrichtig, für die bergischen Ansprüche Preußens alles Heil vom Anschluß an den Kaiser erwartet. Jetzt teilte er die Meinung, daß man von diesem Verbündeten hinter das Licht geführt worden sei. Er sprach dem Kronprinzen die Hoffnung aus, daß der Tag kommen werde, da man mit Virgil sagen werde: „Ein Rächer wird aus meinen Gebeinen erstehen" — ein Rächer, der die Häuser Bourbon oder Habsburg, je nach den Umständen, fühlen lassen werde, daß man nicht ungestraft eine Macht wie den König von Preußen verletze.

Außer jenen Andeutungen in den Briefen an Grumbkow hat sich der Kronprinz über seine Entwürfe damals kein Wort entfahren lassen.

Wie hoch er von vornherein sich das Ziel gesteckt hatte, läßt jene halb im Scherz, aber mit der Sicherheit des Genius entworfene Skizze „Ueber die gegenwärtige Politik Preußens" ersehen, durch die der Gefangene von Küstrin 1731 seinem Freunde Natzmer den Beweis für die „politische Notwendigkeit" erbringen wollte, das langgestreckte und in Enklaven verzettelte Staatsgebiet durch neue Erwerbungen abzurunden: durch das polnische Preußen, das alte Zubehör des jetzt königlichen Ordenslandes, und die natürliche Verbindung Ostpreußens mit Hinterpommern und der Neumark; durch das schwedische Pommern, welches das preußische Schwesterland von jenem Mecklenburg trennt, wo man nur das Erlöschen des herzoglichen Hauses geduldig zu erwarten hat, um ohne weitere Ceremonie Besitz zu ergreifen; durch Jülich und Berg, Gebiete, deren Erwerbung unbedingt erforderlich ist, um die armen Lande Kleve und Mark nicht allein und ohne Gesellschaft zu lassen, sie verteidigungsfähig zu machen. Ein Zukunftstraum, wie nachmals die Rêveries überschriebenen Abschnitte in Friedrichs politischen Testamenten. Lachend verglich sich der Verfasser mit Alexander, der immer neue Welten zur Eroberung in Aussicht nimmt; der

Prinz Eugen in Wien, der den flotten Entwurf zu sehen bekam, sprach nachdenklich von den weitaussehenden Ideen „dieses jungen Herren“, welcher mit der Zeit seinen Nachbarn gefährlich werden könne. Bald kamen noch weitere territoriale Pläne zum Vorschein. Wenn der Kronprinz in Küstrin wiederholt die Vermählung mit einer Erzherzogin zur Sprache brachte, so drückte er zugleich die Erwartung aus, daß ihm der kaiserliche Schwiegervater dann ein paar schlesische Herzogtümer als Mitgift überlassen werde, und wollte nichts davon hören, daß dies dem Kaiser nach der pragmatischen Sanktion gar nicht möglich sei. Oder er hielt seinen Küstriner Freunden, hinter den Weinflaschen sitzend, einen beredten Vortrag über die Vorteile einer Erwerbung der Ober- und Niederlausitz.

Im Antimacchiavell stellt es Friedrich für jeden Politiker als unbedingte Regel auf, „die kleinen Staaten und die großen nicht miteinander zu verwechseln“. Der Zukunftsplan von 1731 zeigt, daß er selber über das Wesen des Staats, den er einst regieren sollte, nicht in Unklarheit befangen gewesen ist. Später hat er das Preußen, dem Friedrich I. den Glanz der Königskrone erworben hatte, ein hermaphroditisches Geschöpf genannt, mehr Kurfürstentum als Königreich: er spricht von dem Keim des Ehrgeizes, den der Stifter des Königtums in die Seele seiner Nachkommen gesenkt habe, von dem beständigen Stachel, die leere Würde wesenhaft und standfest zu machen, die Natur des „Zwitterwesens“ zu entscheiden.

Wehe dem, der an diese empfindliche Stelle zu rühren, der diesen Stachel herauszufordern wagte. Als die vier Großmächte im Winter auf 1738 ihre gemeinsame Aktion gegen Preußen einleiteten, rief der Kronprinz erregt: „Ich würde ihnen antworten, der König von Preußen ist wie der edle Palmbaum, du willst ihn beugen, aber hoch schnellt er seinen stolzen Wipfel.“ Er war ganz und gar nicht der Meinung des lehrhaft zur Vorsicht mahnenden Grumbkow, daß ein preußischer König allzeit das Fuchsfell nötiger haben werde als die Löwenhaut, und die klug berechnete, aber zahm klingende preußische Erwiderungsnote empörte seinen stolzen Sinn: „Ich gestehe, daß ich in der Antwort einen Widerstreit zwischen Größe und Erniedrigung

wahrnehme, mit dem ich mich nicht einverstanden finden kann. Die Antwort gleicht der Erklärung eines Mannes, der sich zu schlagen keine Lust hat und doch den Anschein erwecken möchte. Es gab nur zwei Entscheidungen: entweder mit edlem Stolz antworten, ohne Winkelzüge durch kleine Verhandlungen, deren wahren Wert man bald erkennen wird, oder sich beugen unter das entwürdigende Joch, das man uns auferlegen will. Ich bin nicht der feine Politiker, ein Gegeneinander von Drohungen und Unterwürfigkeiten zusammenzupaaren, ich bin jung, ich würde vielleicht dem Ungestüm meines Temperaments folgen; unter allen Umständen würde ich nichts halb thun."

Geflissentlich rasselte er seinen Freunden im Auslande gegenüber mit dem preußischen Degen. Voltaire forderte er am 14. September 1738 zu einem kleinen Ausfluge in das preußische Feldlager auf, wenn im nächsten Frühjahre der Marsch nach Jülich und Berg erfolgen werde, und dem Prinzen von Oranien schrieb er, falls Frankreich Truppen in die beiden rheinischen Herzogtümer legen sollte, dann werde der Ruhm des Königs von Preußen erfordern, seine Kräfte mit denen des Königs von Frankreich zu messen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Herr von Fenelon (der Gesandte im Haag) und vielleicht mehr als einer von den französischen Diplomaten wird überrascht sein, welch kraftvolle Entschließungen der König beim Eintritt des Erbfalles fassen wird; man geht von wenig begründeten Voraussetzungen aus, man glaubt den König von mehr Furchtsamkeit beraten, als es thatsächlich der Fall ist. Zu allen Jahrhunderten würde man solche Mäßigung an einem mächtigen, von einem Furcht einflößenden Heere geschirmten Fürsten gepriesen haben, und mir scheint, man muß gar sehr tugendhaft sein, um an der Billigkeit festzuhalten, wenn man im stande ist, die Gewalt hervorzukehren; aber die Geduld, die Verträglichkeit kann aufs Letzte getrieben werden, und eine Natur von dieser Eigenart lenkt nicht so leicht wieder ein."

Wie freute er sich im voraus dieses Krieges, den er für das Jahr 1739 — denn der Kurfürst von der Pfalz schien den Winter nicht überleben zu können — in der That erwartete. Was war das für ein Ruhm, welcher durch Pünktlichkeit im

Friedensdienste sich erwerben ließ, gegen den, welcher „am Abend einer siegreichen Schlacht nach Niederstreckung der feindlichen Scharen" winkte! Die nächste Revue hoffte er nicht bei Berlin abgehalten zu sehen, sondern bei Düsseldorf in der Ebene des Rheins, und das sollte eine andere Jagd werden, die nach den Lorbeeren, welche mit dem Blut erkauft sein wollen, als jetzt die Jagd mit dem Geld nach ein paar langen Leuten. Manches Mal ist er in dieser schlaffen Friedenszeit, die den alten brandenburgischen Ruhm vergessen zu haben schien, von Ruppin nach dem nahen Fehrbellin geritten, von dem Drillplatz auf die historische Wahlstatt, bis er von den Vorgängen der Schwedenschlacht so genau Bescheid zu wissen erklärte, als wäre er selbst dabei gewesen; da mag es durch seine Seele gezuckt sein, daß von hier aus ein Weg sich finden lassen müsse nach Hohenfriedberg und Leuthen.

Der französische Geschäftsträger in Berlin schrieb um diese Zeit: Er wird die Künste und Wissenschaften, den Handel und den Ackerbau begünstigen, einen zahlreichen, glänzenden Hof halten; aber dem Weisen und dem Vater des Vaterlandes wird er den Helden hinzufügen: der wahre Gegenstand seiner Wünsche ist der Ruhm, und zwar der Kriegsruhm; er brennt vor Begierde, in den Spuren seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einherzugehen. Auch der Sachse Suhm, sein Freund, urteilte: „Ich glaube, daß sein größte Leidenschaft Ruhm und Reputation sind und daß er seine Reputation darein setzen wird, immer streng gemäß dem Gebot der Vernunft zu handeln, alte Vorurteile sorgsam von sich fernzuhalten und womöglich nie über sich Gewalt gewinnen zu lassen. Er ist unerschütterlich in seinen nach reiflicher Ueberlegung gefaßten Entschlüssen, und er hat bei den traurigen Gelegenheiten, in denen er sich nie auch nur einen Augenblick verleugnet hat, Beweise seiner Standhaftigkeit und seiner Seelenstärke abgelegt". Der jüngere Seckendorff, der 1737 nach Wien zurückging, verkündete dort: „Sein Grundsatz ist, mit einem großen Schlage zu beginnen." Und der englische Gesandte schrieb schon 1736, daß man in Berlin jetzt seltsame Dinge zu hören bekomme. „Man zieht hier häufig Vergleiche zwischen dem preußischen Heere und dem makedoni-

schen.“ Wenn Alexander der Große mit einer Handvoll wohlgeübter Soldaten Wunderdinge vollbrachte, was würden die Preußen nicht unternehmen können, da ihr Heer ohne Zweifel das beste und trefflichste in Europa sei? Selbst ein so nüchterner Mann wie der greise Kabinetsminister von Borcke hatte sich gegen Mitglieder des diplomatischen Corps mehr als einmal in diesem Sinne vernehmen lassen.

Dem Engländer klang das „romantisch“. Aus Rheinsberg aber schrieb der neue Alexander: „Gott weiß, daß ich dem Könige ein langes Leben wünsche; wenn aber die Stunde unserer Ansprüche nun nicht mehr bei seinen Lebzeiten schlagen sollte, dann wird sich zeigen, daß man mich nicht soll anklagen können, meine Interessen fremden Mächten zu opfern. Ich fürchte vielmehr, daß man mir eher ein Uebermaß von Verwegenheit und Lebhaftigkeit vorwerfen wird. Es scheint, daß der Himmel den König bestimmt hat, alle Vorkehrungen zu treffen, welche Weisheit und Vorsicht vor dem Eintritt in einen Krieg erheischen. Wer weiß, ob für die ruhmvolle Anwendung dieser Vorbereitungen die Vorsehung nicht mich vorbehält.“

VI.

Späteres Verhältnis zum Vater.

Die Befürchtungen derer, die 1732 beim Weggang des Kronprinzen von Küstrin die Wiederkehr der früheren traurigen Vorgänge zwischen Vater und Sohn voraussagten, waren nicht in Erfüllung gegangen.

Schon im August 1731, gleich nach jenem Besuche des Königs in Küstrin, hatte Grumbkow für den Kronprinzen eine förmliche Instruktion für sein künftiges Verhalten aufgesetzt, und wir dürfen annehmen, daß Friedrich diese Ratschläge während der nächsten neun Jahre allzeit vor Augen gehabt haben wird.

Grumbkow stellte den allgemeinen Satz voraus: „Je einfacher, natürlicher und ehrerbietiger das Benehmen des Kronprinzen gegen den König sein wird, um so mehr wird es demselben gefallen; je heller das Gesicht, je sicherer und ungezwungener das Auftreten, um so lieber wird es gesehen werden."

Die Antworten auf seine Fragen wollte der König kurz und bündig haben, ohne Hin- und Herreden. Ansichten, mit denen er nicht einverstanden war, hörte er, falls er ausdrücklich gefragt hatte, ruhig an; nur durfte in der Form der Antwort nichts verfehlt werden. Grumbkow riet dem Prinzen für solche Fälle zu Wendungen wie: „Wenn Ew. Majestät es mir befehlen und ich meine Ansicht sagen soll, so ist sie so und so, ich kann mich indes sehr wohl irren und meine geringe Erfahrung kann mich leicht täuschen." Die Anrede Majestät — bisher hatte der Kronprinz den König Papa genannt — hielt Grumbkow jetzt für unerläßlich, denn auch Friedrich Wilhelm

hatte seinen Vater in einem gewissen Alter Majestät angeredet. Grumbkow riet weiter, in Gegenwart des Königs die Spottsucht zu unterdrücken und alle verletzenden Scherze zu vermeiden, selbst in Bezug auf den geringsten der Dienstboten; andererseits aber sollte der Prinz nicht mit gestrenger Miene, zugeknöpft und versunken dasitzen, worüber sich der König oft beklagt hatte. „Man kann fröhlich sein, ohne ausfallende Spötterei, und ein lachendes Gesicht zur guten Stunde gefällt dem Könige ungemein." Für sehr zweckmäßig hielt es Grumbkow, wenn der Prinz, so oft es sich schicklich thun lasse, den Vater bitten werde, ihn auf das, woran es noch fehle, aufmerksam zu machen. „Uebrigens muß der Kronprinz bei allem, was er in Gegenwart des Königs vornimmt, sich den Anschein geben, es gern zu thun, selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte; ein anderes ist, in Gegenwart der Oberen sich Zwang auferlegen, ein anderes, über gewisse Dinge ausdrücklichen Beifall zu äußern; das erste ist in der Ordnung und hat das Gute, daß ich sehr oft darüber hinwegkomme, über gewisse Dinge meine Meinung zu sagen; wenn man dagegen ein grämliches Gesicht zeigt, so sieht sich ein Oberer leicht veranlaßt, Euch zu zwingen, über etwas, was Euch nicht behagt, Gefallen zu äußern."

Für den Verkehr mit der Umgebung des Königs, Offizieren wie Beamten, erhielt der Prinz den Rat, sie ganz als Gleichstehende zu behandeln, sich dabei aber vorzugsweise zu den Offizieren zu halten: „eine kleine huldvolle Miene, ein verbindliches Lächeln wird bei den Zivilisten diese Bevorzugung ausgleichen". Jede Auszeichnung der bei dem Könige schlecht Angeschriebenen, alles überhaupt, was auch nur den leisesten Anschein von Gegensätzlichkeit hatte, mußte natürlich in Zukunft um so mehr vermieden werden, als der König sein Mißfallen darüber ja sehr bestimmt zu erkennen gegeben hatte. Wir erinnern uns auch, daß Friedrich Wilhelm auf die größere Liebe, die sein Sohn der Mutter gezeigt hatte, geradezu eifersüchtig war; deshalb Grumbkows Warnung: „Es ist nicht notwendig, dem Kronprinzen einzuprägen, daß er die Königin vor dem Könige nicht sozusagen bevorzugen darf; die gemachten Erfahrungen haben Sr. Königlichen Hoheit hinreichend gezeigt, daß der Verdacht

wegen solcher Bevorzugung so der erlauchten Mutter wie dem vielgeliebten Sohne sehr viel Verdrießlichkeiten zugezogen hat."

Wenn etwas dazu beitrug, die Stellung des Kronprinzen zu befestigen, so war es sein stetig zunehmender Eifer im Dienste und seine gewissenhafte Sorge um das seiner Führung anvertraute Regiment. Wir sahen ihn schon in seinen Rekrutennöten: allzugut kannte er die Wirksamkeit der „Interzession der Kolosse" und die Beweiskraft der „Argumente von sechs Fuß Länge". Sein treuer Kircheisen, der preußische Legationssekretär in Wien, that das Seine, langen Kerlen für das kronprinzliche Regiment auf die Spur zu kommen; aber der Prinz verließ sich nicht auf ihn allein: „Sollten auch alle Kircheisen der Welt mich verlassen, ich werde Rat schaffen und bei der Revue nicht ohne neues Grün sein." Daß er durch die Anziehungskraft von 6000 Thalern aus den tiefsten Gründen Hollands einen Körper von sechs Fuß vier Zoll seinem Ruppiner Zentrum zu gravitieren läßt, meldet er seinen Freunden freudig als ein Ereignis: „ein Phänomen, seltener und außerordentlicher als ein langschweifiger Komet". Nun mochten die bösen Zungen ihn immerhin wegen seiner philosophischen Studien bei dem Könige anschwärzen: „Stramme Griffe, ein wenig Mehl auf das Haupt der Soldaten ausgestreut, Kerls von vollgemessenen sechs Fuß und viel Rekruten sind stärkere Argumente gewesen, als die meiner Verleumder." Schon 1734 rühmte der königliche Kriegsherr nach der Revue das Regiment seines Sohnes nebst zwei andern als solche, die nicht wieder zu erkennen seien: „in besserer Ordnung, gute Rekruten und alles sehr schön" — welch ein Lob, wenn ein Friedrich Wilhelm es gegen einen Leopold von Dessau ausspricht. Bei der Revue des nächsten Jahres erregte es Aufsehen, daß der König den Kronprinzen vor der Front umarmte; kurze Zeit darauf ernannte er ihn zum Generalmajor. 1738 schreibt Friedrich: „Unsere Revue ist Gott sei Dank sehr gut abgelaufen. Der König ist zufrieden gewesen, und seine Zufriedenheit hat das ganze Regiment mit Freude erfüllt: von der Zeder bis zum Ysop, vom Chef bis zu dem letzten Pfeifer." Manteuffel urteilte: trotz der Abneigung gegen das rein militärische Leben, die man ihm nachsage, habe

sich der Prinz, seinem Vater zu Gefallen, so seinem Regiment gewidmet, daß es keinen Obersten im ganzen Heere gebe, der den Truppendienst bis ins Kleinste besser kenne. Schon hatte er an dem Gamaschendienst des Exerzierplatzes eine höhere Seite entdeckt: „Wir sind hier beschäftigt," schreibt er 1739, „Menschen zu bilden aus Geschöpfen, die bisher nur das Antlitz vom Menschen haben. Militärische Gesetzgeber, üben wir uns drum nicht minder in der Kunst, Menschen zu erziehen: ein beständiges Studium des menschlichen Geistes mit dem Endzweck, die stumpfesten Seelen für den Ruhm empfänglich zu machen, aufsässige und unruhige Gemüter unter die Zucht zu beugen, lockere Burschen, Libertiner und Verbrecher sittlich zu heben. So undankbar diese Arbeit scheinen kann, man thut sie mit Vergnügen. Dies Traumbild, das man Ruhm heißt, dieser Abgott der Kriegsleute, spornt und ermutigt, eine zügellose Truppe der Ordnung fähig und dem Gehorsam zugänglich zu machen. Man sieht Feldzüge und Belagerungen und Schlachten aus der Entfernung, und die Einbildungskraft, die sich an diesen Gegenständen erhitzt, malt Euch Siege und Trophäen und Lorbeeren." Wir hörten, wie begeistert Friedrich gleichzeitig im Antimacchiavell die militärischen Pflichten des Fürsten im Krieg und Frieden preist. Mit diesem Idealismus durfte Friedrich Wilhelm zufrieden sein.

Auch das hatte seinen Beifall, daß der Kronprinz von dem alten Dessauer militärische Unterweisungen entgegennahm und an der Hand der ihm aus Dessau übersandten Risse die Grundsätze der Belagerungskunst eifrig studierte.

Das Entscheidende für die Gestaltung des persönlichen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn blieb immer, daß der König 1732 auf Grumbkows Vorstellungen in eine räumliche Trennung gewilligt hatte, und daß der Kronprinz auch nach seiner Vermählung nicht nach Berlin übersiedelte, sondern für gewöhnlich bei seinem Regiment weilte. „Gott bewahre mich vor Wusterhausen," blieb dort sein Stoßgebet ganz wie ehedem. Zum Besuch von Wusterhausen zwang man ihn jetzt fast nie mehr, aber nach Berlin oder Potsdam mußte er sich alljährlich mindestens dreimal zu längerem Aufenthalt begeben: im Winter zum Karneval, im Frühling zu den Revuen, im Herbst zur Kom-

munion. Er sagte, daß es ihm wie ein Vorschmack des Todes sei, wenn der Husar mit dem Befehl zur Abreise nach Berlin, dieser Unglücksstätte, sich bei ihm melde; denn damit begann der Zustand peinlicher Ungewißheit, ob der König als „wohlthätige und segenspendende Gottheit" oder als „donnernder Jupiter" in seiner Hauptstadt aus Potsdam erscheinen werde. Wenig verlockend war ohnehin die Aussicht auf die fade Gesellschaft in Berlin, mit der sich höchstens über die Philosophie der Küche disputieren ließ; verhaßter aber als alles war dort die verdächtige Gegenwart der Aufpasser und der Schadenfrohen, eines gewohnheitsmäßigen Lästerers wie Pöllnitz, den der Kronprinz mit dem geflügelten Worte „divertissant beim Essen, nachher einsperren" erschöpfend charakterisierte, dessen Gemeingefährlichkeit aber gebieterisch gewisse Rücksichten heischte.

Denn noch glimmten unter der Asche Funken genug, die schnell auflodern konnten, wenn ein Pöllnitz und andere sie anbliesen. Eine stete Gefahr lag in dem ungeregelten Zustande der Kasse des Kronprinzen. Die für seine Haushaltung knapp genug ihm angewiesenen Gelder wurden zum großen Teil durch die Werbungen verschlungen, die er für sein Regiment zu machen genötigt war; wir hörten eben, was ein einziger langer Rekrut aus dem Auslande kostete. So mußte sich der Kronprinz in Schulden stürzen Die Aufnahme von größeren Summen im Inlande wurde durch die strengen Mandate erschwert oder unmöglich gemacht, die den Unterthanen das Ausleihen von Geld an die königlichen Prinzen untersagten. Da seit 1734 die Zahlungen, mit denen der Wiener Hof seit zwei Jahren ausgeholfen hatte, eingestellt waren, wandte sich der Kronprinz nach Rußland, wo Suhm der Vermittler des Geschäfts wurde, und nach England. „Ein Mensch, der unter die Seeräuber gefallen ist, kann sich in keiner schlimmeren Lage befinden, als ich," schreibt er noch 1739 an Suhm. Er fürchtete, daß es ihm wie dem Kinde in der Fabel ergehen werde, welches erst ertrinken muß, bevor der Brunnen zugedeckt wird. Noch unwilliger womöglich beklagte er die äußere Lage seiner nach Baireuth verheirateten Schwester; er meinte 1733, der König lasse das junge Paar nahezu verhungern und ergehe sich dazu geflissentlich in krän-

kenden Ausfällen gegen den Schwiegersohn, den er als Dummkopf behandle. Im Innersten empörte ihn auch jenes ungerechte Los der Verbannung nach dem äußersten Memel, das seinen geliebten Lehrer Duhan getroffen hatte; der König duldete keine Fürsprache und erklärte nach Friedrichs Rückkehr aus Küstrin, an die Aufrichtigkeit der Sinnesänderung sonst nicht glauben zu können. Und wenn Duhan im Dezember 1732 endlich die Erlaubnis zum Uebertritt in den braunschweigischen Dienst erhielt, so verbot der König seinem Sohne, bei dem bevorstehenden Besuche am dortigen Hofe den ehemaligen Lehrer, falls er seiner ansichtig werden sollte, anzureden.

Den stärksten Ausdruck fand das Mißtrauen des Königs, als er im März 1733 nach der Reise zu der Königin sagte, er würde nicht mitgereist sein, wenn er sich darauf hätte verlassen können, daß ihm der Sohn nicht wieder „einen Streich“ gemacht haben würde. Dem Kriegsrat Rohwedell, dessen wir uns aus Küstrin erinnern, wurde eben damals mit der Festung Spandau gedroht, weil er mit dem Kronprinzen unter einer Decke stecke — kein ganz unbegründeter Vorwurf, denn der Ruppiner Pachtanschlag, durch den der Prinz hatte zeigen sollen, was er in Küstrin gelernt, war doch nur durch Rohwedells Mitwirkung zu stande gekommen. Als Friedrich im April 1733 während seines Besuches in Potsdam den König eines Tages auf einem Spazierritt begleitete, kam Friedrich Wilhelm auf seinen Tod zu sprechen und sagte zu dem Kronprinzen vor den übrigen Begleitern, er kenne ihn sehr genau und wisse, daß nach seinem Tode die Zeiten der Komödie und der Oper kommen würden; sein Nachfolger erbe ja Geld genug zu solchen Thorheiten. Falls aber der Kronprinz dereinst den wirklichen Herren zu spielen beabsichtige, so werde er sich notwendig viele Feinde machen, wie er, der König, deren viele habe. Der Kronprinz war durch das Gespräch peinlich berührt: „Ich merke sehr wohl, daß die Bemühung, mir ein freundliches Gesicht zu zeigen, nicht von Herzen kommt, und daß im tiefsten Grunde noch Gärstoff verborgen liegt.“ Bei einem Krankheitsanfall im vorangegangenen Winter hatte der König zu dem Kapitän Hacke geäußert: „Nun werden die Leute sagen, der alte Menschenquäler

wird sterben, aber sagt ihnen, daß der nach mir kommen wird, der würde sie alle zum Teufel jagen, und das würden sie davon haben." Bei andern Gelegenheiten wiederum meinte er, er gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß der Kronprinz einmal werde gut werden. Oder er sagte, sein Sohn werde entweder ein großer Taugenichts oder etwas Tüchtiges werden.

Später, im Herbst 1734, als der König infolge seiner schweren Erkrankung auf dem Sterbebette zu liegen glaubte, war die versöhnliche Stimmung durchaus vorherrschend. Mit Ungeduld hatte der Kranke die Rückkehr des Sohnes aus dem Feldlager erwartet, der Empfang war ein sehr herzlicher. Ein fremder Diplomat, der alles, was er durch seine Zuträger aus Potsdam erfuhr, nicht eben wohlwollend in seinem Tagebuche verzeichnete, konnte nicht umhin, zu bezeugen, daß die Eintracht zwischen Vater und Sohn bewunderungswürdig sei. „Der Kronprinz ist aufrichtig ergriffen von dem Zustand des Königs, hat die Augen immer voll Wasser und hat sich die Augen ganz aus dem Kopf herausgeweint; hat raffiniert, um dem König ein kommodes Bett zu schaffen." Der König nannte ihn immer Fritzchen; sonst gebrauchte er die gemessene Anrede „Sohn". Unser Gewährsmann bucht die Aeußerung des Prinzen: „Vorausgesetzt, daß der König mich nach meinem Gefallen leben läßt, will ich einen Arm drangeben, sein Leben um zwanzig Jahre zu verlängern."

Am Hofe und im Lande harrte alles in der größten Spannung der Veränderungen, die man unmittelbar bevorstehend glaubte. Die einen hofften, die andern fürchteten. Die Königin bedeutete ihre jüngeren Söhne, daß sie in dem ältesten Bruder allmählich den König zu sehen sich gewöhnen möchten. Eine der in Leipzig erscheinenden politischen Monatsschriften, die sich gelegentlich kleine fürsichtige Nadelstiche gegen hohe Häupter erlaubten, erinnerte anläßlich der Krankheit des Königs von Preußen an die letzten Stunden des Augustus in der Schilderung bei Tacitus, wo Tiberius auf die Gesichter der Großen Achtung gibt: die aber sind einstudiert, um weder zu betrübt, noch zu fröhlich zu erscheinen. Der preußische Kronprinz las den Artikel und beklagte sich lebhaft, daß man ihn mit Tiberius

vergleiche. Aber auch der erst sechsundvierzigjährige König, der gern sich an das Leben festgeklammert hätte, mochte in dunklen Stunden trotz der versöhnlichen Grundstimmung solche Vergleiche anstellen, wenn er bitter rief: „Ja, jetzt wäre was zu verdienen, wenn ich sterbe, wer sich auf ein Pferd setzt und als Kurier meinem Sohn die Nachricht bringt.“

Gewiß war des Prinzen Trauer am Krankenlager des schwer leidenden Vaters ebenso echt gewesen, wie später so oft beim Verlust von Verwandten und Freunden die geradezu elementaren Ausbrüche seines Schmerzes und seiner Totenklage. Aber wie hätte der Kummer und die Pietät die geheimen Regungen einer andern Empfindung ganz niederzudrücken vermocht? Abermals gewahren wir bei Friedrich die jähe Abwandlung, den Widerstreit der Stimmungen: die weiche Nachgiebigkeit gegen die unmittelbaren Eindrücke des Schmerzes und des Mitleidens, und hart daneben, nach dem Stocken des ersten Impulses, die verletzende Schärfe des sein Recht zurückfordernden menschlichen Egoismus. Zartere und scheuere Naturen werden sich in solchen Lagen über die peinliche Wirklichkeit eines innerlichen Konfliktes mit einem frommen und durchaus verzeihlichen Selbstbetrug hinwegtäuschen; hier aber kam unhemmbar die herbe Wahrhaftigkeit eines Charakters zum Durchbruch, der nach außen hin durch den Zwang der Umstände früh Verstellung zu üben genötigt war, bei der Abrechnung mit sich selbst aber jede Beschönigung verschmähte. Ebenso offen wie im Selbstgespräch, erschreckend offen, durfte Friedrich über diesen Gegenstand mit der Schwester reden, die so vieles Schwere und Schreckliche mit ihm gemeinsam durchlebt und wie er selbst unter der Härte und den Launen des Vaters gelitten hatte. Indem er der Markgräfin von Baireuth im Januar 1735 die unerwartete Nachricht mitteilt, daß der König sich gänzlich zu erholen beginnt, für drei oder vier ißt und in vierzehn Tagen zu Pferde sitzen wird, fügt er hinzu: „Der liebe Gott muß seine sehr guten Gründe haben, ihm das Leben wiederzugeben. Ich muß mich nun seitwärts schlagen.“ Fast noch schneidender schreibt er ein halbes Jahr später: „Die Krankheit des Königs ist rein politischer Art; er ist wohlauf, sobald er Lust dazu hat, und macht sich

kränker, wenn er es für zweckmäßig hält. Ich habe mich anfangs irre führen lassen, jetzt aber ist mir das Geheimnis klar. Sie können sich darauf verlassen, liebste Schwester, daß er die Natur eines Türken hat und das kommende Geschlecht überleben wird, sobald er Lust dazu hat und sich nur ein klein wenig schonen will." Unkindliche, häßliche Worte, das krankhafte Nachzittern des alten Grolles, der allzu tief sich eingefressen hatte, wie ein Gift, dessen tückischer Rest sich nie ganz aus dem Körper ausscheiden läßt. Zu Bitteres hatte Friedrich, halb noch ein Knabe, in seinem Herzen erfahren. Eindrücke, welche man in diesem Alter empfängt, so sagt er selbst, verwischen sich nicht so leicht.

Seit dem Jahre 1736 verändert sich der Ton des Kronprinzen. „Wenn sich die Gedanken viel mit der Fülle der Größe beschäftigen, die uns eines Tages erwarten mag," schreibt er im April an den Grafen Manteuffel, „so beginnt man natürlicherweise, sie sich zu wünschen; da ich mir aber schon aus dem alleinigen Wunsch ein Kapitalverbrechen machen würde, so weise ich diese Gedanken weit von mir. Ich stelle mir alle Tage die zahlreichen Beispiele vor Augen, daß Prinzen im Begriff waren, an den Platz ihrer Väter zu treten, und von dem Tod vor der Zeit hinweggerafft wurden." Wiederholt kam er jetzt auf diese Vorstellung zurück. Im Sommer 1736 sagte er zu Grumbkow, er sei sozusagen gewiß, vor dem Könige zu sterben.

Da sich der Kronprinz in seinen Briefen der Stiche gegen den Vater jetzt gänzlich enthielt, so meinten die Manteuffel und Grumbkow im Oktober 1736, er habe sich seit etwa drei Monaten „ein neues System in Bezug auf den Papa" gebildet. Sie schoben die veränderte Sprache auf sein Mißtrauen gegen sie beide. Wir werden anders urteilen und die Erklärung im Zusammenhange der allgemeinen Veränderung finden, die im Jahre 1736, jenem „ersten Jahre seines wirklichen Lebens", mit Friedrich vor sich ging. Er hatte Einkehr in sich selbst gehalten und sich selbst wiedergefunden. In den Rheinsberger Weihestunden stiller innerer Sammlung lernte er auch, sich in seine Lage zu schicken, seine Ungeduld zu zähmen und seine

Stellung zu dem Vater, seine Pflicht als Sohn noch anders aufzufassen. Von dem neuem System, das jenen auffiel, ist Friedrich in seinem Verhältnis zu dem Vater nicht mehr abgegangen. Als ein halbes Jahrhundert vergangen war, machte einer seiner täglichen Gesellschafter die Bemerkung, daß er von seinem Vorgänger durchweg mit großer Verehrung spreche; und nach Friedrichs Tode hat ein Mann, der ihn von jeher gekannt, ihm bezeugt: das Wort „mein Vater“ auf seinen Lippen schien stets aus dem Grunde des Herzens zu kommen.

Zutreffend war in den Annahmen der Gebärdenspäher von 1736 nur das Eine, daß der Kronprinz nicht bloß gegen Manteuffel, sondern auch gegen Grumbkow im Innersten mißtrauisch war: „er beweist ihm Höflichkeit, aber nicht Vertrauen.“ Wie hätte es in dieser Interessenallianz zwischen Friedrich und Grumbkow anders sein können? Vergegenwärtigen wir uns noch einmal Natur und Ursprung dieses Verhältnisses. Seckendorffs Berichte aus den ersten Jahren seines Berliner Aufenthaltes lassen die Todesangst ersehen, in der Grumbkow damals wegen seines künftigen Schicksals schwebte. 1727 versicherte er seinem österreichischen Freunde, die Königin habe ihm sagen lassen, daß sie und ihr Haus zwar dem Fürsten von Anhalt, aber nimmermehr ihm verzeihen, sondern ihn mit all den Seinen ewiglich verfolgen würden. Seckendorff beantragte deshalb damals in Wien, Grumbkow im stillen mit einem Patent als kaiserlicher Feldmarschallleutnant zu versehen, „um solches im Falle der Not zu seiner Sicherheit zu producieren“. Grumbkow war seiner Besorgnisse überhoben, seit er durch seinen großen Erfolg von 1730 den Kronprinzen gezwungen hatte, sich der Gnade des Widersachers zu ergeben, sich an den Felsen, wo er gescheitert, festzuklammern. Ihr Kompromiß war mehr als ein Friedensschluß, es war ein Freundschaftsvertrag. Von den meisten Dingen durfte Friedrich in Zukunft zu Grumbkow ganz rückhaltlos reden; in welchem Maße aber er von diesem Manne abhängig war und wie weit Grumbkow davon entfernt blieb, in entscheidenden Fragen sein eigenes Interesse den Wünschen Friedrichs unterzuordnen, das lehrte den Kronprinzen vor allem Grumbkows Verhalten in jener leidigen Verlobungsangelegenheit, die dieser einfach so

löste, wie der Wiener Hof es durch Seckendorff von ihm verlangte.

Nun galt Grumbkow, als das Bündnis mit Oesterreich, sein Werk, zerfiel, bei dem Könige nicht mehr dasselbe wie früher. Aber es fehlte viel daran, daß er, wie manche meinten, in Ungnade gefallen sei. Noch immer holte der König vor wichtiger politischer Entschließung die Meinung dieses außerhalb des auswärtigen Amtes stehenden Beraters ein. „Es scheint, als wenn sie sich beiderseits nicht trauen und auch nicht voneinander können", sagte der Kronprinz im Herbst 1738.

Als Grumbkow am 18. März 1739 gestorben war, schrieb Friedrich an die Markgräfin von Baireuth: „Sein Tod ist für mich der denkbar größte Gewinn. Ich schmeichle mir, daß wir jetzt nach einem langen Sturm werden aufatmen können." Er sandte der Schwester ein beißendes Epigramm als Grabschrift für den Verstorbenen. Ein Vierteljahr später schrieb er nach Baireuth: „Seit Grumbkows Tode ist alles in Berlin verändert; sein Hingang hat den öffentlichen und den Familienfrieden bei uns hergestellt. Dem Himmel sei Dank, ich stehe jetzt mit dem Könige so gut wie irgend möglich."

Auf Grumbkows heimliche Umtriebe führte er die letzte unerwartete Trübung seines Verhältnisses zu dem Vater zurück, die der vorangegangene Winter gebracht hatte. Als Friedrich im Dezember 1738 in Berlin ankam, war ihm bei dem Empfange, den ihm der Vater bereitete, das Herz aufgegangen. Des Königs Stimmung war auffallend verändert; er zeigte sich äußerst wohlwollend, mild, zugänglich, in seinen Urteilen gerecht; die Wissenschaften bezeichnete er als löbliche Dinge. Friedrich, dessen kindliche Pietät nur richtig angefaßt werden wollte, äußerte sich gegen den alten Oberst Camas in Frankfurt, einen bewährten väterlichen Freund, hochbeglückt. Um so grausamer war zu Anfang Januar die Enttäuschung. Jeder andere Offizier, so klagt er, würde seinen Abschied eingereicht haben — ein Ausweg, der dem Erben der Krone nicht freistand. Friedrich sagte sich, daß die fliegende Gicht und das gallige Temperament des Königs der Hauptanlaß waren; aber gegen seinen Camas konnte er doch wieder die bittere Frage

nicht unterdrücken, warum man ihn dann nicht lieber in seiner Rheinsberger Abgeschiedenheit lasse, wenn der König es schon nicht über sich vermöge, dem Sohne gegenüber väterlich zu fühlen, oder wenn seine Physiognomie nun einmal das Unglück habe, dem Vater zu mißfallen. In dem nächsten Briefe an Camas sieht er noch trüber: die verletzende Härte des Königs erscheint ihm als ein neuer Ausbruch des alten Hasses, der nur eine Zeit lang eingeschlummert war. Niemals werde er auf wirklichen Frieden mit einem so leicht reizbaren Vater rechnen dürfen; „nein, ich muß ihn als meinen grimmsten Feind betrachten, der unablässig den Augenblick erspäht, daß er mir den Verräterstoß geben kann. Der geringste falsche Tritt, die geringste Unvorsichtigkeit, ein Nichts wird, dick aufgebauscht, hinreichen, mich zu verdammen." Ganz wie vor zehn Jahren kämpft der Prinz mit seinem Stolz, der sich gegen die verletzende Behandlung aufbäumt, mit seiner Empfindlichkeit, seinem hellen Jähzorn. Aber er hat sich beherrschen gelernt und lernt es täglich mehr; „die jetzige Krankheit des Königs," sagte er, „gilt mir einen vollen Kursus der Sittenlehre." In so gedrückter Stimmung verließ er Anfang Februar 1739 Berlin.

Wie freudig stimmte es ihn nun, als er während der Reise, auf der er im Juli den Vater nach Königsberg begleitete, gewahr wurde, daß die dunklen Schatten des letzten Winters gewichen waren. „Ich kann den König gar nicht genug rühmen," schreibt er an seine Gemahlin; „er ist so gegen mich, wie ich es mir immer gewünscht habe." Noch eine freudige Ueberraschung hatte der König seinem Sohne zugedacht, die nach der sonst kargen Art Friedrich Wilhelms den vollgültigsten Beweis der väterlichen Zufriedenheit enthielt. Bei dem Besuch der preußischen Gestüte gab er dem Kronprinzen die stattlichen Ställe mit all den edlen Zuchtpferden zum Eigentum, eine Freigebigkeit, durch die der Beschenkte seine Jahreseinkünfte um zehn- bis zwölftausend Thaler erhöht sah.

Aus Insterburg schickte der Kronprinz an Voltaire einen Brief, bestimmt, den Empfänger mit einem Lande bekannt zu machen, das von ganz Europa gekannt zu werden verdiene „als eine Schöpfung des Königs, meines Vaters".

„Preußisch-Litauen, die blühendste unserer Provinzen, wurde zu Anfang des Jahrhunderts in die wüsteste der Einöden verwandelt durch die Pest und den Hunger, die dreimalhunderttausend Menschen hinwegrafften, durch die Gleichgültigkeit der Regierung, die von dem Elend sich nicht unterrichtete und keine Abhilfe schaffte. Friedrich I. starb über diesen Zeitläuften und ward begraben, mitsamt seiner falschen Größe, die nur in einem eitlen Pomp, in dem prahlerischen Gepränge nichtiger Ceremonien bestand. Mein Vater kam und ward bewegt von dem gemeinen Elend. Er erschien hier an Ort und Stelle und sah mit eigenen Augen diese verheerten Stätten, mit all den schauerlichen Spuren, welche die Seuche, der Mangel und der schmutzige Geiz der Beamten zurückgelassen hatten. Zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte, vier- oder fünfhundert leerstehende Dörfer ohne Ackerbau waren das traurige Schauspiel, das sich seinen Augen darbot. Weit davon entfernt, sich von so schauerlichen Wahrnehmungen zurückschrecken zu lassen, fühlte er sich von lebhaftestem Mitleiden ergriffen und beschloß, Menschen, Wohlstand und Verkehr in diese Gegend zurückzuführen, die das Aussehen eines bewohnten Landes schier verloren hatte. Seit dieser Zeit hat der König keine Ausgabe gescheut, um mit seinen heilsamen Absichten durchzudringen. Er entwarf Ordnungen voller Weisheit, er baute auf, was die Pest verödet hatte: er ließ aus allen Enden Europas Tausende von Familien kommen. Die Fluren wurden wieder urbar, das Land füllte sich wieder mit Volk, der Verkehr erblühte von neuem, und heute herrscht der Ueberfluß in diesen fruchtbaren Strichen mehr denn je. Es gibt mehr als eine halbe Million Einwohner in Litauen, mehr Städte und auch mehr Vieh als ehedem, mehr Reichtum und Fruchtbarkeit als sonstwo in Deutschland.

„Und alles, was ich Ihnen aufzähle, wird allein dem Könige gedankt, der die Ausführung nicht nur angeordnet, sondern persönlich überwacht hat; dem allein der Entwurf gehört wie die Erfüllung, der alle Sorgen und Mühen, alle Versprechungen und alle Belohnungen, der unermeßliche Schätze nicht gescheut hat, um einer halben Million denkender Wesen das

Glück und das Leben zu sichern: ihm allein schulden sie ihre Wohlfahrt und ihre Versorgung.

„Ich habe," so schließt der Brief an Voltaire, „bei dieser hochherzigen und unermüdlichen Thätigkeit des Königs für die Wiederbevölkerung, Neubefruchtung und Wiederbeglückung dieser Einöde die Empfindung von etwas so Heroischem, daß ich meine, es muß Ihnen auch so sein, wenn Sie die näheren Umstände dieses Herstellungswerkes vernehmen."

Es war das Zeugnis der Reife für die ihn erwartende Aufgabe, welches der Erbe der preußischen Krone durch solches Bekenntnis sich selber ausstellte. Der Prinz, der vordem dem Kleinbetrieb der Verwaltung unverhohlen seine Geringschätzung gezeigt hatte, erkannte an seinem Vater bewundernd, was die Fähigkeit bis zum Kleinsten herabzusteigen für die Zusammenfassung des Einzelnen zu einem einheitlichen Ganzen bedeute. Friedrich hat den Ruhm, das Wesen und die gewaltigen Erfolge der stillen Friedensarbeit des größten inneren Königs der preußischen Geschichte als der erste laut und freudig gepriesen zu haben, zu einer Zeit, wo dessen Wirken den einen eine Thorheit und den anderen ein Aergernis war.

Wie irrten diejenigen in Preußen, die da glaubten, daß demnächst der Thronwechsel eine Veränderung der Regierungsgrundsätze mit sich bringen würde. Wenn in der auswärtigen Politik die Umgebung Friedrich Wilhelms sich in zwei Parteien teilte, die „Whigs", die es mit dem whiggistischen England hielten, und die kaiserlich gesinnten „Tories", so gab es auch im Innern schon damals Parteien, nur daß der Opposition zum äußeren Hervortreten die parlamentarischen Formen der ständischen Aristokratien von England, Polen oder Schweden fehlten. Erst unter diesem Könige war ja der preußische Absolutismus durchgeführt: sollte man den gegenwärtigen Zustand als einen endgültigen betrachten? Kurt Christoph von Schwerin, der General, äußerte 1737, eine Rückkehr zu den alten Verfassungsformen sei für das Land durchaus notwendig; er fragte den Grafen Manteuffel, wie man in Rheinsberg darüber denken möge.

Wie Friedrich, einstmals selber in „finistren Vorstellungen" von den Maßnahmen und Zielen seines Vaters befangen, sich

in den letzten Jahren vor seiner Thronbesteigung über die bestehenden Regierungsgrundsätze das Urteil bildete, an dem er später in allem wesentlichen festhielt, so gewöhnte er sich auch allmählich, über die Grundsätze, nach denen seine persönliche Erziehung geleitet worden war, wenigstens in vielen Punkten gar anders zu denken, als in seinen unreifen Knabenjahren. Er hat sich nur selten unmittelbar über seine Erziehung ausgesprochen, aber wir vernehmen eine stillschweigende Kritik, wenn wir seine eigenen Grundsätze für die Ausbildung eines Prinzen, wie er sie zuerst in seinem Politischen Testament von 1752 zusammenhängend, entwickelt hat, in ihren Uebereinstimmungen und ihren Abweichungen und Gegensätzlichkeiten mit der pädagogischen Methode Friedrich Wilhelms vergleichen.

Der Lehrstoff zunächst, dessen Aneignung Friedrich als notwendig für einen Prinzen ansieht, ist ungefähr derselbe, den die Instruktion von 1695 für die Erziehung seines Vaters vorgeschrieben hatte. Friedrich nimmt also diejenigen Gegenstände wieder auf, welche in dem Plan für seinen eigenen Unterricht als überflüssig gestrichen waren: die römische Geschichte, von der ein allgemeiner Begriff gegeben werden soll, und das Lateinische. Von Sprachen mag außerdem das Polnische getrieben werden (bei anderer Gelegenheit empfiehlt Friedrich auch das Italienische); doch soll man damit so wenig, wie mit dem Latein, den Schüler ermüden. In seinen letzten Lebensjahren hat Friedrich gesagt, jeder, der nicht Gelehrter von Beruf sei, solle lieber die Dinge studieren, als die Worte, die Sprachen; es sei besser, einen Schriftsteller in einer guten Uebersetzung zu lesen, als ihn in seiner eigenen Sprache nur mittelmäßig zu verstehen; denn man müsse doch annehmen, daß der, welcher auf eine Uebersetzung einen Teil seines Lebens verwandt habe, den Sinn besser verstehen werde, als der, welcher den Schriftsteller zum erstenmal liest. — Gründlich muß die neuere Geschichte, seit Karl V., erlernt werden. Mit dem geographischen Unterricht sind Mitteilungen über die politischen Interessen der einzelnen Staaten, über ihre wichtigsten Handelszweige, sowie Beschreibungen der Hauptstädte zu verbinden. Im Gegensatz zu seinem Vater will Friedrich von der gedächtnismäßigen Aufnahme des historischen Stoffes nichts wissen; man

soll, sagt er einmal, die Geschichte nicht wie ein Papagei lernen. Mit dem zwölften Lebensjahre haben die Elemente der Mathematik und Fortifikationskunde als Lehrgegenstände hinzuzutreten, außerdem Moral, Physik und Metaphysik — mit der Forderung der beiden letzten Disziplinen geht Friedrich nicht bloß über den Lehrplan von 1718, sondern auch über den von 1695 hinaus.

Einst hatte sein Vater ihn gescholten, er sei zu faul, über seine kleinen Ausgaben selbst Rechnung zu führen; nun legte er das, wogegen er selbst sich gesträubt hatte, dem zu erziehenden Prinzen als Verpflichtung auf: derselbe soll selber sein Kassierer sein und über ein zu persönlichen Ausgaben bestimmtes Sümmchen Rechnung ablegen, um sich in seinen eigenen Angelegenheiten an Pünktlichkeit zu gewöhnen und in all sein Thun Ordnung hineinzubringen: „die Menschen thun im kleinen fast immer dasjenige, was sie, wenn sie in der Lage dazu wären, im großen thun würden.“

Der begeisterten Lobrede des Antimacchiavell auf den militärischen Beruf des Fürsten entspricht in Friedrichs Erziehungsplan die Vorschrift: „Vom Militär soll man einem jungen Prinzen mit der heiligen Ehrfurcht sprechen, mit der die Priester ihrer Offenbarung gedenken.“

Der Verzicht auf die Mitwirkung der Religion unterscheidet Friedrichs Grundsätze für die Ausbildung eines Fürsten von denen seines Vaters am einschneidendsten. Den Ausfall dieses Erziehungsmomentes glaubte er ersetzen zu können durch Vertiefung der Herzensbildung und Anspornung des Seelenadels. „Die erste Sorge derer, die den Prinzen umgeben, sei, ihm das Herz zu bilden, ihn erkenntlich zu machen für die ihm geleisteten Dienste, liebevoll gegen seine Freunde, mitleidig für das Unglück, ihn zu erfüllen mit Schwung der Seele und den Regungen des Edelmutes, der Hochherzigkeit und des edlen Ehrgeizes, der die schönen Seelen treibt, ihresgleichen durch das Verdienst zu übertreffen. Vor allem möchte ich, daß man Menschlichkeit, weiches Gefühl, einen Zug zur Milde und Duldsamkeit in ihm entwickelte.“ Dazu hat er, rein äußerlich, sich der Höflichkeit und der Rücksichten gegen andere zu befleißigen; denn Verstöße dagegen schaffen den Fürsten mehr

Feinde, als das wirkliche Uebel, das sie sich zu schulden kommen lassen.

Mit dem zwanzigsten Jahre soll ein Prinz dem Gängelbande ganz entwachsen. Das weitere muß jetzt von der Selbsterziehung und Selbstförderung erwartet werden. Man sieht, wie Friedrich in dem Leben eines jeden Prinzen einmal eine Rheinsberger Zeit möchte anbrechen sehen. „Alles ist gewonnen, wenn es gelungen ist, einem Prinzen Lust zum Lesen beizubringen. Man lernt bei einem Lehrer nie so gut als durch Selbstunterricht, und die Unterhaltung mit den Toten, die man keiner persönlichen Rücksicht zeihen kann, fördert mehr, als die mit den Mitlebenden."

Wie lebhaft hatte Friedrich einst gewünscht, Reisen in das Ausland zu machen. Sein Vater hatte ihm den Wunsch versagt und hatte dem Vorschlag, ihn an der Seite einer britischen Gemahlin in Hannover residieren zu lassen, den gewichtigen Einwand entgegengestellt, daß den Kronprinzen der Aufenthalt in der Fremde seinen künftigen Unterthanen und ihren Anschauungen und den Bedürfnissen seines Staates entfremden würde. Genau aus demselben Grunde will nun Friedrich dem Thronerben nur das Reisen in der Heimat, keine Besuche im Ausland gestatten, wo der Prinz nur fremde Sitten annehmen werde: „Die Unterthanen wollen von ihrem Herrn, daß er die Sitten und Gebräuche des Landes habe, keine fremden Gewohnheiten."

Auch darin folgte Friedrich den Grundsätzen, die bei ihm selbst sich bewährt hatten, daß er den Thronfolgern ein Regiment anvertraut wissen wollte mit der Verantwortung eines gewöhnlichen Berufsoffiziers.

Eine Kritik des bei ihm zur Anwendung Gelangten enthält dagegen der Rat, den Zeitpunkt für die Vermählung eines Prinzen bis zum fünfundzwanzigsten oder sechsundzwanzigsten Jahre hinauszuschieben: „Die Begründung des Hausstandes, wenn kaum der erste Flaum ums Kinn sproßt, kann nur schlechte Ehen zu stande bringen." Mit schneidender Schärfe spricht Friedrich von der Zumutung, daß ein Sohn in dem Augenblick, wo der Vater es verlangt, verliebt werden soll, und zwar in das Wesen, welches jener ihm auswählt, und daß er

gegen alle übrigen Frauen so kalt bleiben soll, wie Greis Priamus gegen die schöne Helena.

Wir kommen damit auf den allgemeinsten Gegensatz zwischen der Pädagogik Friedrichs und der seines Vaters. Friedrich verlangt Anerkennung und Ausbildung der Individualität, Schonung der Eigentümlichkeit, Verzicht auf das stete Meistern und Dreinreden. Er hält diejenigen Eltern für schlechte Erzieher, welche aus ihrem Kinde einen vollendeten Menschen machen wollen: „Um seine Sitten zu vervollkommnen, tyrannisieren sie seine geringfügigsten Neigungen.“ Er stellt dem den Grundsatz entgegen: „Wenn der Knabe die Jagd, die Musik, den Tanz, das Spiel, was immer, liebt, so lasse man ihn seiner Vorliebe ungehindert nachgehen, bis er von selbst genug hat: so läßt man ihm das Vergnügen und nimmt ihm die Leidenschaft.“ Selbst der Leichtsinn, der von einer Schönen zur anderen flattert, scheint ihm weniger gefährlich, als die in Leidenschaft ausgeartete Liebe, die zur Abhängigkeit von einem und demselben Wesen wird. Er führt die blinde Unterwürfigkeit französischer Könige unter die Launen ihrer Mätressen als warnendes Beispiel an; alle Fehler Heinrichs IV. erklären sich ihm aus dieser Schwäche.

„So ist denn nichts wahrer, als das Sprichwort der Italiener, wonach die Fehler der Väter an den Kindern verloren sind; jeder muß sein eigenes Lehrgeld bezahlen.“

Friedrich Wilhelm hatte diese Wahrheit übersehen. Er hatte seinem Sohne das Lehrgeld zu ersparen gedacht, indem er nach seinem besten Wissen und seinen trefflichsten Erfahrungen gleichsam jeden Schritt und Tritt ihm vorzeichnete und seinen Bildungsgang just in den Geleisen einsetzen und fortlaufen lassen wollte, in denen er selbst von Jugend an einhergewandelt war. Es liegt eine eigentümliche Tragik darin, daß dieser König, der krasseste, unumschränkteste Selbstherrscher, der in die weitesten Kreise befehlerisch, keinen Widerspruch duldend, mit seiner rauhen Hand sich eindrängte, nun im engsten Bereiche, in seinen persönlichen Verhältnissen als Hausherr und Vater, die Grenzen seiner Allgewalt gewahr werden mußte. Er hatte 1730 dem Sohne den Willen gebrochen und hatte in

Küstrin bei dem ersten Wiedersehen nach der Katastrophe nicht unterlassen, den Gedemütigten an die Thatsache, daß er mit seinem harten Kopfe nicht durchgedrungen sei, nachdrücklich zu erinnern. „Ich habe eine Art Schiffbruch in meinem Leben erlitten," bekannte Friedrich später einem Freunde. Das heiße Blut der Jugend war zum erstenmal abgekühlt, der trotzige Knabe hatte gelernt und hat es für sein ganzes Leben nicht vergessen, daß der Eigensinn mitunter sich bescheiden und daß der Flug der Entwürfe in allzu großer Höhe sich senken muß. Das war eine dauernde Frucht der harten Erziehung, eine heilsame Wirkung jenes grausamen Eingreifens der Vaterstrenge. „Aber," so sagt Friedrich später, „alles, was die Erziehung leisten kann, ist eine Herabminderung der Gewaltsamkeit der Leidenschaften: den Charakter zu ändern, das vermag keine Macht der Welt." Vor dieser Schranke mußte auch Friedrich Wilhelm einhalten. Er begann innezuwerden, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, den andern nach seinem Bilde zu schaffen.

„Ich glaube nicht, daß es noch einmal ein solches Paar in der Welt gibt, wie diesen Vater und diesen Sohn," so hatte 1732 ein aufmerksamer Beobachter kopfschüttelnd geurteilt. Weder die Anlage noch die Bildung, weder die Neigung noch die Gewohnheiten stimmten zu einander. Schon im äußeren Auftreten zeigte sich die Verschiedenheit, schon in der Stimme, die bei dem Sohne wunderbar weich und klangvoll war und blieb, „wohltönend selbst beim Fluchen," während der Vater auch in der Unterhaltung den schnarrenden, näselnden Kommandoton anschlug. Und wenn der Gaumen des Königs die derbe Kost liebte, der des Kronprinzen die Speisen mit feiner Würzung, so war dies gleichsam sinnbildlich für die ganze Art beider. Die Eigenschaft, in der sie sich gleich waren, erleichterte das Verständnis und die Verträglichkeit am wenigsten: die Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit, das cholerische Temperament. Lebhaftigkeit und aufwallende Empfindlichkeit ist unser Familienfehler, hat nachmals eine der Töchter Friedrich Wilhelms gesagt. Brauste Friedrich auf, dann wurde man unwillkürlich an den Zorn seines Vaters erinnert: „es ist überraschend, wie er in

gewissen Augenblicken unserem Jupiter mit dem Donnerkeil gleicht," sagte der Kammerdirektor Hille in Küstrin schon von dem Neunzehnjährigen. Wo hüben und drüben so viel Zündstoff und so viel Reizbarkeit vorhanden war, da bedurfte es wahrlich acht Jahre hindurch viel guten Willens und großer Selbstbeherrschung von beiden Seiten.

Wir brauchen einer Diplomatie, die klatschsüchtig und boshaft sich ihre Nachrichten sogar von Köchen und Kammermohren zutragen ließ, nicht jedes Wort, das sie als angeblich von Friedrich Wilhelm gesprochen in ihren Depeschen verzeichnet hat, zu glauben. Mit Recht bemerkt 1740 einer der Unbefangeneren unter diesen Diplomaten, der französische Gesandte Valory: „Man ist geneigt, was er Unrecht thut, zu übertreiben, und man schweigt von dem, was er Gutes thut, oder schwächt doch das Verdienstliche so ab, daß nichts übrig bleibt. Die meisten in der Umgebung dieses Fürsten reizen ihn gegen jedermann auf und sind dann die ersten, in ihren Berichten die Vorgänge seines Privatlebens durch die gehässigsten Züge zu entstellen." Eine Nachprüfung des einzelnen ist fast ausgeschlossen. Oft erzählt ist der Vorgang, den Pöllnitz uns überliefert hat: Nach Neujahr 1740 vermochte der schwer leidende König noch einmal sein Tabakskollegium um sich zu versammeln; unerwartet erschien auch der Kronprinz, und die Anwesenden erhoben sich, gegen das strenge Gesetz der Tabagie, zu ehrfurchtsvollem Gruße. Ergrimmt ließ der König seinen Rollstuhl aus dem Zimmer schieben und sandte den Befehl zurück, daß die Gesellschaft, die der aufgehenden Sonne gehuldigt habe, auseinandergehen solle. Die innere psychologische Wahrscheinlichkeit ist ohne Frage für diese Erzählung. Die natürliche Reizbarkeit des schnell losbrausenden Königs war krankhaft gesteigert durch den zehrenden Gram über die Mißerfolge der auswärtigen Politik, durch schmerzhaftes körperliches Leiden, durch die düsteren Todesgedanken, die nach 1734 — er lebte seitdem nur noch „durch die Kunst der Aerzte" — nicht mehr von ihm wichen. Aber die versöhnte Grundstimmung gegen den Nachfolger, dem er so früh den Platz überlassen mußte, ging dem Dahinsiechenden in den dunkeln Stunden, die nur zu oft über ihn kamen, nicht

wieder verloren, und in dem Glauben an den echten Kern in einer Begabung, die er mehr ahnte als verstand, verzieh er dem Sohne dasjenige, was an der Vollkommenheit, wie Friedrich Wilhelm sie verstand, ihm fehlte. Die Zukunft der Finanzen vor allem und die Zukunft des Heeres glaubte er sicher gestellt. Sein Sohn, äußerte er, sei jetzt ein guter Wirt, und werde noch manchen enttäuschen, der da hoffe, daß der Nachfolger, im Reichtum sitzend, das Geld wegschmeißen werde. Und noch während seiner letzten Krankheit sagte er zu seiner Umgebung: es liege ihm nichts mehr am Leben, da er einen Sohn hinterlasse, der alle Fähigkeiten, gut zu regieren, besitze; „er hat mir versprochen, daß er die Armee beibehalten wird, und ich bin sicher, daß er mir sein Wort halten wird. Ich weiß, daß er die Truppen liebt und brav ist, er hat Verstand, alles wird gut gehen". War einst die Abneigung gegen das Waidwerk dem Kronprinzen als ein großes Verbrechen angerechnet worden, so hatte der König auch hierin sich still ergeben und schenkte nun seine „schönen Parforcehunde" wehmütig dem verständnisvolleren Dessauer, „weil ich in dieser Welt ausgejagt habe und mein ältester Sohn doch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird".

Ein Leben ging zur Rüste, köstlich durch Mühe und Arbeit und köstlicher durch Treue und Wahrhaftigkeit. Am 27. April 1740 ließ sich Friedrich Wilhelm aus dem Berliner Schlosse nach seiner geliebten Soldatenstadt überführen: „Leb wohl, Berlin," rief er, als man ihn in den Wagen hob, „in Potsdam will ich sterben." Vom 26. Mai, dem Himmelfahrtstage, datiert der letzte Brief, den er an den Kronprinzen richtete; er sprach die Hoffnung aus, den Sohn noch umarmen zu können, wenn derselbe zu Pfingsten ihn besuchen werde. Wohl gleichzeitig mit der Ankunft dieses Briefes brachte eine Staffette die Nachricht nach Rheinsberg, daß der Tod als unmittelbar bevorstehend anzusehen sei. Am 28. ließ sich der König in seinem Rollstuhl vor das Schloß fahren und besichtigte die Bauarbeit am Marstalle, eine große Menschenmenge umgab ihn; da sah er den Kronprinzen kommen und streckte ihm von weitem die offenen Arme entgegen. Der Prinz sank knieend an seine Brust, weinend lagen sich Vater und Sohn in den Armen.

Als der Kabinetsminister von Podewils um 4 Uhr nachmittags zum Könige befohlen wurde, fand er ihn mit dem Kronprinzen allein. In Gegenwart des Ministers begann Friedrich Wilhelm zu dem Sohne von der Lage des Staates, von den Aufgaben der Politik den fremden Mächten gegenüber zu sprechen. Er legte die Gründe dar, die ihn 1725 zum Abschluß des hannöverischen Bündnisses, 1728 zur Allianz mit dem Kaiser und letzthin zu dem geheimen Vertrage mit Frankreich bestimmt hätten. Er warnte den Sohn vor der unvariablen Maxime des Hauses Oesterreich, Preußen niederzuhalten, von der man in Wien nicht abgehen werde; er mahnte zur Vorsicht auch gegen Georg II., in welchem man stets zwei Personen, den König von England und den auf die brandenburgische Nachbarmacht eifersüchtigen Kurfürsten von Hannover unterscheiden müsse. Und wenn Frankreich dem Vertrage vom Vorjahre eine weitere Ausdehnung zu geben beantragt hatte, so riet der König seinem Nachfolger, ohne bestimmte weitere Zugeständnisse für das bergische Successionsrecht Preußens sich auf nichts einzulassen. Von Rußland werde man sich nie viel versprechen können, doch sei bei einem Kriege mit dieser Macht mehr zu verlieren als zu gewinnen. Nie möge der Nachfolger Allianzen schließen, die im Kriegsfalle durch Stellung von Hilfsvölkern seine Armee zersplittern würden, sonst könne es dahin kommen, daß Preußen nicht mehr bedeute, als ein Kleinfürst, wie der Herzog von Gotha oder Württemberg. Einen Krieg solle man nicht leichthin anfangen, weil man nicht allemal Meister sei, ihn zu endigen; sei aber nach reiflicher Ueberlegung und mit Gottes Beistand und Segen der Entschluß gefaßt, dann gelte es, die Macht zusammenzuhalten und die einmal ergriffene Partei mit Festigkeit zu behaupten.

Anderthalb Stunden hatte der König gesprochen, trotz seiner angstvollen Atmungsbeschwerden. Jetzt ließ er die Offiziere und Beamten, die gewöhnlich um ihn waren, wieder eintreten. „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade," so rief er ihnen zu, „daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben?" Bei diesen Worten erhob sich der Kronprinz von seinem Sessel, ergriff des Königs Hand und benetzte sie mit seinen Thränen. Der

Vater umschlang ihn, klammerte sich an seinen Hals fest und schluchzte. „Mein Gott," hörte man ihn sagen, „ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse."

Tags darauf, am Sonntage, ließ der König den Sarg von Eichenholz mit kupfernen Handhaben vor sich niedersetzen, in welchem er zur letzten Ruhe gebettet werden wollte, und händigte dem Kronprinzen die Verfügung ein: „Wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt, wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich nehmen"; denn wie er sein Lebenlang im großen wie im kleinen selbst regiert und reglementiert hatte, so mußte auch in seinem Tode alles streng nach seinem Sinne und Geschmack sein; „und sollen übrigens keine Façons mit mir gemacht oder vorgenommen werden."

Der König war, wie sein Sohn bezeugt, sehr ruhig, sehr ergeben geworden. In der Nacht auf den Dienstag, den 31. Mai, schickte er früh um 1 Uhr zu einem der Geistlichen, die beständig in der Nähe waren: „Ich habe mein Gedächtnis verloren," sagte er ihm, „ich habe alle meine Gebete vergessen." Als der Prediger ihn um 4 Uhr verließ, duldete es ihn nicht länger im Bette. Um 5 Uhr beschied er den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm, den Fürsten von Anhalt, Buddenbrock, Derschau, Hacke und seine anderen militärischen Gesellschafter, Pöllnitz, die Kabinetssekretäre, die Minister Boden und Podewils. Sie blieben stehend, der Kronprinz mußte sich niedersetzen. Des Königs Stimme war so schwach, daß er dem Adjutanten Bredow die Worte in das Ohr flüstern mußte. Er entsagte der Regierung und übertrug sie dem Kronprinzen zu voller Souveränetät: „so und solcher Gestalt, als wenn er selbst schon zehn Jahre Todes verblichen und der Kronprinz seit der ganzen Zeit im völligen Besitz der Regierung gewesen wäre." Podewils erhielt den Befehl, eine Abdankungsurkunde aufzusetzen. Es bedurfte derselben nicht mehr. Schon trat der Todeskampf ein. Zwischen den Ohnmachten fragte der Sterbende den Chirurgus von seinem Regiment, wie viel Augenblicke er noch zu leben habe, und ließ sich einen Spiegel reichen, um den Tod auf

seinem Antlitz erscheinen zu sehen. Nach 3 Uhr nachmittags hatte er ausgekämpft.

„Er starb," sagt sein Sohn, „mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundernswerte Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend, wie ein Arzt, und über den Tod triumphierend als ein Held." Und wenn das Denkmal, das Friedrich bald nach seiner Thronbesteigung in seiner brandenburgischen Geschichte dem Vater gesetzt hat, auch die häuslichen Kümmernisse dieses Fürsten mit einem Worte andeutet, so geschieht es, um Nachsicht zu erbitten für die Fehler der Kinder, ob den Tugenden eines solchen Vaters.

Auch von Friedrich Wilhelm I. gilt das Wort:

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.

Willig festgebannt in Friedrich Wilhelms Sphäre, ist sein großer Sohn, der mehr als andere mit ihm gerungen, nicht bloß der Nachfolger, sondern der Fortsetzer des Vaters geworden, in der Fülle blendender Genialität der Wurzeln seiner Kraft allzeit bewußt: „Wenn es wahr ist, daß wir den Schatten der Eiche, der uns umfängt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen ließ, so wird der Erdkreis darin einstimmen, daß in dieses Fürsten Leben voll Arbeit und in der Weisheit seines Waltens die Urquellen der Wohlfahrt zu erkennen sind, deren das Königshaus nach seinem Tode sich erfreut hat." So hoch der preußische Aar seit 1740 den Flug nahm, sein Horst blieb der Fels von Erz, auf den König Friedrich Wilhelm I. seinen Staat gegründet hat.

Als Friedrich lange nach seines Vaters Tod gegen Europa in den Waffen stand, haben zwei Bilder ihn in Träumen heimgesucht. Einmal erschien der Vater mit Bewaffneten vor ihm, um ihn packen und auf die Festung abführen zu lassen, und als er nach der Ursache fragte, so lautete die Antwort: Weil

du deinen Vater nicht genug liebst. Dann aber träumte ihm wieder, daß er mit dem Marschall Daun zu thun hatte, und plötzlich sah er sich nach Charlottenburg versetzt, und vor ihm stand sein Vater. „Habe ich mich gut gehalten?“ fragte er, und Friedrich Wilhelm antwortete: „Ja.“ — „Wohl, dann bin ich zufrieden, Euer Beifall gilt mir mehr, als der der ganzen Welt.“

Anhang.

Vorbemerkung. Die zahlreichen bei Lebzeiten Friedrichs des Großen erschienenen biographischen Darstellungen (vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde 1877) enthalten aus der Jugendzeit nur wenige Aeußerlichkeiten. D. Faßmann macht in seinem 1735 erschienenen Leben Friedrich Wilhelms I. einige vorsichtige Andeutungen über die Katastrophe von 1730: „Anfangs, bey dem gemachten Entwurff dieses Wercks, hatte ich mir vorgenommen, diese Sache gantz und gar mit Stillschweigen zu übergehen. Weil sich aber doch gantz gewiß Leute würden gefunden haben, die es an dem Wercke getadelt hätten, wann gantz und gar nichts davon gedacht worden wäre, habe ich die Begebenheit, so viel als geschehen, mit berühren wollen, der festen Zuversicht lebend, es werde mir desfalls an hohen Orten nichts ungnädig gedeutet werden, weil doch ein vor allemal gewiß, daß auch denen größten Monarchen nicht möglich fället, den Vorwitz derer Leute gäntzlich zu unterdrucken, sondern daß es vielmehr klug gehandelt ist, wann man demselben, gewissermassen, den freyen Lauff lässet" (S. 415). Auch die Masse der in den ersten Jahren nach 1786 erschienenen Beiträge brachte über die früheste Zeit nichts Erhebliches. Das aller Orten zerstreute gedruckte Material suchte J. D. E. Preuß (Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Bd. I. Berlin 1832) in möglichster Vollständigkeit zu sammeln und ergänzte es durch neue Mitteilungen, vor allen durch den wörtlichen Abdruck eines ganzen Volumens aus den in ihren übrigen Teilen nicht von ihm ausgebeuteten Küstriner Kommissionsakten (Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Bd. II. Berlin 1833, S. 149 ff.). Als vermehrte und berichtigte Bearbeitung der entsprechenden Abschnitte der „Lebensbeschreibung" veröffentlichte Preuß „Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung" (Berlin 1840). Ein sehr scharfes Urteil über die am Aeußerlichen haften gebliebene und bei allem Sammelfleiße zu wenig kritische Geschichtsschreibung des trotz dieser Schwächen treuverdienten Verfassers fällt G. H. A. Stenzel, Geschichte des Preußischen Staats IV, 404. Zwischen dem Erscheinen der ersten und der jüngeren Arbeit von Preuß erfolgten die Publikationen von

Fr. Förster („Friedrich Wilhelm I." 3 Bde. Potsdam 1834, 1835, nebst 2 Bänden „Urkundenbuch") mit unschätzbaren Mitteilungen aus dem Seckendorffschen Archiv zu Meuselwitz, und von Fr. v. Raumer „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchiv" (Bd. III, Leipzig 1839, S. 491—584). Demnächst durchmusterte Ranke für seine „Neun Bücher Preußischer Geschichte" (Berlin 1847) u. a. auch die Küstriner Kommissionsakten, ohne nach der Anlage seines Werkes detaillierte Mitteilungen aus denselben in dem seinem Vorgänger Preuß gestatteten Umfange oder auch nur die chronologische Einordnung der aus den Akten sich ergebenden Vorgänge zu beabsichtigen; die lediglich andeutende Art vieler seiner Mitteilungen hat seinen unmittelbaren Nachfolger in der Forschung, Thomas Carlyle, welcher archivalische Studien nur in London angestellt hat, hier und da zu einem Schmerzensschrei über „the vague inert state" dieser Nachrichten aus preußischen Akten veranlaßt. J. G. Droysen hatte in der „Geschichte der Preußischen Politik" (Teil IV, Abteilung 2—4) seiner Aufgabe nach keine Veranlassung, die auf die persönlichen Verhältnisse bezügliche archivalische Ueberlieferung einer erneuten Durchsicht zu unterziehen. Ebensowenig ist dies in meiner Skizze über Friedrich Wilhelm I. in der „Allgemeinen deutschen Biographie" Bd. VII (1877) geschehen. In der sorgfältigen Untersuchung aus dem Nachlaß des früh verstorbenen E. Bratuschek, „Die Erziehung Friedrichs des Großen", Berlin 1885, ist zu dem bekannten Material neues nur vereinzelt herangezogen worden.

Unter den für die vorstehende Darstellung benutzten Beständen des K. Hausarchivs und des K. Geheimen Staatsarchivs nenne ich in erster Linie die sehr umfangreichen Untersuchungsakten von 1730, Teile der Kabinetskanzlei König Friedrich Wilhelms I. und den Nachlaß des Feldmarschalls von Grumbkow, darunter die noch ungedruckten Teile seines Briefwechsels mit dem Kronprinzen und mit dem Küstriner Kammerdirektor Hille; aus letzterem waren bisher nur die wenigen Stücke bekannt, die Förster in Meuselwitz fand. Die Durchblätterung der Berichte der preußischen Gesandten aus dem Jahre 1730 bot als Ausbeute u. a. einige wie mir scheint nicht unwichtige Marginalien des Königs. Von besonderem Werte war mir auch der Abschnitt über die Erziehung eines Prinzen in dem Testament politique von 1752 wegen der dadurch ermöglichten Vergleichung der Erziehungsgrundsätze Friedrichs mit denen seines Vaters. —

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1886) wurde unserer Kenntnis neues urkundliches Material vermittelt, 1. aus dem Archiv des Auswärtigen Ministeriums zu Paris in den hervorragenden Werken von Ernest Lavisse (La Jeunesse du grand Frédéric Paris 1891; Le grand Frédéric avant l'avènement, Paris 1893); 2. aus dem Public Record Office zu London und dem k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien durch Wilhelm Oncken in drei Aufsätzen der Zeitschrift „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" (Leipzig 1888 ff.; im folgenden citiert: FBPG), Bd. VII,

VIII und IX. Ebenda Bd. IV habe ich das eigenhändige Tagebuch des Kronprinzen aus dem Feldzug von 1734 veröffentlicht. Eine vollständige Ausgabe des Briefwechsels mit Grumbkow, einschließlich der früher in den Œuvres de Frédéric le Grand (citiert: Œ.) Bd. XVI und bei M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III., Leipzig 1876, veröffentlichten Stücke, habe ich in den „Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven" (citiert: Publ.) Bd. LXXII, Leipzig 1898, vorgelegt.

Zum ersten Kapitel.

(Seite 1.) **Geburt, Taufe und erstes Lebensjahr:** Friedrich I. an den Geh. Etatsrat Marschall von Biberstein, 30. Jan. Miscellaneen zur Geschichte Friedrichs des Großen, Berlin 1878, S. 435. Andere Briefe des Königs über seinen Enkel: Neues allgem. Archiv für Geschichtskunde des Preußischen Staates III 358 und daraus wiederholt bei Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden S. 379. Die Herzogin Elisabeth Charlotte schreibt an die Kurfürstin Sophie von Hannover, 14. Febr. 1712: „Die cron printzess (von Preußen) ist nicht lang In Kinds-Nohten gewesen, 3 stundt und Eine halbe man, kan ja nicht weniger sein" (bei Ranke, Sämmtl. Werke XIII 291). Daß der Prinz in der That nur den Namen Friedrich erhielt, kann keinem Zweifel unterliegen. Zu den von Preuß (Neues allgem. Archiv a. a. O. 83) zusammengestellten Beweisen (Inschriften auf dem Sargdeckel Friedrichs I. und auf der jetzt im Hohenzollernmuseum befindlichen Kapsel) tritt noch ein Zeugnis aus Berlin vom Tauftage selbst: Bericht des mecklenburgisch-schwerinschen Agenten Burmeister, 31. Jan.: „Heute Nachmittag umb 3 Uhr ist der Taufactus des jungen Printzen von Preußen und Oranien in der Hofkapelle mit den gewöhnlichen Solemnitäten vollenzogen und ihm der Name Friedrich beygeleget worden" (Abschrift aus dem Schweriner Archiv; aus dem Nachlaß von Preuß durch Herrn Dr. Jonas in Berlin mir freundlichst mitgeteilt). Daß ein Schreiben des Kaisers von 1731 die Aufschrift „Jhro Liebden Carl Friedrich Cronprinzen von Preußen u. s. w." enthält (Ranke S. W. XXVII—XXVIII 78), kann nicht entscheidend sein und wird darauf zurückgehen, daß ein Teil der gleichzeitigen Zeitschriften, wie die Europ. Fama, und infolgedessen auch genealogische Handbücher die Namen Karl Friedrich angaben. Eine Denkmünze von 1712 (vgl. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine XXVI 1 ff.) hat ebenso falsch die Namen Friedrich Wilhelm. — Hoffest am 24. Jan. 1713: Förster I 160. Die Waffen an der Wiege des Kronprinzen: Œ. X 221.

(Seite 2.) **Bürgerlicher Charakter des Königlichen Haushaltes:** Aubertin, L'esprit public au XVIIIe siècle, 2. éd. p. 55 (über Ludwig XV); Loen, Ges. kleine Schriften I 3, 27; G. Franckes Tagebuch bei Kramer,

Neue Beiträge zur Gesch. A. H. Franckes S. 166; Faßmann S. 927; Fr. von Raumer, Beiträge zur neueren Gesch. II 435; Cosmar und Klaproth, Der Geheime Staatsrat 223. Interessante geschriebene Zeitungen aus Berlin von 1714—17 und 1735, in denen der Kronprinz wiederholt erwähnt wird, hat E. Friedlaender in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins Heft XXXVIII veröffentlicht.

(Seite 3.) **Duhan:** Vgl. den Eloge Œ. VII 10 und dazu Bratuscheck S. 109. In der noch ungedruckten Bestallung vom 31. Januar 1716 (Konzept in deutscher Sprache) heißt es u. A.: Der Informator soll „ihm die Landkarten weisen und die Historien von hundert Jahren her, weiter aber nicht, wie auch die biblischen Historien und absonderlich das Rechnen beibringen". — „Mit der lateinischen Sprache hat er anzustehen und selbige nicht zu tractieren." Vgl. zum Verbot des Lateinischen das Tagebuch Heinrichs de Catt (Publ. XXII 350) und Büsching, Charakter Friedrichs II., 2. Ausgabe S. 33.

(Seite 3.) **Hilmar Curas:** Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II., Berlin 1787, IV 24 und Bratuscheck 110. Die Landesbibliothek zu Kassel bewahrt ein Schreibheft des fünfjährigen Prinzen, „angefangen am 31. März 1717"; ab und zu sind die kalligraphischen Uebungen durch eine Randzeichnung unterbrochen. Vgl. schon die Notiz in den Halberstädter gemeinnützigen Blättern 1786, II 253.

(Seite 4.) **Frau von Rocoulle:** „Patente pour la gouvernante auprès du prince et les princesses royales, Madame Marte du Val de Roccouls" d. d. Berlin 2. Mai 1714 (Konzept von Wilhelm Heinrich Thulemeier). Der Erzieherin lag auch die Erteilung des ersten Religionsunterrichts ob; bei etwas vorgerücktem Alter sollte mit regelmäßigem Lesen in der Bibel begonnen werden. Im Verhinderungsfall soll für Frau von Rocoulle ihre Tochter aus erster Ehe, Marte du Maz de Montbail, um die Kinder sein.

(Seite 4.) **Die Militärgouverneure:** Finckenstein, C. F. Pauli, Leben großer Helden VIII 255 f. Verhör Finckensteins vom 18. Nov. 1730. Kalckstein ist nicht der Sohn des 1672 hingerichteten Christian Ludwig, wie Berenhorst (Nachlaß I 139) angibt, sondern dessen Neffe, Sohn des Christoph Albrecht von Kalckstein. Daß er „wohl die meiste Arbeit mit dem Kronprinzen gehabt", sagt Kalckstein in einem Verhör vom 8. Dez. 1730. Vgl. auch Manteuffel bei Tröger, Aus den Anfängen der Reg. Fr. d. Gr., Programm der Landwirtschaftsschule zu Liegnitz 1901, S. 40; Polit. Correspondenz XXVI 338. Œ. X 263.

(Seite 5.) **Instruktion für die Erzieher**, Berlin 13. August 1718: gedruckt bei Fr. Cramer, Zur Gesch. Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., 3. Aufl., Leipzig 1835 (aus dem Nachlaß von Kalckstein; der Aktenfaszikel, nach welchem der Druck erfolgte, befindet sich jetzt im Geh. Staatsarchiv). Das Verhältnis zu der Instruktion von 1695 hat zuerst Fr. Förster (Friedrich Wilhelm I. I 77, 354) festgestellt; über die Verwandtschaft der letzteren mit Leibniz' „Plan zur Erziehung eines Prinzen" von 1693 vgl.

Bratuscheck S. 3 ff.; doch darf wohl aus dem S. 107 angeführten Leibnizischen Briefe von 1696 eine direkte Einwirkung von Leibniz auf die Abfassung der Instruktion noch nicht gefolgert werden; es wäre auffallend, wenn die Erzieher davon nichts erfahren hätten. — Die Kabinetsordre an den Kriegsrat von Ilgen wegen der 150 deutschen Kanzleibriefe ist vom 9. Januar 1722. — Ueber Rentzell vgl. Preuß, Jugend 15. — Duhans Abriß der Brandenburgischen Geschichte: Miscellaneen 235. 367. Rankes ungünstiges Urteil über Duhan geht auf einen Brief Hilles an Grumbkow vom 18. Dez. 1730 zurück.

(Seite 6. 7.) **Zusatzinstruktionen:** 1) „Reglement, wie mein ältester Sohn Friedrich seine Stunden (nicht Studien) zu Wusterhausen halten soll," 3. Sept. 1725 (nicht 1721, wie in dem Abdruck bei Cramer 21). Vgl. Bratuscheck 23. 24. Außer der Ausfertigung lagen mir vier Entwürfe vor: A.: „Reglemang wie mein elsteßer Sohn Friderich soll in Wusterhaussen und Postdam seine stunden halten," von der Hand des Königs; B.: Abschrift von A. von der Hand des Kabinetsrats Boden mit eigenhändigen Korrekturen des Königs; C.: Das vom König unterzeichnete Konzept, Abschrift von B. mit dem eigenhändigen Zusatz „zu Wusterhaussen" in der Ueberschrift (statt des „zu W. und P." in A. und B.). — 2) „Instruccion wie mein sohn Friderich seine stunden halten soll in Postdam" im eigenhändigen Entwurf des Königs und drei Abschriften. In der letzteren Instruktion die Vorschrift, daß bei dem Unterricht in Geographie und Moral Kalckstein „das beste thun" soll.

(Seite 7. 8.) **Erste Anzeichen eines Mißverhältnisses:** Stolz und Neigung zu Depensen: Cramer 36; vgl. Förster U.-B. II 43. — Besuch bei Grumbkow 1724: v. Weber, Aus vier Jahrhunderten N. F. I 104. — Reisen: Förster U.-B. II 43. — Nach Kleve 1726: Hallers Tagebücher, herausg. von L. Hirzel, Leipzig 1883, S. 64.

(Seite 10.) **Religionsunterricht und Einsegnung 1727:** Cramer 25. 32. Kramer, Neue Beiträge 159. 176. — Verschreibung für Duhan: Œuvres XVII 269. — Ueber Senning vgl. Graf E. zur Lippe in den Neuen Milit. Blättern Bd. II, 1873.

(Seite 10—11.) **Wusterhausen 1727:** v. Borcke: Briefe Friedrichs des Großen und seiner Brüder aus der Zeit von 1727—1762 an die Gebrüder Friedrich Wilhelm und Friedrich Ludwig Felix von Borcke, Potsdam 1881, S. 12. G. A. Franckes Tagebuch bei Kramer, Neue Beiträge 161—186. Sieben Tage (4.—11. Sept. 1727) am Hofe Friedrich Wilhelms I. (Tagebuch des Prof. Freylinghausen, herausg. von Krieger), Berlin 1900.

(Seite 12—14.) **Königin Sophie Dorothea:** G. Francke a. a. O.; Manteuffel 1718 bei Droysen, IV, 2, 230; Seckendorff bei Förster, III 111; Büsching, Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, I 156; Thiebault, Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin II 43 (2. Aufl.); Journal de Seckendorff 145: Œ. XIV 43; XXVI 586. — Ueber ihr Verhältnis zu den Töchtern vgl. die Mitteilungen aus den Briefen der Prin-

zessin Luise Ulrike, Zeitschrift für Preuß. Gesch. XVIII 13 ff. — zu der Prinzessin Wilhelmine: vgl. außer Wilhelminens Memoiren Œ. XXVII, a 31. 48; Journal de Seckendorff 69. — Die von Carlyle (Buch V, Kap. 1 und 8) sehr stimmungsvoll verwerteten Bruchstücke aus der Korrespondenz zwischen Sophie Dorothea und ihrer Mutter, der Prinzessin von Ahlden, aus den Memoirs of Sophia Dorothea, consort of George I (London 1845) haben, da eine litterarische Mystifikation vorliegt (vgl. A. Köcher in der historischen Zeitschrift XLVIII 27), unberücksichtigt zu bleiben. Doch sagt auch Seckendorff (Bericht vom 18. Nov. 1726, Förster U.-B. II 186), daß die Königin „dem Vernehmen nach allzeit viel Liebe, Respect und Devotion vor Dero Frau Mutter gehabt".

(Seite 15.) **Projekt der englischen Heirat** 1725—1727: Droysen IV, 2, 381. 445. 446.

(Seite 15. 16.) **Seckendorff**, vgl. in seinen Berichten vor allem die Stellen bei Förster U.-B. II 75. 77. 86. 121. 138. 172. 190. 197; III 144. 232. 233. 351. 356. 375. 377. 378. — Seine Intrigue gegen das englische Heiratsprojekt: Förster II, U.-B. 138; Droysen IV, 2, 421; IV 3, 88. Als laide et couperosée bezeichnet die Prinzessin Wilhelmine auch ihren Vater: Lavisse I 214.

(Seite 17.) **Seckendorff gegen die Königin und die weibliche Partei:** Förster III 204. 339. 347. 351. — Kameke, Wartensleben, Schulenburg, Arnim: Bericht des dänischen Gesandten Prätorius, 8. Juni 1740, in der Neuen Berlinischen Monatsschrift XI 99 (1804). — Finckenstein: Bericht Seckendorffs, 22. Jan. 1727, bei Förster III 339. — Kalckstein: Bericht du Bourgays, 10. Dez. 1729, bei Carlyle Buch VI, Kap. 8. — Cnyphausen: Berichte Seckendorffs bei Förster U.-B. II 80. 121. 173; III 337; Bericht Suhms, 7. Dez. 1728 bei Droysen IV, 2, 87; Thulemeier an Grumbkow, Dez. 1729, ebend. Der sächsische Minister Graf Hoym, der Cnyphausen von Paris her kannte, fragte 1730 im Radewitzer Lager den Leutnant von Katte, ob Cnyphausen noch so sehr commode und noch von solcher phlegmatischen Complexion sei. (Kattes Species Facti vom 31. August 1730.) — Ilgen: Förster U.-B. II 173; III 362. 368. 375. 409. 421. — Warnungen der Königin: vgl. Seckendorffs Berichte bei Förster III 349. 350. 409. 414. — Bremen und Verden als Aequivalent für Berg: Karl VI. an Seckendorff, 22. Jan. 1727, Förster III 331.

(Seite 18. 19.) **Erneute Anfrage an England**, Okt. 1728: Droysen IV, 3, 30 (nach du Bourgays Bericht vom 5. Okt. 1728, bei Carlyle Buch VI, Kap. 4).

(Seite 19.) **Der Kronprinz als Werkzeug der Mutter:** Seckendorff bei Förster III 339. 375. Berichte Rothenburgs von 1726 und 1727 bei Lavisse I 172 ff.

(Seite 19. 20.) **Prinzessin Wilhelmine**: Seckendorff bei Förster III 232. 339; Raumer III 492; Francke a. a. O. 182. 186. Tagebuch Heinrichs de Catt, Nov. 1759, S. 404. — Ueber den Beginn des musikalischen Unter-

richts durch Quantz und Weiß vgl. die Berichte Suhms bei Ranke 87. — Principe und Principessa: Œuvres XXVII a 3. Vgl. jetzt den schönen Aufsatz von R. Fester über Wilhelmine (Deutsche Rundschau 1901, Okt.).

(Seite 21.) **Aeußerungen der Unzufriedenheit des Königs**: an Leopold von Dessau, 4. April 1727, Zeitschrift für Preuß. Gesch. und Landeskunde IX 470. — Befehl an die vier Offiziere: Borcke S. 10 (Brief des F. L. F. v. Borcke vom 27. Dez. 1727).

(Seite 22.) **Besuch in Dresden** 1728: Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 473. Mémoires de la margrave de Baireuth (1845) I 99. Vgl. Krauske, FBPG. IX 589. Journal über die Anwesenheit des Königs von Preußen zu Dresden 1728 von Graf Jakob Heinrich v. Flemming, her. von Aster (Dresdner Geschichtsblätter 1899 Nr. 1). Als der beim Grafen Flemming einquartierte Kronprinz in der Nacht auf den 18. Januar während des großen Brandes im Wackerbarthschen Palast gefragt wurde, ob er nicht aufstehen wollte, antwortete er: „Warum? Ich kann das Feuer nicht löschen," und schlief weiter.

(Seite 23.) **Krankheit des Kronprinzen:** Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 474. 475.

(Seite 23.) **Gegenbesuch des sächsischen Hofes** (26. Mai bis 17. Juni): Daß der Kronprinz ein Bild der Gräfin Orczelska haben wollte, hat Katte in dem Verhör vom 28. August 1730 ausgesagt.

(Seite 23.) **Reise des Königs nach Preußen**: Kalckstein erhielt für die Beaufsichtigung des Kronprinzen am 16. Juni 1728 eine Instruktion, nach welcher der Kronprinz jeden Vormittag zwei Stunden von Senning in der Ingenieurkunst unterrichtet werden sollte; die Mittagsstunde war 12 Uhr; zu der Tafel, bei der Kalckstein, Senning und der Oberküchenmeister Holwedel zugegen waren, durfte der Kronprinz sechs Gäste nach freier Wahl einladen. Eine halbe Stunde nach dem Essen begann einstündiger Fechtunterricht; darauf bis 4 Uhr wieder Unterricht bei Senning. „Nach 4 Uhr kann er sich divertiren, so gut er will, doch soll er nichts thun, was wider Gottes und Sr. Königl. Maj. Gebot ist. Er kann also schießen, hetzen, jagen, was er will, doch soll der Obriste v. Kalckstein allzeit dabei sein, auch soll er keine Nacht außer Potsdam schlafen. Wenn er auch des Mittags oder Abends zu Gaste gehen will, soll ihm dieses ebenfalls freistehen." Nach der Retraite sollte er sofort zu Bette gehen.

(Seite 23—25.) **Aufenthalt in Wusterhausen 1728**: Auf das Gespräch auf dem Platz vor der Kirche beruft sich Kalckstein in dem Verhör vom 23. Nov. 1730. — Drei Briefe an Borcke bei Borcke S. 14—18. — Der Brief an den Vater nebst der Antwort: Cramer S. 33; Œ. XXVII c 9. 10. An Kalckstein schrieb der König gleichzeitig: „Der Oberst von Kalckst. soll dießes an sein untergehben vor lehsen wofern er es nit lessen kan." (Geh. Staatsarchiv.) In dem Vorwurfe, daß der Prinz „mit keinem Menschen spricht, als mit welche" ist das „welche" ein bekannter Provinzialismus für einige, gewisse. — Ueber die Hubertusfeier Suhms Be-

richte, 20. 21. Okt., bei Droysen IV, 4, 398—401. Vgl. noch Faßmann 886: „Binden sich Jhro Majestät eben nicht an den Tag Huberti, wie er auf den 3. Novembris im Calender gesetzet ist, sondern Sie celebriren dieses Fest, wan es Ihnen gefällig ist, die Herbstlust in Wusterhausen zu endigen."

(Seite 26.) **Instruktion für Rochow** 17. März 1729: Das Original von Bodens Hand, nach dem Diktat des Königs, mit eigenhändigen Einschiebungen; vgl. Friedrich Wilhelm an Leopold von Dessau, 31. März, Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 478. Friedr. Wilh. von Rochow geb. 1689. Die Entlassung für Finckenstein und Kalckstein datiert vom 28. März 1729 (Geh. Staatsarchiv).

(Seite 27.) **Rechnungsführung und Schulden des Kronprinzen:** Aussage Kalcksteins, 4. Sept. 1730: Fast vor vier Jahren habe der König dem Prinzen das Geld, wovon er seine Leute bezahlen und seine Sachen unterhalten sollte, in Potsdam übergeben, mit der Ordre, daß der Kronprinz selbst seine Rechnung führen und Sr. Maj. übergeben sollte. Vgl. noch Dohm, Denkwürdigkeiten V 520. 2000 Thaler für Noten: Mitteilungen des Dresdner Geschichtsvereins 1899, Nr. 1, S. 142. — Am 14. Juli 1729 hat der Kronprinz einen Wechsel für Vernezobre über 6500 Thaler ausgestellt. Weiteres bei Preuß, Fr. d. Gr. I 38; Förster III 51 und jetzt Granier, Die kronprinzlichen Schulden Fr. d. Gr., FBPG VIII 220. — Die im Text angeführten Worte Friedrich Wilhelms aus den von dem Könige diktierten „Inquisitionalfragen an Inquisito Friderich" (von Eichels Hand); der König nennt die Kabinetssekretäre Boden und Schumacher als seine Zeugen.

(Seite 27—31.) **Gestaltung des Verhältnisses zu dem Könige:** Die Kritik der Regierungshandlungen seitens des Kronprinzen rügt nach der Katastrophe ein Brief des Königs vom 21. Nov. 1730. Vgl. dazu die Strafrede Förster III 50. — Absalom: Publ. aus den Staatsarchiven LXXII 5. Vgl. Rothenburg bei Lavisse I 172. — „Eifersucht": Dubourgays Bericht, 1. Jan. 1729 bei Carlyle Buch VI, Kap. 4; Guy Dickens' Bericht, 30. Sept. 1730 bei Raumer III 541. — Quantz' Erzählung bei Nicolai Anekdoten VI 147 (2. Aufl.). — Abneigung gegen die Jagd: Friedrich an Borcke, 3. Sept. 1728, a. a. O. S. 14 (vgl. dazu oben S. 214; Œ. VIII, 225; XV 101; XVI 140. 154; XXIII 213); Brief des Königs vom 28. Aug. 1731, Œ. XXVII c. 19; Catts Tagebuch, 27. Juli 1759, Publ. XXII 392. Förster III 71. Ein eingehender Jagdbericht des Kronprinzen an den alten Dessauer vom 19. Nov. 1728: FBPG. VII 53. — Friedrich über das Tabakskollegium: an Borcke 5. Sept. 1728, a. a. O. S. 16; vgl. Œ. XVI 83. 157.

(Seite 29—31.) **Aeußerungen des Königs über die Erziehung:** Zumeist nach Friedrich Wilhelms Mitteilungen an den Auditeur Mylius vom 4. Sept. bezw. 22. Okt. 1730; dazu das Schreiben an Anhalt, Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 593 und Angaben des Kronprinzen über frühere Aeußerungen des Vaters aus dem Verhör vom 2. Sept. 1730. In den

Memoiren der Markgräfin von Baireuth I 230 (Braunschw. Ausg.) findet sich die stärkste der Aeußerungen, die der Prinz im Verhör anführt, in abgeschwächter Form. Nach der Mobilmachung von 1729, während welcher der Kronprinz mit dem Potsdamer Regiment ausrückte, berichtet Suhm, 10. September 1729: „Sa Majesté a témoigné être très satisfaite de la conduite de ce jeune prince ... il a fait voir toute l'exactitude et la vigilance qu'on a pu demander à un officier consommé." Droysen IV, 3, 72. Vgl. noch die Berichte Dubourgays vom 30. Juli und 10. Dez. 1729 bei Carlyle Buch VI, Kap. 6. 8. Die Warnung an Rochow am Neujahrstage aus Rochows Verhör, 1. Sept. 1730.

Zum zweiten Kapitel.

(Seite 32. 33.) **Konflikt mit Hannover und seine Beilegung**: Droysen III 2 56 ff. — Les dix lépreux de l'Évangile aus einem Briefe Thulemeiers an Grumbkow vom 19. Oktober 1729 im Geh. Staatsarchiv.

(Seite 33—35.) **Wiederaufnahme der Heiratsverhandlungen und Sendung Hothams**: Das Schreiben Sophie Dorotheens an Karoline von England vom 17. Dez. n. St. 1729, jetzt (in deutscher Uebersetzung) durch Oncken veröffentlicht, FBPG. VII 379. Vgl. Friedrich Wilhelm an Knyphausen, 5. April (bei Droysen IV, 3, 90, Anm. 1): „Von der doublen Mariage höre nicht, steht auch nicht in dem Briefe von meiner Frau." — Hoftafel in Charlottenburg 4. April (das Datum zuerst richtig bei Lavisse I 213) 1730: vgl. Oncken FBPG. VII 383 ff. — Ueber des Königs Bedenken vgl. die Mitteilungen aus seiner eigenhändigen Denkschrift bei Droysen IV, 3, 89; vgl. ebendaselbst S. 42, Anm. 3. — Projekt der hannöverischen Statthalterschaft: Bericht Hothams, 12. April, Erlaß Townshends, 27. April; Bericht Hothams, 13. Mai (mit der preußischen Antwort auf das Anbringen vom 4. Mai); Bericht Seckendorffs vom 11. Mai bei Oncken FBPG. VII 388 ff. Den Schlußfolgerungen auf den „eigentlichen Zweck" der Sendung Hothams, die Oncken aus seinem Material zieht, kann ich mich nicht anschließen. — Kabinetsordre an Borcke vom 12. Mai bei Droysen IV 3 96; Erlaß an Reichenbach, 13. Mai. — Meerkatze: Hohenzollern-Jahrbuch 1897, S. 89.

(Seite 35. 36.) **Verhandlungen des Kronprinzen mit den Engländern**: Schriftliche Zusage während des Winters: erwähnt und erneuert in dem undatierten Briefe an Hotham bei Raumer III 513 (Beilage zu Hothams Bericht vom 27. Mai), denunziert durch Reichenbach an Grumbkow, 14. April, bei Carlyle Buch VII, Kap. 2; Grumbkows Antwort, 29. April ebend. Vgl. oben S. 88. — Versprochene Rückzahlung der Hofhaltungskosten: Townshend an Hotham, 27. April, bei Carlyle a. a. O.; Bericht Hothams, 6. Mai, bei Raumer III 508. Vgl. jetzt auch Oncken a. a. O.

(Seite 36. 37.) **Erste Eröffnungen des Kronprinzen an Katte im Mühlberger Lager:** Das Persönliche über Katte zumeist nach dessen eigenen Angaben in den Verhören des Augusts und Septembers 1730 und in den beiden von ihm aufgesetzten „Species Facti" vom 28. und 31. August 1730. Katte ist am 21. Febr. 1704 zu Berlin geboren. Vgl. die biographischen Notizen bei Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg II 339 (3. Aufl.), wozu aus den Akten nachgetragen werden kann, daß Katte von Anfang an bei den Gendarmen diente. — Von einem früheren, in den November 1729 fallenden Fluchtplan, dessen Mitwisser der ältere Keith gewesen sei, spricht der Kronprinz in dem Verhör zu Wesel am 12. Aug., ebenso wie von der Bestellung eines Wagens in Leipzig durch Spaen. Ueber Keiths Versetzung nach Wesel vgl. die bei Ranke S. 106 citierte Aussage des Kammerdieners Gummersbach (Verhör vom 2. Sept. 1730). Der englische Resident Dubourgay vermutet schon am 9. Aug. 1729 (bei Carlyle Buch VI, Kap. 6), der Franzose Rothenburg schon im Juli 1728 (Lavisse I 209), daß der Kronprinz zu fliehen beabsichtige. — In der „Species Facti" vom 28. Aug. 1730 unterscheidet Katte drei Gespräche mit dem Prinzen: abends in Coßdorf; drei bis vier Tage nach der Ankunft im Lager; tags darauf beim Exerzieren. Katte lag in Riesa, die Prachtzelte des Königs und des Kronprinzen waren bei Radewitz. Ueber alle Aeußerlichkeiten vgl. die u. a. in der Heldengeschichte Friedrichs des Andern I 171 abgedruckte offizielle Beschreibung. Der Begegnung mit Kaunitz hat Friedrich an der Tafel zu Sanssouci gegen Lucchesini gedacht (Gespräche Friedrichs des Großen, übersetzt von Fr. Bischoff, Leipzig 1885, S. 237).

(Seite 38. 39.) **Verhandlungen des Königs und des Kronprinzen mit England im sächsischen Lager:** Mémoire du chevalier Hotham (praes. 14. Juni 1730, Geh. Staatsarchiv) auf Grund der dem Gesandten unter dem 22. Mai a. St. (Oncken a. a. O. IX 25) zugegangenen Weisungen. Dem bei Raumer III 512 und Droysen IV 3 99 Analysierten folgen die Worte: „Pour ce qui est du stadhouderat qu'on a proposé pour celle des Princesses laquelle le Prince Royal de Prusse prendroit en mariage, cette offre n'a été faite qu'uniquement comme une chose qu'on croyoit pouvoir être agréable au Roi de Prusse, et, Sa Majesté l'ayant rejetée, le Roi n'y pensera plus, mais il consentira volontiers à ce qu'ils demeurent à Berlin." Die preußische Antwort liegt mir in einem Schriftstück mit dem Rubrum „dem Chevalier Hotham zugeschickt 16. Juni 1730" abschriftlich vor. — Die Botschaft des Kronprinzen bei Raumer III 516; Carlyle Buch VII, Kap. 3; Oncken a. a. O. IX 50.

(Seite 39.) **Neue Scenen zwischen Vater und Sohn:** Zumeist nach den Aussagen Rochows im Verhör vom 1. Sept. und des Kronprinzen in den Verhören vom 2. Sept. und 11. Okt. Den Aussagen des Prinzen, welche sich auf den Vater beziehen, darf unbedingt Glauben beigemessen werden, weil während des Prozesses die Verhörsprotokolle sämtlich dem

König vorgelegt wurden, der Unrichtigkeiten oder Uebertreibungen zurückgewiesen haben würde.

(Seite 40.) **Neue Aufforderungen an Katte:** Daß dieselben in die Zeit nach Abgang von Guy Dickens fallen, ergeben die Aussagen Kattes vom 28. Aug.; ebenso gesteht Katte, daß Rochow und der Oberst von Pannewitz ihn gewarnt. — Hoyms Aeußerung wird von Katte in der Verhandlung desselben Tages erwähnt, Löwenörs Warnung von dem Kronprinzen im Verhör vom 2. Sept. Ueber Hoym ein sehr freundliches Urteil Friedrichs in dem Briefe an Manteuffel vom 29. April 1736 (nach Hoyms Selbstmord), Œ. XXV 460 und an Grumbkow vom 28. April 1736, Publ. LXXII 128. Vgl. noch Förster III 8. 12; Informatio ex actis bei Preuß, Jugend, S. 87.

(Seite 41.) **König Augusts Verwendung zu Lichtenberg:** Aussage des Kronprinzen, 2. Sept. 1730. Friedrich an Grumbkow, 25. Jan. 1733. Publ. LXXII 92.

(Seite 41. 42.) **Fortführung der britischen Heiratsverhandlung in Berlin:** Hothams Audienz am 9. Juli: die schriftliche Deklaration Friedrich Wilhelms von diesem Tage im Auszuge bei Ranke S. 103, Anm. 1; über diese Audienz und die vom 10. Juli: Grumbkow an Reichenbach 15. Juli bei Droysen IV, 3, 100; an Seckendorff 10. und 12. (nicht „11.") Juli bei Oncken a. a. O. IX 33. 34. 38. 40—43 und Seckendorffs Angaben ebend. 36—38. 42—44. — Aus den in London geöffneten Grumbkow-Reichenbachschen Briefen reichliche Mitteilungen bei Carlyle, Buch VII, Kap. 2. Der Uebersetzer (Bd II, 163 der Volksausgabe) bemerkt gegen Ranke mit Recht, daß der am 10. Juli produzierte Brief nicht, wie Grumbkow nachher versicherte, von ihm nur deshalb geschrieben sein kann, um aufgefangen und gelesen zu werden. — Audienz Hothams vom 10. Juli und Abreise: Bericht Hothams vom 11. Juli (bei Carlyle Buch VII, Kap. 4, Oncken a. a. O. IX 31. 38—40) aus dem sich ergibt, daß Hotham die nachherige Einladung sehr wohl „zu seines Königs Wissenschaft" (vgl. Droysen IV, 2, 102, Anm. 2) gebracht hat. Am 22. Aug. berichtet Graf Degenfeld, Reichenbachs Nachfolger, aus London, man sage ihm, der König von England „würde schon zufrieden sein, wenn ich nur von Ew. Königl. Majestät Ordre hätte, dem König in England das zu wiederholen, was der General v. Borck Namens Dero dem Chevalier Hotham zu Berlin bereits declariret". Eine dementsprechende Weisung erhält Degenfeld am 5. Sept. (St.A.)

(Seite 43. 44.) **Verhandlungen des Kronprinzen mit Hotham und Guy Dickens:** Des letzteren Instruktion bei Carlyle Buch VII, Kap. 4; dazu die Aussagen Kattes am 27. Aug. und 9. Sept., auch die Informatio ex actis bei Preuß S. 89. Die Chronologie der Vorgänge in der ersten Hälfte des Juli bedurfte einer eingehenden Untersuchung. Der Tag der Wiederankunft von Guy Dickens wird nicht direkt bezeugt; da aber die aus England von ihm mitgebrachten Depeschen (Oncken a. a. O. IX 29) vom 20. Juni a. St. = 1. Juli n. St. datieren, so kann er erst unmittelbar vor dem 9. Juli, an welchem

Hotham behufs Ausrichtung der von jenem mitgebrachten Aufträge seine Audienz hatte, in Berlin angelangt sein (wird bestätigt durch die Mitteilung von Oncken a. a. O. IX 29: 8. Juli). Daß der Kronprinz sein Gespräch mit Guy Dickens unter dem Schloßportal an demselben 9. Juli gehabt hat, scheint mir schon aus dem inneren Grunde wahrscheinlich, daß tags darauf die Situation durch den Vorfall mit Hotham gänzlich verändert war; Kattes Species Facti vom 28. Aug. besagt, daß der Prinz „folgenden Tags" (nach obigem Ansatze = 10. Juli) Guy Dickens noch einmal habe sprechen wollen, der sich aber excusieret habe; Katte fährt fort: „Den Tag darauf (nach obigem Ansatz = 11. Juli), welches etwa der dritte oder zweite vor der Abreise aus Berlin war, sagten mir Ihre Hoheit, daß Ihre Majestät resolviret hätten, daß er nicht mit von der Reise, sondern in Potsdam bleiben sollte." Die Abreise des Königs und des Kronprinzen aus Berlin nach Potsdam erfolgte, da seine Kabinetsordres vom 12. noch aus Berlin, die vom 13. und 14. aus Potsdam datieren, entweder am Abend des 12. oder wahrscheinlicher am Morgen des 13., wenigstens bezeichnet Katte ausdrücklich den Tag vor der Abreise nach Leipzig, d. h. den 14. Juli, als den zweiten Tag des Potsdamer Aufenthaltes. Unter allen Umständen muß der Kronprinz den Entschluß des Königs, ihn zurückzulassen, am Abend des 11. bereits erfahren haben. Diesem Abend gehören bestimmt zwei Vorgänge an: die Sendung des Briefes an Hotham und die Ueberreichung des Schuldenverzeichnisses durch Katte an Guy Dickens; die Gleichzeitigkeit der Ausrichtung beider Aufträge bezeugt Katte im Verhör vom 9. Sept., während für die Ueberreichung des Briefes sich der Termin aus der anderweiten Angabe Kattes bestimmen läßt, daß er den Brief am Abend vor Hothams Abreise, die am 12. erfolgte, überbracht hat. Ueber den Inhalt des Briefes an Hotham gibt Katte im Verhör vom 31. August an: „Darin er gebeten, seine Reise nicht zu pressieren und wo es in der Welt möglich, hier zu bleiben, damit die Sachen durch seine Abreise nicht schlimmer würden. Er (der Kronprinz) hoffe, sie würden redressieret werden, und daß dem König vielleicht leid thue, was er gethan; hiesigen Ortes würde man alles thun, um sie zu apaisieren"; der Wortlaut in den Memoiren der Markgräfin ist, wie der wohl aller dort mitgeteilten Briefe, frei erfunden; auch irrt die Verfasserin, wenn sie den Brief aus Potsdam geschrieben sein läßt. — In dem Schuldenverzeichnis figurierten statt der thatsächlich kontrahierten 9000 Thaler ca. 17000; vgl. Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 593. Von wem Guy Dickens das Geld beschaffen möge, sagte der Kronprinz im Verhör vom 2. Sept., sei ihm gleichviel gewesen, wenn es auch von Schuster und Schneider sein sollte. — Hinsichtlich des Versprechens an Guy Dickens weichen die Aussagen ab: Katte verlegt es an den Schluß der Unterredung unter dem Portal (Verhöre vom 27. Aug., 9. Sept.); der Kronprinz dagegen sagt (Verhör vom 2. Sept.): „Guy Dickens habe dergleichen Versprechen verlanget, so er den ersten Tag (also unter dem Portal) nicht thuen wollen; weil aber Katte auch darauf insistirt, habe er versprochen, wann er in

Potsdam bliebe, wolle er nicht weggehen, Katte solle aber hinwieder versprechen, mitzureisen, wann er mit dem König wegginge." — Die beabsichtigte Sendung Kattes nach England wird von diesem in der Verhandlung vom 28. Aug. erwähnt.

(Seite 44). **Kattes nächtlicher Besuch in Potsdam:** Die Hauptquelle ist Kattes Species Facti vom 28. Aug. mit den Zusatzaussagen im Verhör von demselben Tage und vom 9. Sept.; dazu die Aussagen des Kronprinzen vom 2. Sept. Daß das Gespräch bis nach Mitternacht dauerte, entnehme ich der gelegentlichen Bemerkung Kattes (Verhör vom 30. Aug.) über eine Mitteilung, die ihm der Kronprinz „Tages der Abreise nach Ansbach des Morgens" gemacht habe. — Die Ankunft des Pagen am Abend des 15. Juli und die Aeußerung der Prinzessin Wilhelmine („Je sais que vous partirez, mon frère m'a dit que vous partirez d'ici"), sowie der Empfang der Gelder und des Ordens gleichfalls nach den Aussagen Kattes.

(Seite 45.) **Die Frage an Frankreich:** Sauveterres Bericht vom 18. Juli bei Raumer III, 522.

(Seite 45. 46.) **Anfänge der Reise:** Des Königs Reiseprogramm in dem Brief an Seckendorff vom 9. Juli bei Förster III, 279. Handschriftlich liegen vor ein Brief des Königs an Grumbkow, Meuselwitz 16. Juli („je suis heureusement arrivé ici, mais le vent a été extrêmement fort") und sein ausführlicher Reisebericht, Wesel 13. Aug., an den Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern. Dazu die Artikel aus Leipzig vom 16., Nürnberg 21., Koburg 23. Juli, in der Berlinischen Privilegierten Zeitung.

(Seite 46.) **Besuch am Ansbacher Hofe:** Verhör des Rittmeisters von Katte, Berlin, 5. Sept. 1730; der undatierte Brief desselben an Rochow liegt in Abschrift bei. Verhör Rochows vom 1. Sept. — Für den Brief an Hans Hermann von Katte aus Ansbach ergibt sich das Datum 23. bezw. 24. Juli aus der Angabe des Rittmeisters über die Stunde seines Empfanges durch den Kronprinzen; die beiden Briefe aus Triesdorf (in der Informatio ex actis bei Preuß S. 92 irrtümlich: „aus Ansbach ferner") werden vom 29. Juli sein (die Kabinetsordres des Königs datieren vom 22.—27. aus Ansbach, 27. aus Crailsheim, 29. aus Triesdorf). Der Inhalt der Briefe aus Triesdorf nach den Aussagen Kattes im Verhör vom 30. August. Daß gleichzeitig ein Brief an Keith nach Wesel abging, sagt der Kronprinz am 12. und 13. Aug. aus.

(Seite 47.) **Vorbereitungen mit dem Pagen Keith:** Die Aussagen Keiths auf der Hauptwache zu Wesel, 13. Aug., sind insofern verworren, als derselbe einmal angibt, der Kronprinz hätte ihn zuerst „5—6 Meilen diesseits Ansbach" mit der Bestellung von Pferden beauftragt, nachher aber erst in Steinsfurt den Auftrag erhalten haben will. Jedenfalls ist der blaue Mantel nach Keiths Aussage in Augsburg, also vor Steinsfurt, gekauft. „Eigentlich wäre der Anfang der gewesen: Der Prinz hätte ihn gefraget, ob man überall Pferde bekommen könne. Worauf er geantwortet: An einigen Orten bleiben noch Pferde übrig, an anderen aber nicht. Ferner

hätte der Prinz gefraget, ob er müsse bei dem Wagen bleiben, oder ob er dürfe eine halbe Stunde hinter bleiben oder so weit voraus reiten. Darauf hätte Keith gesaget, er müsse bei dem Wagen bleiben, denn wenn der König ausstiege, so fragete er allezeit nach allen Leuten, so bei dem Wagen gehöreten. Darauf hätte der Prinz gesprochen: Keith, bestelle mir Pferde. Er hätte darauf den Prinzen gefraget, wo es denn hingehen sollte. Da denn der Prinz gesprochen: Wo denkst du, daß es hingehen werde? Keith hätte geantwortet: Er wisse es nicht. Da denn der Prinz gesaget: Wenn ich einmal weggehe, so komme ich nicht wieder." — Die Anlegung des roten Rockes während der Fahrt nach der Aussage Rochows, 1. Sept. 1730. Vgl. noch Pöllnitz II 187. 188.

(Seite 48.) **Fluchtversuch am 5. August:** Vgl. die Beilage 1.

(Seite 49.) **Aufenthalt in Mannheim:** Vgl. Beilage 1; Seckendorffs Bericht vom 14. August 1730 bei Förster III 1—6. Die erneuten Aufforderungen des Prinzen nach den Aussagen von Keith. Der Page ist straflos ausgegangen; in ein Infanterieregiment zu Wesel eingestellt, dankt er am 1. Nov. 1730 für die königliche Gnade; darauf die Resolution: „Soll ehrlicher sein, als sein Schelmbruder" (Geh. Staatsarchiv).

(Seite 49.) **Darmstadt, Frankfurt und Bonn:** Seckendorffs Bericht a. a. O.; Frankfurter Reichspostzeitung vom 11. Aug. 1730. — Keiths Flucht: Seckendorff a. a. O. S. 5. Daß der Kronprinz an Keith, der am 6. August Wesel verließ, einen Zettel mit den Worten „Sauvez-vous, tout est découvert" hätte gelangen lassen (Angabe des Freiherrn v. Hertefeld bei Nicolai, Anekdoten VI, 179, 2. Aufl.), ist chronologisch unmöglich; ebenso die Erzählung Mém. de la Margrave II 236; Pöllnitz II 232.

(Seite 50—52.) **Vorgänge in Wesel:** Protokoll „Actum Wesel, den 12. August des Abends um ½9 Uhr 1730", mit Continuationen vom 13., 15., 19. August. — Mosel: Mém. de la Margrave II, 235 und Pöllnitz, Mém. pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg II, 230. — Der Brief an Frau von Kameke nach einer Abschrift von der Hand des Prinzen Wilhelm, des zweiten Sohnes Friedrich Wilhelms I.; der Text bei Pöllnitz II 235 mit dem Schluß: „Plaignez un malheureux père" erweist sich danach als nicht authentisch; dasselbe gilt von dem in den Mém. de la Margrave II, 222 mitgeteilten Texte des Briefes an die Königin; eine andere Analyse desselben in dem Bericht von Guy Dickens, 19. Aug., bei Raumer III 519. 531. Ueber den weiter gehenden Verdacht des Königs berichtet Guy Dickens mit Berufung auf Ginkel und Seckendorff am 16. Sept., ebend. S. 532. Vgl. Rothenburg bei Lavisse I 175. — Des Kronprinzen Brief vom 19. Aug.: Œ. XXVII, c, 10. — „Instruction vor den General Buddenbrock, auf was Art er des Königs Sohn Friderich von Wesel nach Cüstrin wohlverwahrlich bringen soll," Wesel, 19. Aug. 1730.

(Seite 53.) **Keiths Verfolgung und Rettung:** Berichte Du-Moulins, Nymwegen 14. Aug., Haag 17., 22. Aug.; Tagebuch desselben, dem Könige

überreicht Potsdam 10. Sept.; Berichte des Gesandten v. Meinertshagen, Haag 15., 18., 22. Aug. Vgl. auch Seckendorff bei Förster III 7. 8. Unerheblich ein mir vorliegender Brief des 1842 gestorbenen Sohnes dieses Peter Karl Christoph v. Keith, d. d. Berlin 24. Mai 1820. In der Kabinetsordre vom 19. Sept. 1730 an den Gesandten von Degenfeld in London wird Keith beschrieben: „Von Statur (nicht Natur, wie Preuß, Urkundenb. II 157 druckt) ist derselbe mittelmäßig, doch schmal und mager; etwas blaß von Gesichte, hat hellbraune Haare und schielet stark". Ueber Keiths weitere Schicksale und seine Zurückberufung im Jahre 1740 vgl. Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen I 16. 17.

(Seite 53. 54.) **Verhaftung Kattes:** Daß Katte entflohen sei, glaubt der König in einer Kabinetsordre an Meinertshagen vom 19. August. Ueber die Ankunft des dem Feldmarschall von Natzmer und dem Generalmajor von Glasenapp, Gouverneur von Berlin, erteilten Befehls zur Verhaftung liegt ein Protokoll vom 30. August vor: Glasenapp erklärt, daß er die Königl. Ordre Morgens zwischen 6 und 7 Uhr am 16. Aug. erhalten habe; der Postmeister Borchward sagt aus, der Brief sei am 15. um 9 Uhr abends mit der Ordinari-Post aus Wesel angekommen, der Distribuent auf dem Postamt müsse das „per Estafette" auf dem Umschlag übersehen haben, so daß die Bestellung erst am andern Morgen erfolgt sei; der Auditeur Rumpf bezeugt, daß Katte bei der Verhaftung durch Pannewitz „nicht consternirt" gewesen sei. Nach der Tradition (bei Pöllnitz II 234, Mém. de la Margrave II 222; vgl. auch Friedrichs eigene Angabe in dem Bericht Mitchells von 1757; Mitchell, Memoirs I 358 hat Katte durch sein Zaudern, dessen Gründe verschieden angegeben werden, die Möglichkeit zum Entweichen vorbeigelassen; Thatsache ist, daß er und Leutnant von Holtzendorff am 15. August durch Natzmer Urlaub zu einem Besuch in Malchow (nicht, wie Pöllnitz und Wilhelmine sagen, Friedrichsfelde) erhalten hatte (Verhör vom 30. Aug.). Die phantasievollste, fast in jedem einzelnen Punkte unrichtige Darstellung, vor der besonders gewarnt werden muß, hat neuerdings Euphemia Gräfin Ballestrem in ihrem Nachtrag zu den „Memoiren des Freiherrn von Natzmer", Berlin 1881, S. 180, gegeben. Den Brief des Kronprinzen aus Triesdorf (Katte sagt in seinen Verhören immer ungenau Ansbach) will K. etwa acht Tage vor der Verhaftung „eines Dienstags oder Mittwochs" (also 8. oder 9. Aug.) empfangen haben (Verhör vom 30. Aug.).

(Seite 55.) **Verhör des Kronprinzen zu Mittenwalde,** 2. Sept.: neben dem Protokoll die Berichte von Seckendorff, Guy Dickens, Sauveterre bei Förster III 11; Raumer III 525. 538; für die Angabe Sauveterres, der Kronprinz habe zu Grumbkow gesagt: „Ecrivez seulement, puisque vous n'êtes ici pour autre chose," fehlt die Voraussetzung: Grumbkow hat das Protokoll nicht geführt. — Des Prinzen Eingeständnis, in den Verhören sich sehr vergangen zu haben: Bericht des Feldpredigers Müller an den König, Küstrin, 7. Nov. 1730; Beitrag zur Lebensgeschichte S. 18.

(Seite 55—57.) **Verhör des Kronprinzen zu Küstrin**, 16. Sept.: „Actum 4. Sept. 1730, Schloß zu Berlin", Weisungen des Königs für Mylius, mit dem Schluß: „Ferner hat der König befohlen, die Articul abzufassen in puncto desertionis wider Friderich und Katte: haec fuere verba regis." — „Inquisitionsfragen an Inquisito Friderich" (von Eichels Hand nach dem Diktat des Königs), wonach Mylius die 185 Frageartikel redigierte; seine Einrede ist vom 13. Sept. Auf dem Zusatzprotokoll vom 16. Sept. hat Mylius vermerkt: „Dieses haben Se. Maj. selbst also eingerissen."

(Seite 57—59.) **Aeußerungen des Königs über den Kronprinzen:** Gedruckt ist der Brief an Leopold von Anhalt, Zeitschr. für Preuß. Gesch. IX 593. Wegen Ginkel vgl. ebend. S. 591 und Raumer III 541; daselbst S. 534 eine Aeußerung Seckendorffs über die ihm imputierte Absicht, den Prinzen katholisch zu machen. Das Gerücht von einer beabsichtigten Reise des Kronprinzen nach Wien, um katholisch zu werden, meldet zuerst der Resident Destinon zu Hamburg, 16. Sept., nach den dortigen öffentlichen und geschriebenen Zeitungen. Die Regensburger „Kurtzgefaßten Nachrichten zum Behuf der Neueren Europäischen Begebenheiten" Stück 37, bringen unter Wien die Nachricht in folgender Fassung: „Hiernächst sollen J. M. (Karl VI.) resolviret haben, Dero älteste Durchlauchtigste Ertzherzogin Mariae Theresiae nächstens eine eigene Hof-Statt beizulegen, worüber viele ihre Reflexiones machen und muthmassen wollen, es dörffte bald etwas von einer hohen Mariage zu vernehmen seyn, gleichwie überhaupt eine vorzunehmende Reise des Königlichen Cron-Printzens von Preußen nach Wien und ihrem Vorgeben nach auch nach Rom, wie nicht weniger die jüngst gethane Reise Jhro Maj. des Königs von Preußen selbsten an verschiedene Teutsche Höfe, sodann Dero Engagemens mit Jhro Römisch-Kayserlich- und Königliche Pohlnischen Majestät in große Consideration gezogen werden wollen." Der preußische Komitialgesandte v. Broich spricht, Regensburg 21. Sept., bei Einsendung dieses Zeitungsblattes von der heimlichen Konsternation und Betrübnis unter den evangelischen Gesandten. Der Redakteur der „Nachrichten", Professor Matheseos am evangelischen Stadtgymnasium, Lindner, mußte einen Widerruf der „höchst unverschämten, unbesonnenen und boshaftigen erdichteten Zeitung" bringen, welche aus dem Kölnischen Journal und einer Schweizer (der Schaffhausener) Zeitung entnommen sei. 1790 ist die Nachricht in Zimmermanns „Fragmenten über Friedrich den Großen" (Kap. 3) von neuem aufgetaucht; dagegen: Fr. Nicolai, Freymüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen, Berlin und Stettin 1791, I 77.

(Seite 59.) **Verschärfung der Haft:** Der Befehl an Lepel vom 4. Sept. im Hausarchiv; Instruktionen für Lepel und Reichmann, vom 19. u. 22. Sept. bei Preuß, Urkundenbuch II 153. 154; ebend. S. 158 die Rechnung über die Ausgaben für den Kronprinzen vom 4. Sept. bis 2. Okt. 1730 (32 Thaler, 3 Groschen, 3 Pfennig). Das Essen lieferte der Gastwirt Blochmann für

10 Groschen täglich; ursprünglich waren in einem Befehl an Lepel vom 25. Aug. 16 Groschen „vor Essen" und 1½ Maß Bier bewilligt. Statt der Wachslichte durften nach Vorlegung der ersten Monatsrechnung nur noch Talglichte geliefert werden. Noch vor der Ankunft des Kronprinzen in Küstrin schreibt der König am 31. August an Buddenbrock (eigenhändig): „Ich überschicke Euch ein Kleidt, Hoße und Weste, 2 Par Strümpfe vor den Arrestanten, Ihr sollet seine Mundirung und Kleider wohl einbacken in ein Kuffert versiegelt und an mir schicken, die weis und schwartze schnur umb den Hut sollet Ihr abnehmen und mit schicken, ist meine strenge Ordre."

(Seite 59.) **Antrag des Kronprinzen auf nochmalige Sendung der Kommission:** Berichte Lepels, Küstrin 20., 24. Sept.; Marginal des Königs auf Grumbkows Eingabe vom 8. Okt.: „Der G. L. v. Grumbkow, G. M. v. Glasenapp, Ob. v. Sydow sollen Mittwoch nach Küstrin und verhören, mit Mylius und Gerbett, und sollen Donnerstag Abends in Wusterhausen sein." Das undatierte französische Billet an Grumbkow ist präsentiert „11. Okt. 1730"; der König schreibt an Grumbkow fast ausnahmslos französisch.

(Seite 60.) **Entlassung Knyphausens:** Kabinetsordre an Borcke und Thulemeier, Berlin 28 Aug. 1730: sie sollen sich zu Knyphausen verfügen und ihm par manière de discours als vor sich selbst insinuieren, „er werde um gewisser Sr. Königl. Maj. Dienst und Beruhigung angehender Umstände willen wohl thun, wann er bei allerhöchstgedachter Sr. Königl. Maj. umb seine Dimission schriftlich ansuchete und sich darauf längstens binnen drei Tagen mit seiner ganzen Familie nach der Commanderie Liezen begebe, sich daselbst ruhig und stille hielte, und hinfüro er sowohl als seine Eheconsortin sich aller Correspondenz nicht nur hier in Berlin, sondern auch mit Auswärtigen, außer was ihre domestique Affaires anbetreffe, gänzlich enthielte." Knyphausen erbat den Abschied am 29. Aug. „in Ansehung meiner schwachen Gesundheit". Borcke erwähnt gegen Thulemeier, 29. Aug., die Aeußerung des Königs: „qu'il vouloit déraciner tout ce qui lui paroissoit suspect ici." Aus Friedrich Ernst von Knyphausens Personalakten im Geh. Staatsarchiv. Vgl. Seckendorffs Bericht vom 30. Aug. bei Förster III 8; Schäfer, Siebenjähr. Krieg II, 2, 747. Lavisse I 174. 203.

(Seite 60.) **Verhör des Kronprinzen,** Küstrin 11. Okt.: Protokoll „Actum Cüstrin 11. Okt. 1730."

(Seite 61.) **Bestellung des Kriegsgerichtes:** Der König verfügt schon auf Mylius' Anfrage vom 21. Sept.: „Das Kris recht soll über Printz Friderich, über Ltn. Ingerslebben, spahn und Katte gehalten werden und über den Pagen Keut, der die Pferde gebracht hat"; gegen den letzten unterblieb indes die Anklage. Die bei Preuß, Urkundenbuch II 152 abgedruckte „Proposition vom Praeside der Commission" stammt, was zu beachten, aus dem Kabinet des Königs (Konzept von Eichels Hand). Der Auszug von Mylius führt den Titel: „Gründlicher Unterricht von der wahrhaftigen Ursache und Umständen der Sache, um deren willen Se. Königl.

Majestät in Preußen Dero Kronprinz nach Küstrin bringen lassen, und worinnen der gewesenen Lieutenants Katten und Kait Verbrechen bestehet, auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl aus denen Acten abgefasset." Am 3. Nov. erinnerte Mylius, daß der König unlängst befohlen habe, die Deduktion mit mehreren Raisons anzufüllen; er wolle warten, bis er von den Vorgängen in Küstrin erfahren habe. Dazu der Vermerk: „Zu gedenken, daß weil hierauf keine Ordre gekommen, auch nichts weiter elaboriret noch gedruckt worden."

(Seite 62—64.) **Sprüche des Kriegsgerichts**: [Danneil] Vollständige Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts. Aus dem Familienarchiv derer von der Schulenburg, Berlin 1861. Dazu die Protokolle der Verhöre der Leutnants Spaen und Ingersleben und der Dorothea Elisabeth Ritter, Potsdam 6. Sept. Die Geldgeschenke des Kronprinzen betrugen einmal zehn und ein zweites Mal elf Dukaten. Die Kabinetsordre Potsdam 6. Sept. an den Hofrat Klinte („daß er morgen die in Arrest allhier sitzende Cantorstochter soll auspeitschen lassen und soll dieselbe alsdann ewig nach Spandau in das Spinnhaus gebracht werden") aus den Untersuchungsakten bei Preuß, Urkundenbuch II 150. Vgl. dazu Raumer III 539; Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 86. 155. Formey, Souvenirs d'un citoyen I 217. Am 11. Juli 1733 bittet „der gewesene Rector Ritter" um Loslassung seiner Tochter, die zu dreijährigem Gefängnis in Spandau verurteilt; der König resolviert: „Gut." (Geh. Staatsarchiv.)

(Seite 65.) **Nochmaliger Zusammentritt des Kriegsgerichtes in Sachen Kattes**: Danneil a. a. O. S. 35 hat fälschlich angenommen, daß die Bibelstellen V. Mose 2, 8—12, II. Samuel. 18, 10—12, II. Chronik. 19, 5—7, von dem Könige auf die Rückseite des das „Votum Regis" enthaltenden Blattes vermerkt seien, und seine Angabe ist oft wiederholt worden; schon H. Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Litteratur (Berlin 1872, S. 12), hat den Irrtum erkannt und sagt zutreffend, daß die Joab-Absalom-Stelle die Norm des ganzen Kriegsgerichts war. Vgl. noch Förster III 15.

(Seite 65.) **Kassation des Urteils über Katte durch den König**: Die Kabinetsordre vom 1. Nov. 1730 ist zuerst 1785 in der Lübecker „Eklektischen Monatsschrift" Heft 2, und in Mosers Patriotischem Archiv III 162 gedruckt worden; später u. a. bei Preuß, Jugend S. 95 und Danneil S. 35. Vgl. dazu Friedrich Wilhelms Aeußerung bei Förster III 52.

(Seite 66.) **Die Gnadengesuche**: Wartenslebens Brief nebst des Königs Antwort bei Förster III 13. 14. Kattes Gesuch ist bereits 1731 in der unten S. 239 besprochenen Flugschrift „Wahre Nachricht" gedruckt, zugleich mit den Abschiedsbriefen an den Vater und den Großvater; danach berichtigt sich die Angabe von Nicolai, Freymüthige Anmerkungen über Zimmermanns Fragmente I 93, daß diese Briefe zuerst in englischer Uebersetzung erschienen seien: „The three last letters written by the late unhappy Mr. de Catte, Captain of the Infantry of the King of Prussia, from his Prison at Kustrin, a few days before he was beheaded, for concerning the

Journey to England with the Prince Royal of Prussia; now done into english 1734.“ Spätere Abdrucke in den Neuen Miscellaneen, Leipzig 1781, Stück 13; Eklektische Monatsschrift, Lübeck 1785 Heft 2, S. 28, und seitdem oft.

(Seite 66. 67.) **Urteile über das Schicksal Kattes**: Der Bericht Degenfelds aus London mit dem Marginal des Königs ist vom 24. Nov. 1730. Der Brief Grumbkows an Brühl vom 6. Nov. bei Droysen IV, 3, 112, Anm. 2. Vgl. weiter Raumer III 543. 545; Borcke a. a. O. S. 19. A. v. Arneth Prinz Eugen III 571 (Wien 1864.) — Eine zur Mitteilung nach England bestimmte Deduktion von Mylius („Kurtzer Unterricht von denen wahrhaftigen Umständen, weßhalb Se. Königl. Maj. in Preußen Dero Cronprintzen zu Wesel arretiren und nach Cüstrin bringen lassen, und des Verbrechens, so der zu Küstrin enthauptete Lt. v. Katte begangen hat") kam nicht zur Verwendung; die Minister Borcke und Podewils sprachen sich für die Nichtabsendung aus, und der König war einverstanden: „Ich habe an Gott, sonsten an Keinen, Rechenschaft zu geben." — Die „Informatio, so auf allergnädigste Ordre an Herrn Gen. Lt. v. Katten zu schicken abgefasset" (gleichfalls von Mylius) steht bei Preuß, Friedrich der Große IV 470 und genauer: Jugend und Thronbesteigung S. 87. Mitteilungen aus Briefen des G.-L. v. Katte bei Fontane, Wanderungen II 337 (3. Aufl.).

(Seite 67.) **Ueberführung Kattes nach Küstrin und Auswahl der Richtstätte**: Der König an den Gouverneur v. Lepel, Wusterhausen 3. Nov. 1730: „Den Montag, als den 6. d. früh um 7 Uhr sollet Ihr von der Garnison 150 Mann commandieren lassen, die den Kreis schließen sollen, vor die Fenster des Cronprintzen, oder woferne ja daselbst nicht Platz genug dazu wäre, müsset Ihr einen andern Platz nehmen, sodaß der Cronprintz aus dem Fenster selbigen gut übersehen kann. Wenn der Kreis geschlossen ist, sollen die 30 Gens d'armes zu Fuße mit Ober- und Untergewehr, nebst dem Prediger, den Lieutenant Katte im Kreis bringen und soll ihm der Oberauditeur Gerbett das Todesurthel alsdann verlesen. Sowie das Todesurthel verlesen ist, soll der Prediger ein Gebet halten, alsdann ihm der Scharfrichter den Kopf abschlagen soll. Auf dem Richtplatz soll der Körper bis 2 Uhr Nachmittag liegen bleiben und doppelte Schildwacht dabei gesetzet werden, und um 2 Uhr Nachmittags soll man hübsche Bürger bringen, die den Körper in einen Sarg legen und vor das Thor auf dem armen Kirchhof in der Stille einsenken... Bevor die Execution angehet, sollet Ihr, der Obrist Reichmann und ein Capitain oben bei dem Cronprintzen gehen und in Meinem Namen befehlen, es mit anzusehen; währender Execution sollen sie bei ihm bleiben, auch nach der Execution, und alsdann sollen sie lassen den Prediger von die Gens d'armes holen, der mit dem Cronprintzen soll sprechen, raisonniren und beten." — Ueber die Lokalität vgl. Hoffbauer, Die Hinrichtung des Hans Hermann v. Katte (Mitteilungen des hist.-stat. Vereins zu Frankfurt a. O. 1867), Fontane, Wanderungen II 326.

(Seite 68.) **Der Kronprinz vor der Hinrichtung Kattes**: Brief an

Wilhelmine, 1. Nov., Œ. XXVII a, 3. — Bericht Lepels, 8. Nov.: Der Kronprinz sei morgens um 5 Uhr durch den Kommandanten von Reichmann und den Kapitän Graurock (Lepel selbst war erkrankt) geweckt worden, u. s. w. wie im Text.

(Seite 69.) **Kattes Ankunft in Küstrin und letzte Stunden**: nach den unten angeführten Berichten von Schack, Müller und Besser. Die Worte aus dem Gedenkbuch für Holtzendorff: Eklektische Monatsschrift 1875, Heft II („Si je meurs innocent devant le monde, ce n'est pas de même devant Dieu").

(Seite 69.) **Kattes Hinrichtung**: Die Quellen sind folgende:

I. Gleichzeitige Berichte von Augenzeugen.

1) Bericht der Kriegs- und Domänenkammer, Küstrin, 7. Nov. 1730. Katte sei am 5., 2 Uhr nachmittags, angelangt. „So ist gestern früh gleich nach 7 Uhr die Execution an demselben bei der Wache auf dem Walle über der Mühlenpforte dergestalt vollzogen, daß ein Commando von hiesiger Garnison den Creyß geschlossen, ein anders von denen Gens d'armes aber ihn aus dem Gefängniß über den Wall bis nach dem zu seiner Enthauptung destinirten Platz gebracht. Der Scharfrichter aus Seelow hat die Execution verrichtet und ist der von Catt mit großer Freymüthigkeit gestorben, indem er sich nicht einmal die Augen von seinem Bedienten verbinden lassen wollen, auch den Halß selbst blos gemacht, umb den ihm zuerkannten letzten Streich empfangen zu können, welcher denn auch mit einem Mahle den Kopf von dem Cörper ablöset, beydes hernach wieder zusammen geleget, ein schwartz Tuch darüber gedecket und Nachmittags um 2 Uhr von denen Gewercken nach dem Kirchhofe vor der Kurtzen Vorstadt herausgetragen worden." Mit der Ortsangabe dieses amtlichen Berichtes läßt die Angabe des Konrektors Thieme (bei Seyffert, Annalen der Stadt und Festung Küstrin, 1801, S. 97), daß die Hinrichtung „hinter der Kanzlei auf dem Walle" d. h. auf dem Wallgang zwischen der Mühlenpforte und der Bastion Brandenburg stattgefunden, sich allenfalls vereinigen.

2) Bericht des Gouverneurs von Lepel, Küstrin 8. Nov. 1730 (nach Erwähnung der Benachrichtigung des Kronprinzen, vgl. oben): „Auf dem Richtplatz hat er dem Katten aus dem Fenster, vor Verlesung des Urtheils, laut zugerufen: Je vous demande mille pardons; worauf Katte ohngefähr geantwortet: Monseigneur, vous n'avez rien à me demander. Die Execution ist vor seinen Augen verrichtet worden, und hat der Katte, nachdem er sich entblößet, das Gesicht gegen ihn gekehrt, worüber der Cronprintz in Ohnmacht gefallen, und der Capitain zutreten und ihn halten müssen. Nach solcher Execution hat der Cronprintz die Augen beständig auf den Körper gerichtet, bis Nachmittags, und dessen Einlegung in den Sarg mit observiret. Wann er hernach vorgestern und gestern allein geblieben, hat er den Richtplatz unverwandt angesehen und verlanget den Sand wegzubringen." Die von Hoffbauer im Küstriner „Bürgerfreund"

1901, Nr. 48. 49. 50. 86. 87. (vgl. die Entgegnung von Berg ebend. Nr. 115) gegen die Glaubwürdigkeit des Lepelschen Berichtes beigebrachten Gründe haben mich nicht überzeugen können.

3) Bericht des Feldpredigers Müller an den König, Küstrin 6. Nov. 1730 (Beitrag zur Lebensgeschichte S. 12): „Daß durch die heutige Execution der Cronprintz sehr gerühret, auch so bestürzet, daß er Ohnmachten bekommen und des Vormittags sich vor Schrecken nicht recolligiren können"; er beklagt sich gegen den Prediger, daß der König „vor seinen Augen die harte Execution vollstrecken lassen, da er doch als ein sündigender Sohn sich in allen Stücken Dero Willen und Befehl unterworfen habe und noch unterwerfe". Dazu Müllers Bericht an den Generalleutnant v. Katte, Berlin 23. Nov. 1730 (Eklektische Monatsschrift 1785, Heft 2).

4) Bericht des Majors von Schack an den Generalleutnant von Katte, Berlin 2. Dezember (Eklektische Monatsschrift 1785, Heft 2; Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen, Berlin 1787, IX 21; undatiert und ohne den Schluß: Beneckendorff, Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm I., Berlin 1787, X 44).

5) Bericht des Küstriner Garnisonspredigers Besser an den Generalleutnant v. Katte (Eklektische Monatsschrift 1785, Heft 2, S. 46; im Auszuge mit der Angabe „Januar 1731" bei Hoffbauer a. a. O. und daraus bei Fontane). Der Berichterstatter richtet sich gegen diejenigen „so sehr unreif geurtheilt, es sei der Wohlselige cavalièrement gestorben oder habe nur vor der honnetten Welt im Angesichte des Prinzen eine großmüthige Ueberwindung seiner selbst zeigen wollen".

6) Ein anonymer Bericht in den Kollektaneen des Ordensrats König (Auszug bei Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden S. 382), welchen König wahrscheinlich, wie die gleichfalls von Preuß aus den Königschen Kollektaneen entnommene Informatio ex actis (oben S. 236), der von Katteschen Familie verdankte und in welchem somit ein den Verwandten abgestatteter Originalbericht vorliegen mag. Des Prinzen Worte lauten hier: „Mon cher Katte, je vous demande mille pardons, au nom de Dieu, pardon, pardon." Kattes Antwort: „Point de pardon, mon prince, je meurs avec mille plaisirs pour vous."

II. Gleichzeitige Berichte aus zweiter Hand:

1) Seckendorff, Berlin 11. Nov 1730 (Förster III 10).

2) Guy Dickens, Berlin 11. Nov. 1730 (Raumer III 546). Die Situation durchaus zutreffend. Als des Prinzen Worte werden angeführt: „mon cher Katte, je vous demande bien pardon de vous avoir entraîné dans ce malheur." Katte antwortete mit sehr großer Ruhe: „Monseigneur, il n'y a pas de quoi."

3) John, Berlin 11. Nov. 1730 (in Uebersetzung aus der französischen Originaldepesche des dänischen Geschäftsträgers: Neue Berlinische Monatsschrift, herausg. von Biester, Bd. IX 1803, S. 343). Kattes Antwort lautet: „Dessen bedarf es nicht, gnädiger Herr. Wenn ich zehn

Leben hätte, so würde ich sie gern hingeben, um Ew. Kön. Hoheit mit Ihrem Herrn Vater auszusöhnen." — „Man bemerkte, daß während ihm das Todesurtheil verlesen ward, er nicht einen Moment die Augen vom Prinzen verwandte. Beim Anblick des Todesstreichs sank der Kronprinz zurück und erschien nicht wieder."

4) „Wahre Nachricht, | Von der | Scharffen mit dem Schwerdt hin= | gerichteten Execution | des Herrn Lieutenandts | von Katten, | Nebst einigen | Geheimbden Briefen, | So Er in seinem Arrest an den König und | vornehme Herrn und Freunde geschrieben, | Worinnen die Ursach wegen der Correspondentz des | Cron=Printzen von Preußen | können gemercket werden; So geschehen den 9. Nov. 1730 zu Cüstrin. | Gedruckt zu Cölln bey Peter Martenau 1731." 4°. Eine Flugschrift von größter Seltenheit, die in der gesamten Litteratur nicht erwähnt wird, von mir in dem Exemplar des Königl. Hausarchivs benutzt. Von diesem Exemplar abweichende Ausgaben befinden sich auf der Stadtbibliothek zu Elbing und der Fürstl. Bibliothek zu Roßla (nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Neubauer, bezw. des Herrn Dr. Schüddekopf). Die den drei Drucken gemeinsamen Zeitangaben, 9. Nov. für den Tag und 10 Uhr morgens für die Stunde der Exekution, gehen wohl lediglich auf Druckfehler zurück. Der anonyme Verfasser weiß von der Benachrichtigung des Prinzen „früh 5 Uhr" durch zwei „Capitains". Sobald Katte in den Kreis getreten, erschien der Kronprinz in dem Fenster, von zwei Kapitäns begleitet. „Mein lieber Katte, ich bitte Dich um Vergebung, daß ich Dich in das Unglück, worinnen du jetzo steckest, gestürtzet habe." Kattes Antwort: „Mein gnädigster Cronprintz, Sie haben nicht Ursach, mich um Verzeihung zu bitten, wenn ich zehen Leben zu verlieren hätte, so wollte ich sie gerne darum geben, wann nur Ew. K. Hoheit mit Dero Herrn Vater dadurch könnte versöhnet werden." — „Indem wurde ihm der Kopf abgeschlagen, bei dessen Erblickung der Cronprintz ganz ohnmächtig zurücksank und nicht mehr gesehen wurde." Man bemerkt die Uebereinstimmung bis auf die Worte mit dem soeben angeführten dänischen Gesandtschaftsbericht und gewinnt damit einen interessanten Anhaltspunkt für die Provenienz der Flugschrift. Ueber die fingierte Firma Peter Marteau (hier in Martenau entartet) vgl. meine Notiz: Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II., Bd. I Berlin 1877, Einleitung S. XII.

III. Spätere Berichte von Augenzeugen:

1) Aeußerung Friedrichs gegen den englischen Gesandten Mitchell im Jahre 1757: „Während meiner Gefangenschaft in Küstrin ward ich aufs härtste behandelt und nach dem Fenster gebracht, um Kattes Hinrichtung mit anzusehen, worüber ich in Ohnmacht fiel," bei Raumer, Beiträge II 434; Mitchell, Memoirs I 358.

2) Brief des Obersten Christoph Alexander von Münchow, Sohnes des Küstriner Kammerpräsidenten, an Fr. Nicolai (ohne Datum veröffentlicht bei G. Tr. Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg Bd. V, Züllichau

und Freystadt 1803, S. 515—533). Münchow behauptet, daß aus dem Zimmer des Prinzen der Richtplatz nicht gesehen werden konnte: „Eine Mauer, welche den Graben, der das Schloß damals umgab, vom Walle trennte, verhinderte die Aussicht.“ ... „Wäre ein Befehl gewesen, daß der Prinz die Enthauptung ansehen sollte, so hätte es der Kommandant, der sehr pünktlich alle Befehle vollzog, um so gewisser gethan ꝛc.“ Die Münchowschen Behauptungen wurden aufgewärmt durch G. Hiltl, „Oberst Münchow“ (Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg 1862, Nr. 17), durchaus kritiklos, was Graf E. zur Lippe-Weißenfeld in Nr. 19 derselben Wochenschrift dem Verfasser sofort zum Vorwurf machte. — Den zahlreichen Benutzern des Münchowschen Briefes, auch Preuß und Hoffbauer, war entgangen, daß derselbe aus Münchows Nachlaß in einer zweiten durchaus abweichenden Redaktion durch Archenholz in der Minerva, Jahrgang 1810, I 3—12, mit dem Datum Drossen 24. Januar 1797 veröffentlicht ist. Während der Brief bei Gallus den Befehl des Königs an Lepel und die Möglichkeit, vom Fenster des Kronprinzen den Richtplatz zu sehen, leugnet, heißt es hier: „Als Catt gerichtet werden sollte, hatt der Gouverneur General von Loepel Befehl nebst meinem Vater, den arrestirten Printzen dergestallt an einem Fenster des Schlosses zu führen, aus welchen Er ganz nahe am Schlosse, auf dem Wall den angeordneten Richt Platz und also die execution sehen könne und solle. Man muste es tuhen.“ — Das Prinzen Worte sind nach Münchow bei Gallus: „Pardonnez-moi, mon cher Katt“; die Antwort: „La mort est douce pour un si aimable prince“; nach Münchow in der Minerva lautet das Zwiegespräch: „Pardonnez-moi, mon cher Katt, je suis la cause de votre mort.“ — „Pour un prince comme vous on meurt avec contentement.“ — Nach seiner Angabe bei Gallus S. 515 ist Münchow „als jüngster Sohn des Präsidenten von Münchow 1723 zu Küstrin geboren“ — nachweislich unrichtig, da nach Zeugnis des Küstriner Kirchenbuches dem Präsidenten einerseits noch 1725 ein Sohn, Friedrich Leopold, geboren worden ist und andererseits am 1. Mai 1723 eine Tochter, deren Geburt auch den zweiten Teil der Angabe ausschließt; in der Minerva S. 3 will Münchow sieben Jahre alt gewesen sein (1730), sagt aber gleichzeitig „ich bin itzt (24. Jan. 1797) 78 Jahre alt.“ Die Küstriner Kirchenbücher enthalten über die Geburt des Christoph Alexander von Münchow nichts. Die Verwirrung vollständig zu machen, wird Christoph Alexander von Münchow in der Rangliste des Infanterieregiments Kalsow vom 27. August 1756 als vierter Kapitän mit einem Alter von 32 Jahren 10 Monaten aufgeführt (freundliche Mitteilung des Herrn Wirkl. Geheimen Kriegsrats Lehmann aus den Akten der Kriegskanzlei), während die im Geh. Staatsarchiv befindlichen Johanniter-Ordenslisten, wohl richtig, ihn am 19. Oktober 1726 zu Küstrin geboren sein lassen. Vgl. noch unten S. 260.

IV. Ganz außer Betracht zu bleiben haben für die Einzelheiten des Vorganges die Darstellungen in den zeitgenössischen Memoiren: Mém.

de la Margrave II 273; Pöllnitz II 247; Henri de Catt S. 34, eine Stelle, für die sich in des Verfassers Tagebüchern über seine Gespräche mit dem Könige kein Beleg findet.

(Seite 69.) **Der Kronprinz nach Kattes Hinrichtung**: Nach den Berichten Lepels an den König vom 7. und 8. Nov. 1730.

(Seite 70.) **Der Feldprediger Müller in Küstrin**: Seine Korrespondenz mit dem Könige enthält der „Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Berlin 1788." Ueber die Mangelhaftigkeit des Abdruckes vgl. [Nicolai], Freymüthige Anmerkungen über Zimmermanns Fragmente I 96. Die Ausfertigungen der Schreiben des Königs und die Konzepte Müllers befinden sich jetzt im Königl. Hausarchiv. Vgl. außerdem die Mitteilung des Sohnes von Müller bei Nicolai, Anekdoten VI 183 (2. Aufl.). Rudolf Anton Müller war seit 1739 Pfarrer zu Zorndorf. Seine Personalakten im Geh. Staatsarchiv lassen ersehen, daß Friedrich als König ihm gewogen geblieben ist.

(Seite 70—72.) **Begnadigung des Kronprinzen**: Buddenbrocks Einspruch wird nach dem Zeugnis des Sohnes erwähnt bei Nicolai, Anekdoten VI 327, aber in unmöglichem Zusammenhange, denn weder gehörte Buddenbrock dem Kriegsgericht an, noch hat der König den Vorsitz geführt, noch endlich sind seitens der Richter Vota auf Tod abgegeben worden. Offenbar aber hat die Ueberlieferung einen echten Kern. — Die Geschichte des von Seckendorff konzipierten kaiserlichen Verwendungsschreibens geben Seckendorffs Berichte vom 9., 28., 31. Okt. bei Förster III 9. 12. A. v. Arneth, Prinz Eugen III 570. 571. Vgl. Ranke S. 117, Droysen IV, 3, 111 Anm. 1. Die Ueberreichung erfolgte nicht am 1. Nov., wie in der Lebensbeschreibung Seckendorffs IV 285 angegeben wird, sondern am 31. Okt. Daß der König dem Grafen Seckendorff die Absicht, den Sohn zu begnadigen, vor Ueberreichung des kaiserlichen Schreibens ausgesprochen, ergeben die Eingangsworte des Seckendorffschen Schreibens vom 31. Okt. bei Preuß, Urkundenbuch II 164. Am 21. Nov. berichtet Seckendorff an den Prinzen Eugen: „Der König sagt öffentlich, daß der dem Kronprinzen gegebene Pardon der Kaiserl. Intercession zuzuschreiben" Förster III 15; ebenso des Königs Antwort an Karl VI. vom 20. Nov. bei Preuß, Urkundenbuch II 169. Unter dem Pardon ist immer die Belassung des Erbrechtes zu verstehen, denn daß der König dem Sohne je an das Leben gewollt, wird man zumal nach dem im Text S. 57 mitgeteilten Marginal zu der Depesche von Lüderitz nicht mehr behaupten wollen. Daß Carlyle die seit lange widerlegte Fabel von einem durch das Kriegsgericht gefällten Todesurteil gegen den Kronprinzen wiederholen konnte, ist eines der auffallendsten Versehen in dem Werke. Die Wendungen des königl. Schreibens an den Kaiser vom 20. Nov. erweisen sich als bedeutungslos, ja formelhaft dadurch, daß der Erlaß an den Gesandten von Brand in Wien „des Kronprinzen Königl. Hoh. erfolgte Pardonierung betreffend" vom 25. Nov. wörtlich mutatis mutandis auch an den Ge-

sandten in Rußland von Mardefeld abgegangen ist: „Haben wir bei des Cronprinzen Pardonierung vornehmlich mit auf Ihro Römisch Kaiserl. Majestät (dafür an Mardefeld: auf Ihro Russisch Kaiserl. Majestät) vor denselben eingelegtes Vorwort reflectieret" (nach dem Konzept). In demselben Sinne schon am 11. Nov. ein Antwortschreiben auf die Intercession der Kaiserin Anna. Das Verwendungsschreiben des Königs von Schweden blieb unbeantwortet; die Angabe von Guy Dickens (bei Raumer III 537), daß der König bloß verfügte: „reponatur", trifft zu (Marginalresolution auf den Bericht Borckes vom 28. Sept.). — Die Aeußerungen gegen England bei Droysen IV, 3, 122 Anm. 4 und Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 594.

(Seite 72.) **Seckendorffs Generalplan**: Preuß, Urkundenbuch II 164.

(Seite 73.) **Eidesleistung und Erlassung der strengen Haft**: Königl. Handschreiben an Müller, 8. Nov. und Antwort vom 10., Beitrag S. 28 bis 37. Dazu Friedrich Wilhelm an den Gouverneur von Lepel, Wusterhausen 14. Nov.; Instruktion für die Kommission von demselben Datum; Brief des Kammerjunkers von Natzmer, Küstrin 27. Nov. Das Original des Vermächtnisses von Katte mit dem Vermerk Grumbkows ist aus dem Nachlaß König Friedrich Wilhelms IV. erst kürzlich dem Königl. Hausarchiv übergeben worden; man gewahrt an dem Schriftstück, daß es der Kronprinz längere Zeit in der Tasche getragen haben muß. Vgl. Seckendorff 25. Nov. (bei Förster III 15): „Ohne Grumbkow wäre der Kronprinz halsstarrig geblieben." — Die Uebersiedelung in das Haus des Hofpredigers berichtet Lepel am 21. Nov.

(Seite 74.) **Schreiben des Königs „an den Kronprinzen von Preußen" vom 21. Nov.**: Es fehlt, nebst einer Reihe anderer, in dem gedruckten Briefwechsel.

(Seite 74.) **Einführung in die Kammer**: „Ordre an den Präsidenten von Münchow und den Direktor Hille, wie es mit des Kronprinzen seiner Arbeit bei der Krieges- und Domänenkammer in Cüstrin gehalten werden soll."

Zum dritten Kapitel.

(Seite 75.) **Friedrich und seine Vorgesetzten in der Kammer**: Hille an Grumbkow, 19. Dez. 1730. (Aus Grumbkows Nachlaß.)

(Seite 76.) **Die Hausgenossen des Kronprinzen**: Die Instruktion für Wolden, Rohwedell und Natzmer ist vom 14. Nov. 1730. Die im Text angeführten Worte Woldens aus einem Briefe an Grumbkow vom 19. Dez. 1730. Vgl. dazu den Bericht Müllers 7. Nov., Beitrag S. 18.

(Seite 76.) **Bundesgenossenschaft Grumbkows**: Wolden an Grumbkow 27. Dez. 1730: „Je recommande toute notre boutique à la puissante protection de V. E.", und noch 29. Sept. 1731: „Nous marche-

rions comme les aveugles à tâtons etc." Wegen des (noch ungedruckten) Neujahrsbriefes bittet Wolden im Namen des Kronprinzen am 19. Dez.: „Ihnen ungefähr die Contenta des auf Neujahr an den König zu schreibenden Briefes wissen zu lassen, damit Sie Ihre Mesures danach nehmen und den Brief nach des Königs Sinn einrichten können." Der zerrissene Brief vom 28. Nov., sehr salbungsvoll: Œ. XXVII c, 12.

(Seite 78—80.) **Friedrichs Prädestinationsglaube**: Der König an Müller, Wusterhausen 3. Nov., und Müllers Berichte im Beitrag S. 9 ff.; der König an Wolden, Wusterhausen 19., 20., 29. Nov., Oranienburg 13. Dez., Schönebeck 20. Dez., Berlin 26. Dez. 1730, Potsdam 2. Jan., nebst Woldens Antworten; Wolden an Grumbkow 27. Dez. (mit der „Erklärung" des Kronprinzen, nur in französischer Analyse); Hille an Grumbkow 18., 23., 27. Dez., 2. Jan. Verhör des Hofpredigers Andreä „Actum 6. Decembris 1730" (vgl. unten S. 254). Noch Anderes jetzt Historische Zeitschrift LXVII 475. Kalckstein wurde am 18. und 23. Nov. und am 6. Dez., Finkenstein am 18. Nov. verhört. Vgl. noch die Briefe des Königs an beide bei Cramer a. a. O. S. 35 und seine Aeußerungen über die Prädestination ebendaselbst S. 9 und im Journal de Seckendorf, p. 38. 76. Tagebuch Freylinghausens (oben S. 229) S. 75.

(Seite 80—82.) **Hilles Persönlichkeit und Unterricht**: Publ. LXXII 69. Dazu Hilles Briefe an Grumbkow (in dessen Nachlaß) passim. Auch Wolden schließt sich in dem Briefe an Grumbkow vom 28. April 1731 (bei Förster III 41) den Klagen über nicht hinreichende Beschäftigung des Prinzen an.

(Seite 82.) **Friedrichs poetische Versuche**: „Mit sechszehn Jahren machte er während der Pockenkrankheit die ersten Verse", zeichnet Lucchesini am 11. Nov. 1780 von dem Tischgespräch des Königs auf. Vielleicht ist die Krankheit von 1728 (vgl. oben S. 23) oder der Gelbsuchtanfall von 1727 (Friedrich Wilhelm an Anhalt 14. April 1727, Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 470) gemeint. In dem Briefe an Grumbkow vom 7. Okt. 1736 (Publ. LXXII 136) sagt Friedrich, daß er die Pocken zweimal gehabt habe; der eine Fall ist durch einen Brief des Vaters (Zeitschrift für Preuß. Gesch. VIII 438) für 1718 bezeugt; der zweite für 1724; nach einer zweifelhaften Tradition hat Friedrich in Brandenburg an den Pocken darniedergelegen: [v. Rochow] Geschichtl. Nachrichten von Brandenburg, 2. Aufl. Brandenburg 1840, S. 81. Uebrigens trug Friedrich am 24. Juli 1723 in das von seinem Großvater gestiftete Stammbuch deutsche Verse ein („Alles ist sterblich, die Tugend aber unsterblich, Da ich nach trachte und nichts achte"), welche wohl eigene Erfindung waren: bei [Ulrich] Bemerkungen eines Reisenden durch die Königl. Preuß. Staaten in Briefen, Altenburg 1779, I 505 und (aus Nicolais Beschreibung von Berlin und Potsdam) bei Preuß, Jugend S. 28. — Hille als Kritiker: an Grumbkow 18., 27. Dez. 1730, 6. Febr. 1731, und in zwei undatierten Briefen: „Je lui ai dit qu'ils étoient bons pour lui, mais qu'ils ne vaudroient

pas grande chose pour un particulier.“ Die Aeußerung des Prinzen gegen Grumbkow in Seckendorffs Bericht vom 19. Juni 1731 bei Förster III 75. Vgl. Œ. XI 37. Publ. LXXII 327.

(Seite 83.) **Der Kronprinz als Maler:** Das dem Dr. Kaufmann (in Briefen an Grumbkow als Monsieur Marchand erwähnt) geschenkte Pastellbild, Kopf eines alten Mannes, ist beschrieben in der „Schlesischen Chronik“ Nr. 91 vom 19. Nov. 1839. Auf der Rückseite des damals zu Grüneberg befindlichen Bildes stand: „Pinxit prostantem imaginem siccis vivisque coloribus, dum vitam in Pathmo Cüstrinensi viveret non vitam Serenissimus Borussorum Brandeburgicorum haereditarius Fridericus, quemque (?) in memoriam decessus reliquit. Cüstrini die 25. Febr. 1732. Dr. C. B. Kaufmann.“ Vgl. Nationalzeitung 20. Jan. 1887.

(Seite 83.) **Verbot der Lektüre:** Schon am 28. Aug. 1730 befiehlt der König dem Gouverneur, dem Arrestanten „alle seine Bücher“ mit Ausnahme der im Text genannten drei abzunehmen. Die Instruktion für Wolden vom 14. Nov. erlaubt außerdem die Berliner und Hamburger Zeitungen und „sämtliche sogenannten Intelligenzblätter“. — Die Schriften und Documente der alten Verfassung des Markgrafen Johann: Ranke S. 123, Anm. 2 aus der Novemberinstruktion; auf das Studium der Akten des Großen Kurfürsten weist das Handschreiben an Wolden vom 12. Jan. 1731. Verbot des „Amüsements“ mit Geometrie: an Wolden 24. Nov. 1730.

(Seite 84.) **Uebertretungen der Hausordnung:** Politische Diskussion mit Natzmer vgl. Kap. V (S. 195. 196). Hille spricht zu Grumbkow, 17. April 1731 (Förster III 26) von dem „petit politique Natzmer, qui me fait rire avec ses chimères d'ambassades et de négociations.“ — Die „Oekonomische Instruction“ für Wolden ist, wie die allgemeine, vom 14. Nov. 1730.

(Seite 85.) **Des Königs Kontrolle:** Das Schreiben vom 25. Mai nach einer nicht ganz korrekten Abschrift gedruckt bei Förster III 47; ebend. S. 23 die Aeußerung vom 13. April; das Verbot der Sommerkleider: Potsdam 15. Mai. Hilles Antrag auf Zulassung von Tischgästen schon am 19. Dez. 1730.

(Seite 86.) **Vor dem Wiedersehen:** Hille an Grumbkow 19. Mai, 5. Juni bei Förster III 44. 49; vgl. ebend. S. 69. Wolden an den König, 22. Mai. Die Antwort auf Woldens Bericht vom 19. Juni gebe ich nach dem Marginal des Königs, welches dem bei Förster III 49 abgedruckten Schreiben zu Grunde liegt. Woldens Antwort ist vom 28. Juni. Das Schreiben an Wolden vom 5. August bei Preuß, Urkundenbuch II 169; Förster I 386.

(Seite 86—88.) **Besuch des Königs in Küstrin,** 15. August 1731: Grumbkows Aufzeichnung ist bei Förster III 50 nicht ganz korrekt abgedruckt, so fehlt das „Fenstereinschlagen“.

(Seite 88.) **Nach der Zusammenkunft**: „Je n'ai pas cru jusqu'ici que mon père eût le moindre sentiment d'amour pour moi", Hille an Grumbkow 20./21. Aug., Förster III 59. — Der Brief des Kronprinzen an den König vom 18. Aug. und Antwort vom 21.: Œ. XXVII c, 15. 17.

(Seite 89.) **Neue Instruktion für Wolden**, Potsdam 21. August: bei Preuß, Urkundenbuch II 161; Förster I 386; vgl. III 61. — Wolden an den König, 25. Aug.: „So ist er auch alle Nachmittag außer der Stadt spazieren gewesen und findet darin groß Plaisir, zumal da er in so langer Zeit keine frische Luft geschöpfet hat." — Vorstellung der Offiziere in Landsberg: Schulenburg an Grumbkow 19. Okt. 1731, Förster III 72. — Verbot der Reise nach Sonnenburg, Besuch des Markgrafen Karl: Wolden an den König 15. Sept. mit dem Marginal: „Nach Sonnenburg gehet nit an." Vgl. Œ. XVI 17; XXVII c, 27; die zerschlagenen Gläser aus einem Berichte Woldens an den König.

(Seite 90.) **Weitere Ausflüge**: Der Besuch in Frankfurt (26. Dez. 1731) Publ. LXXII 10. Dazu Œ. XXVII c, 40.

(Seite 90—92.) **Tamsel und Frau von Wreech**: Wolden an den König 25. Juli: „Künftigen Montag hat den Kronprinzen der Obrist Wreech nach Tamsel auf das Mittag gebeten" (dazu Œ. XXVII c, 21); derselbe an Grumbkow, 12. Febr. 1732: „Demain nous allons à Tornow, pour y faire un *Anschlag von der Glashütte*, mais c'est plutôt pour avoir un prétexte de pouvoir dîner à l'île de Calypso." — Die in den Oeuvres XVI 5 ff. abgedruckten Briefe bedürfen einer anderen chronologischen Anordnung: Nr. 5, vom 5. Sept. 1731, gehört offenbar an die erste Stelle; Nr. 6 gehört gleichfalls, wie sich aus dem Inhalt ergibt, dem September an; Nr. 3 (mit dem poetischen Antrage) gehört wohl an einen etwas späteren Zeitpunkt der Bekanntschaft; Nr. 1, wo das Bild in Aussicht gestellt wird, stünde am zweckmäßigsten vor Nr. 8 vom 10. Febr. 1732 (Begleitbrief zu dem Bilde). Nr. 7, an Frau von Schöning, mit der Erwähnung des Zusammentreffens mit Frau von Wreech in Berlin, kann nicht nach dem Berliner Novemberbesuch von 1731 geschrieben sein, wie der Herausgeber annimmt, sondern gehört einer späteren Zeit an: wird doch in dem Brief die erst am 27. Mai 1732 geborene Tochter der Frau von Wreech erwähnt. Daß sich an die Geburt dieser Tochter großer Klatsch (Förster III 65. 81. 112; vgl. auch Berenhorst Nachlaß II 206) knüpfte, darf nicht überraschen; das stärkste Gegenargument ist der Inhalt des Briefwechsels. Das kategorische Dementi des Kronprinzen: Œ. XVI 52. — Die Schlußzeilen des Abschiedssonettes nach der zierlichen, allerdings ein wenig zu freien Uebersetzung bei Fontane, Wanderungen II 373 (3. Aufl.). Vgl. noch [v. Romberg] Sophie Gräfin Schwerin, S. 36 (2. Aufl.). — Die Verse an die Gräfin Finckenstein sind veröffentlicht im Jahresbericht des hist.-stat. Vereins zu Frankfurt a. O. 1864 (IV 9); über die Empfängerin vgl. Œ. XVI 132. Vgl. noch den Brief an Frau von Manteuffel vom 18. Dez. 1730, Œ. XXVII c, 173.

(Seite 92.) **Besuch in Berlin**, November 1730; Berlinische privilegierte Zeitung 1731, Nr. 142. 143. 144; Berichte von Guy Dickens 24. Nov., 1. Dez. bei Raumer III 562. 563; Büsching, Charakter Friedrichs II 2. Aufl., S. 188. Vgl. dazu Anekdoten und Karakterzüge XV 129. Ueber das veränderte Aussehen Mémoires de la Margrave II, 342; dazu Hille an Grumbkow schon am 5. Juni 1731 (Förster III 49) und am 6. Febr. 1731: „L'on trouve que le Prince a crû et qu'il prend de l'embonpoint." Der wackelnde Gang 2c. nochmals in des Königs Schreiben an Wolden vom 12. Jan. 1732.

(Seite 93.) **Notwendigkeit einer getrennten Hofhaltung**: Schulenburg an Grumbkow, 4. Okt. 1731: „Il me dit qu'il ne craignoit rien de plus que de se revoir toujours auprès du Roy." Förster III 67. — Wolden an Grumbkow, 13. Jan. 1731: „Je viens d'apprendre depuis peu d'assez bon lieu que l'on commence à travailler sous main au plan de replacer S. A. R. sur le pied qu'Elle a été avec le Roi son père. Je veux bien croire que ces gens-là ont l'intention bonne et droite, mais il me semble aussi qu'ils ne connoissent pas assez bien le terrain et qu'ils travaillent à une chose qui ne se soutiendroit pas; car ces tristes suites que cet état passé nous procure, sont encore si récentes à nos yeux qu'elles ne feroient encore plus craindre pour l'avenir". — Guy Dickens, 18. Aug. 1731 bei Raumer III 562. — Grumbkow an Friedrich, 20. Febr. 1732, Publ. LXXII 35. — Die Ordres wegen Verleihung des Regiments bei Preuß, Friedrich der Große mit seinen Freunden und Verwandten S. 384.

(Seite 93.) **Hilles Rückblick auf die Küstriner Zeit**: an Grumbkow, 8. Febr. 1732. Dazu einzelne Züge aus anderen Briefen. Wegen des Pachtanschlages vgl. unten S. 265.

(Seite 94.) **Handelspolitische Studien**: Hilles Grundriß „Kurzer Bericht von dem Finanzwesen in der Neumark und incorporirten Creisern", gedruckt bei Grävell, Drei Briefe über Preßfreiheit und Volksgeist, Berlin 1815, S. 131—170. Hilles Vermerk „Dieses Systema habe ich anno 1731 verfertigen müssen" berichtigt sich aus dem Briefwechsel mit Grumbkow, dem Hille schon am 18. Dez. 1730 eine Abschrift schickte. Der „Kurze Bericht" zeigt in seinem ersten Teil so augenfällige Uebereinstimmung mit der bei G. Schmoller, Die Russische Compagnie in Berlin, Zeitschrift für Preuß. Gesch. XX 71 mitgeteilten „Denkschrift über den Handel der Kurmark und Errichtung einer großen Handelscompagnie", daß auch für diese die Autorschaft Hilles wird angenommen werden müssen. Ebenso zeigt sich natürlich Uebereinstimmung mit dem bei Schmoller, Studien über die wirthschaftliche Politik Friedrichs des Großen (Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich 1884, S. 376) angeführten Bericht der neumärkischen Kammer vom Sept. 1723; auch dieselbe Täuschung über die Ursachen des einstigen Verfalls des märkischen Handels: „Die Krossener Zollrolle von 1678 und 1694 war nicht die Ursache,

sondern eine der Folgen des Verfalls." Für die ältere Geschichte des Oderhandels vgl. mit Hilles Grundriß: Schmoller, Die Handelssperre zwischen Brandenburg und Pommern im Jahre 1562, Zeitschrift für Preuß. Gesch. XIX. — Des Kronprinzen „Plan wegen des Commercii nach Schlesien": Œ. XXVII c, 36. Vgl. Publ. LXXII 7. Die Angaben über die Erträge der Russischen Compagnie sollten wohl im Sinne Hilles dazu dienen, der damaligen Mißstimmung des Königs gegen die Compagnie (vgl. Schmoller, Zeitschrift für Preuß. Gesch. XX 50) entgegenzuwirken. Das von dem Kronprinzen gewählte Beispiel für die Ungleichheit der Besteuerung der Schlesier und der Einheimischen (6—7 Thaler für ein Faß Zucker gegen 50 Thaler) entspricht nicht den Sätzen der Zollrolle von 1694, die für die Einheimischen noch weit ungünstiger waren.

(Seite 97.) **Charakteristik des Kronprinzen durch Hille**: H. an Grumbkow, 8. Febr. 1732, desgl. 13. Januar 1731: „Ce dont je suis bien sûr, c'est qu'il ne haïra jamais le travail, et qu'il trouvera le moyen d'accorder les plaisirs avec l'application aux affaires"; vgl. dagegen Schulenburg an Grumbkow, Förster III 70. — Prognostica für die Wahl der Berater: Schulenburg, 19. Okt. 1731 (Förster III 72); Hille 18. Dez. 1730 (Ranke S. 126, Anm. 1), 28. April 1731 (Förster III 41), 8. Februar 1732.

(Seite 99.) **Woldens Gesamturteil**: Förster III 64.

(Seite 99.) **Heiratspläne**: Friedrich Wilhelms Versprechen der Wahl zwischen etlichen, 25. Mai, Förster III 47; Grumbkows Vorschläge ebend. 75. — Die Wünsche der Oesterreicher: ebendas. 16. 28; 76 auszugsweise mitgeteilte Schreiben Eugens an Seckendorff vom 29. Jan. 1732 vollständig bei Förster, Die Höfe und Cabinette Europas im 18. Jahrhundert, Urkundenbuch I 125. — Projet de déclaration du Prince Royal (wegen Verheiratung mit einer Erzherzogin, April 1731): Förster III 21. — Ansichten über das Heiraten: Hille an Grumbkow 18. Dez. 1730; Schulenburg 4. Okt. 1731. — Die Katze im Sack: Hille 2. Juni 1731, Förster III 46; Wolden 25. Sept.

(Seite 101.) **Ankündigung der getroffenen Wahl**: Œ. XXVII c, 53. Publ. LXXII 25.

(Seite 102.) **Die vier Briefe an Grumbkow**: Publ. LXXII 28—34.

(Seite 103.) **Grumbkows Erregung**: an den Kronprinzen und an Wolden, 21. Febr., Publ. LXXII 38 ff.; zwei ungedruckte Briefe an Seckendorff vom 22. Febr., bezw. ohne Datum: „Je crois que je serai dorénavant fort mal dans le bel esprit royal." — Seckendorffs Bericht vom 23. Febr. bei Förster III 78; seine Angabe, daß Grumbkow „keinen Brief ohne mein Wissen an den Kronprinzen geschrieben" (ebend. S. 158), ist nicht völlig wörtlich zu nehmen; vgl. ebend. S. 95. — Friedrichs Antwort an Grumbkow, 22. Febr., Publ. LXXII 41; Antwort Woldens, 23. Febr.

(Seite 104. 105.) **Abschied von Küstrin**: Publ. LXXII 14. 18.

(Seite 105.) **Franz von Lothringen:** Des Kronprinzen Sorgen drückt der Brief an Grumbkow vom 2. Febr., Publ. LXXII 22, aus. Spätere Urteile über den Gast: 9. Sept. 1739, Œuvres XXI, 321; Tagebuch Lucchesinis, Bischoff S. 168. — Zu dem Aufsatz von C. v. Duncker über den Besuch des Herzogs von Lothringen in Berlin (S. B. der Wiener Akademie Bd. 141) vgl. die Bemerkungen in der Hist. Zeitschrift LXXXIV 554, denen ich mich anschließe.

(Seite 106) **Die Verlobung, Urteile über die Braut:** Berlinische Zeitung 1732, Nr. 32, 12. März; Manteuffels Berichte aus Berlin bei von Weber, Aus vier Jahrhunderten N. F. II 233—237; Aeußerungen des Kronprinzen: Förster III 83; Œuvres XXVII a, 4; Korrespondenz zwischen Seckendorff und dem Prinzen Eugen bei Förster III; Grumbkows Belohnung ebend. S. 232.

(Seite 106. 107.) **Bildung des Ruppiner Hofstaates:** Förster III 88. 90. 95. 100. — Wolden: Œ. XVI 78. 80; XXVII c, 81. Publ. LXXII 18. — Natzmer: Förster III 91. — Keyserlingk: ebend. 62. 63.

(Seite 107.) **Anfänge als Regimentschef:** Œ. XVI 29. 49. 64. 68. 69. 91. — „Université de Potsdam": Œ. XVI 165 (noch 1739). — Seine Absicht, sich zu kleiden, ist nach Hille (30. Sept. 1731): „de porter toujours l'uniforme, mais des surtouts très magnifiques." Vgl. im allgemeinen Becher, Kronprinz Friedrich als Regimentschef 1732—40, Berlin 1892.

(Seite 108. 109.) **Hacke, Derschau, Seckendorff, Grumbkow:** Œ. XVI 51. 83; XXVII c, 177; XXVII 1, 8. Journal de Seckendorff, p. 149. Ueber Hacke eine Aeußerung aus dem ungedruckten Tagebuche des Geh. Rats Milsonneau von 1740. — Friedrichs spätere, überaus anerkennende Urteile über Hacke: Œ. XXVI 85. 110. — Seckendorffs Brief an Grumbkow, Hamburg 22. Sept. 1732, über seinen Besuch in Ruppin am 17: Publ. LXXII 59.

(Seite 109.) **Aeußerungen über das Heiraten gegen Grumbkow:** Publ. LXXII 56. 75.

(Seite 110.) **Braut und Bräutigam:** Herzog Ferdinand Albert an Grumbkow, Wolfenbüttel 6. Okt. 1732: „Junior nous écrit souvent présentement (vgl. dazu Œ. XVI 56; XXVII 3, 59), et il commence à goguenarder dans ses lettres avec sa promise, et on le paie de la même manière" (in Grumbkows Nachlaß). Dazu Œ. XVI 79; Hahnke, Elisabeth Christine, Berlin 1848, S. 18. — Reise nach Braunschweig, Febr. 1733: Œ. XVI 79; Zeitschrift für Preuß. Gesch. IX 601; Berlinische Zeitung 1733, Nr. 22.

(Seite 111.) **Oesterreichs Intrigue gegen die braunschweigische Heirat:** Seckendorff an Grumbkow. 8. Nov. 1732 und Grumbkows Antwort vom 14.: Publ. LXXII 76. 80. Als „des Robinson Project" bezeichnet Seckendorff die Intrigue bei Förster III 117. Der peinlich berührte braunschweigische Brautvater schreibt an Grumbkow, Wien 3. Dez. 1732: „Il faut espérer que les projetti iront en fumée . . . Je me rapporte à M. de Gotter

sur l'odeur dans lequel Votre Exc. se trouve auprès de Leurs Maj. Imp. et toutes les honnêtes gens." Vgl. Publ. LXXII 85. — Friedrich Wilhelms Entrüstung: Förster III 134 ff.

(Seite 112. 113.) **Die Hochzeitstage in Salzdahlum:** Seckendorffs Berichte vom 13. Juni, 4. Juli bei Förster III 148—156; Journal de Seckendorff p. 29; Œ. XXVII a, 9; Heldengeschichte I 227; Glaser, Die Hochzeit Friedrichs des Großen in Westermanns Illustrierten Monatsheften 1871. — Ueber den Neubau des für den Kronprinzen bestimmten Hauses (das Kronprinzliche Palais von 1886) vgl. Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 166, Anm.; über die Einrichtung Prinzeß Charlotte („Lottine"), 18. Jan. 1733; Œ. XXVII a, 339. — Des Prinzen Wunsch, nach der Hochzeit in Ruppin zu bleiben. Œ. XVI, 89. — „La garnison chérie" ebend. 96. 98.

(Seite 115.) **Bredow als militärischer Mentor:** Friedrich Wilhelm an Bredow, Braunschweig 18. Febr.; Berlin 4. März 1733. Kaspar Ludwig von Bredow vom Marwitzischen Infanterieregiment war 1676 oder 1677 geboren. — Dazu Œ. XVI 81. 82. 88. 89. 97. 328; XXV 476. 482; Journal de Seckendorff p. 38.

(Seite 115—118.) **Feldzug von 1734:** Friedrich Wilhelm über seine 10,000 Mann: Ranke 216, Anm. 2. — Abgang des Kronprinzen zur Armee: Journal de Seckendorff p. 4. — Kampfluſt und Ruhmbegierde: Œ. XVI 55. 85; — die Aeußerung über Condé, Eugen, Marlborough: Histoire de mon temps, 1746 herausg. von M. Posner (Publ. IV 162); 1775 bei der Umarbeitung blieb die Stelle weg (Œ. II 4); aber 1773 nennt Friedrich in einem Brief an Voltaire dieselben drei Namen als Beispiele: „Le grand Condé, Marlborough, le prince Eugène ont vu dépérir en eux la partie pensante avant leur corps. Je pourrai avoir un même destin, sans avoir possédé leurs talents." Œ. XXIII 256. Vgl. noch über Eugen: Publ. IV 164; XXII 350 (Catts Tagebuch 16. Juli 1758) LXXII 163; Journal de Seckendorff p. 12; Œ. I 167; VIII 51. 52; XVI 132; XXV 461. — Hauptausbeute des militärischen Kursus: Œ. XVI 131. Riedesel: Anekdoten und Charakterzüge VI 79. — Exerzierteufel: Œ. XXVII c, 181. — Die Instruktion vom 13. Juni 1734 bei Förster I 397; Korrekturen dazu bei Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 251. — Lebensgefahr: Tagebuch FBPG IV 220. Correspondance familière de Frédéric avec Suhm, Berlin 1787, T. I, p. XIX. Tröger a. a. O. S. 48. — Die Briefe an Gröben vom 17. und 24. August 1734, die ohne die Schilderung der österreichischen Gemütlichkeit in den Œ. XXVII c, 181. 182 abgedruckt sind, haben mir in unverkürzten Abschriften vorgelegen. Der Brief an Natzmer, Heidelberg 25. August 1734, befindet sich in Privatbesitz. Mit dem Herzog von Aremberg, dem „patriarche des bons vivants" (Œ. XXI 298) blieb Friedrich nach 1734 einige Zeit in Briefwechsel: vgl. Œ. XVII 27; XXI 263. 305. 308. 313; Ranke S. W. XXIV 202. Polit. Korrespondenz XXVII 395. Ueber Gröben vgl. Œ. XVI 89; Büsching, Charakter Friedrichs II., S. 20 (2. Ausg.).

(Seite 119.) **Krankheit des Vaters:** Förster I 406; Heldengeschichte I 241. Vgl. Kap. VI S. 266.

(Seite 120.) **Teilnahme am Feldzug von 1735 versagt:** Œ. XVI 134; XXVII a, 30. 32. 34; b, 18; c, 90—96. Journal de Seckendorff p. 72. 82.

(Seite 121.) **Reise nach Preußen:** Œ. XVI 135; XXV 405; XXVII a, 34; 2, 31. 32; 3, 95. 97—101. Stadelmann, Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußens, S. 136. 204. 205. (Publ. II.) — Stanislas: Publ. LXXII 113. 114. Heldengeschichte I 247; Journal de Seckendorff p. 30. 79; Politische Korrespondenz IX 218; XXVII 352; Tagebuch Lucchesinis, Bischoff S. 251.

(Seite 122.) **Bau von Rheinsberg:** (Hennert) Beschreibung des Lustschlosses und Gartens zu Rheinsberg, Berlin 1778. Œ. XXVII a, 12. 75; c, 77.

Zum vierten Kapitel.

(Seite 123.) **„Ci gît qui a vécu un an“:** aus dem undatierten Briefe (Ende Okt. 1737) an Grumbkow Publ. LXXII 164. Die Grabschrift des Sulpicius Similis, Praefectus praetorio unter Hadrian, überliefert Dio Cassius 69, 19.

(Seite 124.) **Die Damen in Rheinsberg:** Œ. XXI 203; XXV 486; vgl. XVI 150. — Frau von Brandt: Journal de Seckendorff 142. 144. Œ. XVI 150; XXI 238; die Kameradin, welche 1738 gleichfalls an Voltaire schrieb („les reines de Saba du Nord“, Œ. XVI 158; vgl. XXI 202), scheint gar Frau von Wreech gewesen zu sein: vgl. Œ. XVI 152 (ebend. 150: „j'ai eu peine à m'imaginer que la dame que vous me nommez en soit l'auteur“). — Iris: Œ. XIV 30; 1740 mit Buddenbrock vermählt. — Frau von Morrien, geb. v. d. Marwitz: Œ. XIII 8; XVII 173. 191. 216; XXIII 150. — La petite Tettau: Œ. XVII 216. 244 („Mes amours à Finette“); Manteuffel bei Droysen V, 1, 117; Mémoires de le Margrave II 296. — Die Kannenbergs: Œ. XXVII 1, 51. — Frau von Rocoulle und das Mittwochskollegium: XVI 154. 188; des Hörrohres erinnert sich Friedrich 25 Jahre nach dem Tode der alten Dame in einem Briefe an Fouqué vom 16. Febr. 1766, Œ. XX 147.

(Seite 124—126.) **Der Kronprinz und seine Gemahlin:** Œ. XXVI 1 ff.; Hahnke, Elisabeth Christine S. 113; Journal de Seckendorff p. 11. 71. 103. 147. 207 und aus derselben Quelle die Nachrichten Manteuffels bei Weber, Aus vier Jahrhunderten N. F. II 238 und bei Tröger a. a. O. S. 36. 43—46. Am 23. Sept. 1736 spricht der Kronprinz gegen Grumbkow die Erwartung aus, Vater zu werden, am 1. Febr. 1737 schreibt er demselben: „Je crois que le Roi est d'opinion que je n'aurai point d'en-

fants.“ Publ. LXXII 130. 148. — Heirat als Abkühlungsmittel: Politische Korrespondenz VIII 408.

(Seite 126.) **Ankunft der Damen, Besuch des Königs**: Œ. XXV 478. 486. Journal de Seckendorff p. 148. 154. Vgl. Bratuscheck S. 129. Der zweite Besuch des Königs erfolgte am 7. August 1737: Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 180.

(Seite 126.) **Rheinsberg-Sanssouci**: Publ. LXXII 154: „Je pars pour retourner à Rheinsberg, c'est mon Sanssouci.“ Bekannt ist, daß Manteuffel sich „Junker von Kummerfrei“ zu nennen pflegte. — Die beiden andern im Text angeführten Briefstellen: Œ. XVI 297; XXI 44.

(Seite 126. 127.) **Tageseinteilung, die nützlichen und die angenehmen Beschäftigungen**: Œ. XVI 290. 294 (nos heures assez bien partagées); XXI 44.

(Seite 127.) **Bisherige Studien**: Bekenntnis an Duhan: Œ. XVII 278. 279. — Erschöpfende Mitteilungen aus dem im Geh. St.-A. befindlichen Katalog der Bibliothek des Kronprinzen bei Bratuscheck S. 39—51. 117—122. Den Aufstellungsort der Bibliothek ergibt Kattes Aussage vom 28. Aug. 1730. Ueber das Schicksal der Büchersammlung 1730 vgl. G. Friedlaender, Zeitschrift für Preuß. Gesch. VI 1—4; Raumer III 531. — Nächtliche Lektüre während des Schlafes von Finckenstein: Publ. XXII 404. Vgl. auch Tröger S. 41.

(Seite 128. 129.) **Emsigkeit des Studiums in Rheinsberg und Lernmethode**: Catts Tagebuch, 7. Sept. 1758; ebend. 362; Lucchesinis Tagebuch, Bischoff S. 248. — Versuch zur Abgewöhnung des Schlafes: Schöning, Friedrich II., seine Person und sein Privatleben, Berlin 1808, S. 3; vorher aus Schönings Manuskript bei Büsching, Charakter S. 8. — Friedrichs Lesen: vgl. M. Posner, Die Montesquieu-Noten Friedrichs II. (v. Sybels Historische Zeitschrift XLVII 200. 221). — Drucklegung der Excerpte: vgl. Miscellaneen zur Gesch. Friedrichs des Großen, Berlin 1878, S. 92. — Rheinsberg Kloster: Œ. XVI 141. 155. — Neigung zu Magenkrämpfen: XVI 163. 372. 381. — Aerztliches Verbot des Studiums XXI 264; vgl. 360.

(Seite 130.) **Jahreseinteilung**: Œ. XVI 352; an Oranien, 1. Juli 1737 bei Ranke, S. W. XXIV 200. Ein andermal unterscheidet Friedrich: semestre de cour et semestre d'étude. Œ. XXI 341.

(Seite 130.) **Rheinsberger Freundeskreis**: Unentbehrlichkeit der Freundschaft: Œ. XIX 12. — Manteuffel über Friedrichs Ruppiner Umgang: Weber a. a. O. II 246. 259. — Einzug der Freunde: Œ. XVI 277; vgl. XVI 112.

(Seite 131.) **Jordan**: von Manteuffel empfohlen, kennt Voltaire persönlich: Œ. XXI, XXV 472. 475. Dazu VII 3 ff. (Eloge de Jordan); XI 26. 71; XVII 49 ff. (Briefwechsel); XXI 35. Jordans Kometenfurcht noch 1780 unvergessen; Tagebuch Lucchesinis, Bischoff S. 168.

(Seite 132.) **Keyserlingk** (geb. 1698): Gegenüberstellung mit Jordan,

Œ. XI 31. — Histoire de l'Académie, Année 1747, p. 469 (Eloge, von Maupertuis). Dazu Œ. X 22; XI 92. 130. 151; XIV 40; XVIII 141. 143; XXI 65 und oft in der Korrespondenz mit Voltaire; XXV 434; Politische Korrespondenz IV 263; Zeitschrift für Preuß. Gesch. XII 627; Bielfeld, Lettres familières I 47. 83. (2. Aufl.) Pöllnitz II 186.

(Seite 133.) **Stille** (geb. 1696): Pauli, Leben großer Helden IX 85; sehr unbedeutend: Fisch, Stille und Friedrich der Große contra Lessing. (1885.)

(Seite 133.) **Fouqué** (geb. 1698): Die Fabel von Fouqués Anwesenheit in Küstrin (das ausgelöschte und wiederangesteckte Licht) aus den Mémoires du baron de la Motte-Fouqué, Berlin 1788, I 5 (vgl. Anekdoten und Charakterzüge XII 95) ist längst widerlegt (Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 184). Dieselbe Anekdote wird von Knobelsdorf erzählt (vgl. ebend. S. 122). Eine Auswahl aus dem Briefwechsel mit Fouqué: Œ. XX 109 ff. — Ein paar Stücke aus der Korrespondenz der Bayardritter: Mémoires II 259 ff. — Remusberg: Œ. XXI 52. — Für Fouqués Uebertritt in den dänischen Dienst Friedrichs Briefe an Löwenörn vom 19. Jan., 25. Febr., 29. März, 7. Mai, 4. Juli 1739, herausg. von Schnackenburg, Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine LXXVIII 1—5; vgl. auch FBPG VII 55. 57. 58. — Keyserlingk und Fouqué, „les héros", Borcke S. 24.

(Seite 135.) **Chasot** (geb. 18. Febr. 1716) vgl. Fouqué-Arbates Œ. XX 120 und „König Friedrich d. Gr.", 2. Aufl. S. 639. — Chasots unglückseliges Flötenspiel: Œ. XVII 61.

(Seite 135.) **Wylich**, „au visage bourgeonné": Politische Korrespondenz VIII 473.

(Seite 135. 136.) **Zahl und Auswahl der Hausgenossen:** Œ. XXVII 1, 46; Brief an Wilhelm von Oranien bei Ranke S. W. XXIV 198. — Geist und Materie: Œ. XXV 485; Journal de Seckendorff p. 153. — Chetardie: Œ. XVI 148; XXI 327. Der schwedische Staatsmann Tessin erzählt: „J'ai vu M. de La Chétardie lors de son passage par Copenhague (1742), mais son miroir étoit plus intéressant que nos entretiens sur les affaires de nos deux cours. Il y avoit malheureusement un trumeau dans mon cabinet, qui captivoit son attention." Tessin och Tessiniana, Stockholm 1819, p. 115. Vgl. auch v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, Neue Folge I 292 ff.

(Seite 136.) **Preis der Rheinsberger Gastlichkeit:** Borcke S. 24; Formey, Souvenirs I 106. Publ. LXXII 134. Bielfelds Briefe sind im übrigen unberücksichtigt geblieben. Sie enthalten nachweislich einen echten Kern, den herauszuschälen aber selten möglich ist. Friedrich als Freimaurer: Beschreibung der Säkularfeier der Aufnahme Friedrichs des Großen in den Freimaurerbund. Berlin 1838. Vgl. Œ. XVI 203 und Lucchesini S. 256, sowie jetzt: Knorr, Fr. d. Gr. als Freimaurer (Hohenzollern-Jahrbuch 1899, S. 104 ff.). L. Keller, Graf Albrecht Wolfgang von Schaumburg-Lippe und die Anfänge des Maurerbundes in England,

Holland und Deutschland (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 1901, Heft 7. 8.)

(Seite 136.) **Die Musik in Rheinsberg:** Œ. XXVII a, 34. 58. 59. Tröger S 41. Vgl. jetzt G. Thouret, Fr. d. Gr. als Musikfreund und Musiker, Leipzig 1898, S. 106. 125. — Ueber Händel: an Wilhelm von Oranien, 19. Okt. 1737, bei Ranke XXIV 202.

(Seite 137.) **„Le vieux major“:** Œ. XXVI 17. — Wenn ich die Angabe Münchows zu wiederholen mich entschlossen habe, so geschah es, weil derselbe sich in diesem Falle auf die ihm noch vorliegenden Briefe des Kronprinzen an seinen Vater beruft (Gallus a. a. O. S. 517), die seinem Gedächtnis zu Hilfe kommen mochten. Alex. Christoph ist, als Friedrich in seinen ersten Krieg gezogen war, am 19. Jan. 1741 zu Frankfurt a. O. inskribiert worden; sein Patent als Sekondeleutnant bei der Garde ist vom 2. Nov. 1743.

(Seite 138.) **Religiöse Entwickelung:** Vgl. auch oben S. 9 ff. Frédéric le Philosophe: Œ. XVII 1, p. XIII; vgl. Bratuscheck S. 35. 116. — Verhör Kattes, 9. Sept. 1730: „Von der Religion habe Arrestant solche Discurse von ihm (dem Kronprinzen) gehört, daß er darin sehr ferme gewesen, auch wohl Pièces gelesen, welche er geschrieben.“ — Lektüre von Bossuet (sur les variations de l'église protestante) und Basnage (Hist. de la religion des églises réformées) während der Küstriner Haft: Catts Tagebuch vom 22. Nov. 1759. Publ. XXII 408. Der erste Religionslehrer Andreä, allerdings ein Anhänger der Prädestinationslehre, erklärte im Verhör vom 6. Dez. 1730, er habe den Prinzen „nicht anders unterrichtet, als die H. Schrift und alle Glaubensbekenntnisse der Reformierten Kirche, insonderheit auch des Churfürsten Joh. Sigismundi, welches Deponent gleich allen Hofpredigern nach Sr. Königl. Majestät Befehl zweimal unterschrieben, es erforderten.“ Wegen der Materie von den ewigen Ratschlüssen habe er dem Prinzen gesagt, daß diese Materie für ihn noch zu hoch sei. Nachher habe der Hofprediger Noltenius (vgl. oben S. 10) den Unterricht erteilt. Vgl. Ranke S. 88, Anm. 2. Auch Kalckstein sagte aus (8. Dez.), daß er in den Religionsstunden nie etwas von dem Particularismus gehört habe. — Den dreimaligen Kirchenbesuch schreibt die Instruktion für Wolden vom 14. Nov. 1730 vor. — Hille und Schulenburg: vgl. Förster III 62. 66. Publ. LXXII 46. 47. — Protestant gegen Katholiken und Reformierter gegen Lutheraner: vgl. Œ. XVI 72. 98; XXVII a, 17; Förster III 22. 64; an Oranien, 20. Nov. 1735, bei Ranke XXXIV 195. Bei der Benutzung der Briefe an Oranien darf nicht übersehen werden, daß Friedrich am 8. Febr. 1736 an Manteuffel schreibt: „Le Prince aimant le phébus, je crois lui en avoir servi selon le petit talent que j'ai reçu du ciel“ (Œ. XXV 409). — Gegen die Beschuldigung des Atheismus: an Grumbkow 27. April 1732. — Spinoza: Œ. XVI 71.

(Seite 141.) **Studium des Cartesius, Beweis des Daseins Gottes:** Ueber La Croze Bratuscheck S. 22. 111. — Das Epigramm: „Il avouera,

voyant cette figure immense, | Que la matière pense"; Œ. XXI 42. Vgl Mangold im Archiv für das Studium der neueren Sprachen CV 331. 342. — Der Brief an die Markgräfin vom 10. Nov. 1735 bei Bratuscheck S. 99; an Grumbkow: Publ. LXXII 118—120.

(Seite 143—147.) **Unsterblichkeitsglaube, Studium Wolffs**: Œ XVI 250. 251, 117 (der „ministre" in Manteuffels Brief an Brühl vom 24. April 1736 ist natürlich der Prediger Achard und nicht, wie v. Weber a. a. O. II 256 annahm, der französische Gesandte Chetardie). Lavisse II 48, Anm. 1. — Manteuffel: Weber II 252; Œ. XXV 395 ff. Tröger S. 43. — Zweite Verfolgung Wolffs: Weber II, 257. 258, Œ. XXI 15. — Allmähliches Eindringen in Wolffs Philosophie: Œ. XVI 262. 274. 281. 329; vgl. XVI 269; XXI 35. — Suhm: Œ. XVI 259. 301. 306. 308; XXV 460. — Confession de foi: Weber II 256; vgl. Œ. XXI 36. Publ. LXXII 127. Vgl. zu dem Glauben „à celui q'uil a envoyé pour éclairer et sauver le monde" bereits den Brief an Manteuffel vom 27. März 1736 über die „véracité de la vie sainte et sans tache de Notre-Seigneur" (Œ. XXV 436), und dagegen den Brief an Voltaire von 1738 über den Homme-Dieu (Œ. XXI 201). — Umschreibung des Standpunktes nach beiden Seiten: Œ. XVI 272 (an Suhm 3. Juli 1736); die nicht sofort verständlichen „foudres du pédagogue" habe ich frei übersetzt mit Zuhilfenahme von Œ. XIV 10: „Qu'un scolastique atrabilaire, | Sans charité, peu tolérant, | Plein d'un faux zèle, sanguinaire, | Dépeigne Dieu comme un tyran." — „Nous étudions Wolff en dépit de nos prêtres": Œ. XVI 277. — Suhm und Manteuffel als Verführer: ebend. XVI. 328.

(Seite 148—152.) **Philosophische Diskussion mit Voltaire**: Der Briefwechsel bis zum Regierungsantritt Friedrichs: Œ. XXI. Die Ueberlieferung des Textes ist verwahrlost; vgl. den verbesserten Abdruck einiger Stücke nach den Originalen in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litt., herausg. von Behrens und Körting Bd. VII. — Manteuffel, Grumbkow und Voltaire: Œ. XXV 473. 486; Journal de Seckendorff p. 152. — Histoire de Charles XII: Œ. XVI 50; VII 85. — Für die im Text verwerteten Briefstellen verzichte ich auf Einzelcitate, neben den Briefen an Voltaire und Suhm schien mir der Brief an Camas 10. Jan. 1739 (Œ. XVI 160) mit dem erneuten schroffen Ausdruck des Fatalitätsglaubens von großer Erheblichkeit. — Unsterblichkeitsglaube wieder erschüttert: Œ. XVI 272; XIV 9. — Bayles Werke hat Friedrich nach einer Aeußerung gegen Lucchesini (Bischoff S. 248) in Rheinsberg sämtlich gelesen: frühere Bekanntschaft ist nicht nachweisbar. Zwei Zeugnisse von 1737: Œ. XI 29; XXI 64. — Locke: XIV 28. 71. 76; XXI 15. 120. 264; dazu aus späterer Zeit die im Text angeführten Stellen aus den Memoiren von 1746 und 1775 (Publikationen aus den Preuß. Staatsarchiven IV 193; Œ. II 36). — Den ersten Abschnitt eines Werkes über die Philosophie Friedrichs des Großen hatte im Herbst 1885 E. Zeller veröffentlicht: „Friedrich der Große in seinem Verhältnis zu der Philosophie seiner Zeit und der Vorzeit" (Deutsche Rund-

schau, Jahrgang XI, Heft 12). Vgl. jetzt Zeller, Friedrich d. Gr. als Philosoph, Berlin 1886.

(Seite 153.) **Physikalische Studien**: An Oranien 19. Nov. 1738: „Je suis à présent plongé dans la physique jusque par dessus les oreilles“ (bei Ranke XXIV 207); Œ. VIII 24; XIV 23. 28 (Newton); XVII 22; XXI 243. 264. 277; Lucchesini bei Bischoff S. 270. — Briefwechsel mit der Marquise de Châtelet: Œ. XVII; mit Algarotti: Œ. XVIII; dessen erster Besuch: Œ. XVI 378; XVII 8. 33; XXI 327. 340. — Wolff an Manteuffel über Algarotti und den Newtonisme pour les dames: Büsching, Beyträge I 35. 100.

(Seite 154.) **Abwendung von der deutschen Bildung**: Œ. XXI 25. 77. 235. Friedrich hat von seinen ältesten Poesien nur eine kleine Auswahl in die Œ. der Philosophie de Sanssouci aufgenommen. Vgl. jetzt Mangold, Jugendgedichte Friedrichs d. Gr. 1736—38, Archiv für das Studium der neueren Sprachen CV. CVI.

(Seite 156.) **Studium der Alten**: Œ. XIV 4; XVI 143. — Vorliebe für Cicero: Œ. XXI 76. — Nachahmung des Horaz: Œ. X 43. Moriz Haupts Urteil über Friedrichs Poesie: Opuscula III 137. — Alte Geschichte: an Grumbkow, Küstrin 26. Jan. 1732, Publ. LXXII 20; Œ. XXVII a, 52. — Auf die Briefe an Atticus wurde Friedrich durch Grumbkow geführt: Publ. LXXII 161. Am 13. Nov. 1737 empfiehlt Friedrich dieselben Briefe Voltaire zur Lektüre (Œ. XXI 114); dazu die Bemerkung: „C'est proprement de la faveur des historiens que dépend la réputation des princes.“ Vgl. indes schon XVI 143. Ueber Geschichtsstudium: Œ. VIII 259. — Montesquieu: vgl. Posner, die Montesquieu-Noten Friedrichs II., Histor. Zeitschrift XLVII; Œ. XVII 24; Hist. de mon temps 1746, Publ. IV 196.

(Seite 157.) **Verhältnis zur deutschen Dichtkunst**: Haller und Gottsched: Œ. X 138 (Epître à Bredow, um 1750); Litzmann in Zeitschr. für deutsches Altertum XXX. — Besuch der deutschen Komödie: Œ. XVI 60 bis 62 (23. Sept. 1732) mit dem Schwur „de ne jamais remettre le pied en telles comédies“; XXVI 3 (Ruppin 13. Juni 1739): „Il y a ici une bande de marionnettes auxquelles Chasot applaudit beaucoup, et principalement au Hanswurst, comme il l'appelle, qu'il dit excellent acteur“; XXVII 3, 32. Ueber Kilian Brustfleck vgl. W. Scherer, Aus Goethes Frühzeit S. 122. — Weigerung, Wolff in der Ursprache zu lesen: Œ. XVI 258. 259. Friedrich hat das Theater zum erstenmal am 18. Januar 1728 in Dresden besucht (Dresdener Geschichtsblätter 1899, Nr. 1, S. 143).

(Seite 158.) **Gresset**: Œ. XVI 277; XXI 75. 183; XXV 473. 476. 478. Lavisse II 69.

(Seite 158—159.) **Art des Verkehrs mit Voltaire**: Sprachunterricht Œ. XXI 40. 140. Zum Vergleich aus späterer Zeit Miscellaneen zur Geschichte Friedrichs II, S. 263. — Ueber „Voltaire als Politiker und

Nationalökonom" vgl R. Mayr im Jahresbericht des Vereins der Wiener Handelsakademie, Wien 1881, S. 123.

Zum fünften Kapitel.

(Seite 161.) **Chesterfields Jahr 1725**: Œ. XVI 216; XXI 343; an Oranien (1739) bei Ranke XXIV 212.

(Seite 164.) **Stellung der Mächte zu der jülich-bergschen Frage**: Für die Kurie vgl. Rottmanner, Der Kardinal von Bayern, München 1877, S. 74.

(Seite 165—172.) **Der Kaiser und Preußen**: Ueber die geheime Klausel der brandenburgischen Konkurrenz zu der Reichsgarantie vgl. Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II. I 50; II 79 ff., 116. 124. — Zusammenkunft in Prag: Grumbkow an Seckendorff, 3. Sept. 1735 bei Droysen IV, 4, 435; Podewils Denkschrift vom 1. Juni 1747, Miscellaneen zur Gesch. Friedrichs II., S. 447; Robinsons Berichte aus dem hannöv. Archiv bei Droysen IV 3, 162 ff.; vgl. ebend. 311. — Promemoria an den Wiener Hof vom 12. Dez. 1735 ebend. 283. — Die identischen Noten von 1738: ebend. 327. 330. 335. — Die Konvention zwischen dem Kaiser und Frankreich vom 13. Jan. 1739: Preußische Staatsschriften II 170—175. — Die Aeußerungen Friedrich Wilhelms: Förster III 309, 313; Journal de Seckendorff p. 9 (vgl. dazu p. 29; trotz des von Droysen IV 3, 149 gegen Carlyle Angeführten möchte ich den Vorgang nicht in das Jahr 1732 legen, denn für den 17. April 1732 ist nur die Anwesenheit des Königs in Priort bezeugt, während Seckendorff an diesem Tage nicht dort zugegen genannt wird; der Vorgang mag also zu einem anderen, chronologisch nicht fixierbaren Besuch in Priort gehören). — Voilà quelqu'un qui me vengera un jour: Journal de Seckendorff p. 139. Vgl. weiter Droysen IV, 3, 231. 334; Species Facti von 1736 bei Droysen IV, 4, 451; Œ. XXVII c, 334.

(Seite 173.) **Vorsichtige Haltung des Kronprinzen**: Œ. XVI 90; XXI 234; Förster III 131; Raumer III 566. — Vermutungen wegen der einstigen Günstlinge: Journal de Seckendorff p. 9. 27. 65. 66. 68. 69. 90. 207. Manteuffel: Förster III 232; Œ. XXV 496; Droysen IV, 3, 253 Anm.; Journal de Seckendorff p. 164. Publ. LXXII 168.

(Seite 174.) **Der Kronprinz und der kaiserliche Hof**: Förster III 84. 95. 99. 113. 148. 231; Brief Seckendorffs vom 22. Sept. 1732 oben S. 249; Œ. I 163; XVI 27 ff.; Journal de Seckendorff p. 103; Raumer III 568.

(Seite 175.) **Der Kronprinz und die Engländer**: Förster III 48; Œ. XX 55; Politische Korrespondenz VII 328; IX 446; X 216, 382; Publ. LXXII 169. — Heirat von 1740: Zeitschr. für Preuß. Gesch. XVIII 17; vgl. dazu Politische Korrespondenz IX 170; Œ. VIII 253; Mémoires de la Margrave II 197; Preußische Jahrbücher XLIV 644.

(Seite 176.) **Der Kronprinz und Frankreich**: Lavisse II 230—236. 324 ff. Journal de Seckendorff p. 28. Publ. LXXII 137 ff.

(Seite 178—183.) **Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe:** Œ. VIII. Den praktisch-publizistischen Charakter der Schrift erkannte erst M. Duncker, Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich (a. a. O. S. 3 ff.). — Das Gesetz vom zureichenden Grunde (Œ. VIII 16) wird auch im Antimacchiavell (VIII 284) angewendet. Voltaire über das Manuskript: Œ. XXI 193. 217. 229.

(Seite 184—194.) **Antimacchiavell:** Beginn der Arbeit: Œ. XXI 278. 289. 298. 335; vgl. den ganzen Brief an Voltaire vom 8. Jan. 1739, S. 252 und schon 184. 197. 207. — Beziehung auf Fleury: Œ. VIII 179. 248; XIV 87. Publ. LXXII, S. XXIV. — Moral und Politik: vgl. insbesondere VIII, 232. 246. 293. 294; die Vertragstheorie 248. 254. 297; die spätere Fortbildung: Publikationen aus den Preuß. Staatsarchiven IV 155; Œ. II, p. XVI; XVII 227; Politische Korrespondenz IV 69; XI 236; sowie die weniger prinzipiellen Aeußerungen, die ich Histor. Zeitschrift XLIII 97 zusammengestellt habe. Vgl. auch Fechner, Ueber Friedrichs des Großen Theorie der auswärtigen Politik, Programm des Johannesgymnasiums zu Breslau 1876. — Zwei Arten Fürsten: Œ. VIII 272. — Richteramt: VIII 225. 230. — Le premier domestique: VIII 168; vgl. I 123; IX 193, und Testament politique von 1752: „Le souverain est le premier serviteur de l'État." — Der Fürst als Kriegsherr: VIII 218. 230. — Die besten Truppen: VIII 216; das dort über die Wirkung der Bürgerkriege Gesagte wiederholte Friedrich ebenso gegen Lucchesini (Bischoff S. 166) vgl. auch Pol. Corr. XII 268. — Der König im Norden: ohne Frage in Opposition gegen Montesquieu, vgl. Posner, die Montesquieu-Noten Friedrichs II. Histor. Zeitschr. XLVII 224 Anm. 4. Posner hat mit großem Scharfsinn für die vor einigen Jahren zu Paris veröffentlichten Randbemerkungen Friedrichs zu den Considérations zwei verschiedene Entstehungsepochen nachgewiesen und erblickt in einem Teil dieser Noten „die ersten Anfänge und Aufzeichnungen, Skizzen möchte man sagen zum Antimacchiavell" (a. a. O. 266). — Methoden der Kriegführung und Politik: VIII 254. 288. — Karl XII.: VIII 184. 197. 254. — Eroberer aus Temperament und Notwendigkeit VIII 171. 172. — Gerechte Kriege: VIII 159. 296. — Behauptung eroberter Länder: VIII 175. 261. 263. — Das religiöse Moment: VIII 266; vgl. Posner a. a. O. 286. Dagegen später Œ. XVII 79; XXVIII 50. — Zeit der Revolutionen vorbei: VIII 243; vgl. Politische Korrespondenz VIII 46. — Machterweiterung im Frieden: VIII 268. — Finanzwirtschaft: VIII 238. — Misere des Kleinfürstentums: VIII 209. Vgl. dazu Œ. XXVII c, 104 (Besuch in Mirow), Mémoires de la Margrave II 197 und das drastische Beispiel von Braunschweig bei Droysen V, 4, 199. — Auswahl der Minister; VIII 262. 274. 275; dazu Posner a. a. O. 283 und Lucchesini bei Bischoff S. 186. — „Les grands princes se sont toujours oubliés eux-mêmes" VIII 294.

(Seite 194, 195.) **Wendung in der Politik des Kronprinzen gegen den Wiener Hof:** Die Kluft zwischen den Briefen vom 14. Februar und vom 24. März 1737 (Publ. LXXII 149. 155) gewahrt man auf den ersten Blick. Der Brief über den Türkenkrieg (7. Okt. 1737) ebend. 158. Chancen des nächsten allgemeinen Krieges 23. Juli 1738, ebend. 180; dazu Œ. XVIII 20.

(Seite 195.) **De la politique actuelle de la Prusse 1731:** Œ. XVI 3; dazu der Brief Eugens bei Förster III 28. Vermutlich ist die Denkschrift, welche Kaunitz einmal erwähnt (Raumer III 569), mit der von 1731 identisch. — Weitere territoriale Pläne: Förster III 68 und ein Brief Hilles an Grumbkow vom 8. Jan. 1732. — Règle indispensable à tout politique de ne jamais confondre les petits États avec les grands: Œ. VIII 236. Dazu die Hist. de mon temps 1746, Publ. IV 213.

(Seite 196.) **Der Kronprinz und die identischen Noten:** Publ. LXXII 174 ff.

(Seite 196—199.) **Kriegerische Stimmung:** Œ. XVI 151. 152; XXI 233; Ranke XXIV 204. — Fehrbellin: Œ. XXVII c, 111 und Miscellaneen zur Gesch. Friedrichs II. S. 244. Für das folgende vgl. Journal de Seckendorff p. 157. 158. 207; de la Hour bei Ranke S. 272 Anm.; Suhm bei Tröger S. 48; Guy Dickens bei Raumer III 568; Publ. LXXII 170.

Zum sechsten Kapitel.

(Seite 200—202.) **Grumbkows Instruktion,** Ruhstädt, 26. août 1731: Publ. LXXVII 1 ff.

(Seite 202.) **Eifer im Dienste:** Œ. XVI 164. 165. 214. 328; Journal de Seckendorff p. 63; Zeitschr. für Preuß. Gesch. IX 607. FBPG. VII 55—57; Preuß, Die milit. Richtung in Friedrichs Jugendleben (1866) S. 21 ff. Tröger S. 43. Becher, Der Kronprinz Friedrich als Regimentschef 1732—40, Berlin 1892.

(Seite 203.) **Abneigung gegen Berlin und Potsdam:** Œ. XVI 99. 129. 143. — Philosophie der Küche: XVI 264. 329. Vgl. XIV 21. — Pöllnitz: Œ. XXV 477; Journal de Seckendorff p. 63. 143. Vgl. FBPG. IV 627.

(Seite 204.) **Geldverlegenheiten:** Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 149. 299. 300; Raumer III 580; Œ. XVI 309 ff.; Journal de Seckendorff 144. Granier FBPG VIII 220.

(Seite 205.) **Die Baireuther, Duhan:** Œ. XVI 31. 51. 53. 74. 76; Förster III 108. 233.

(Seite 205.) **Aeußerungen Friedrich Wilhelms:** Œ. XVI 52. 80. 82. 87. Publ. LXXII 87. Der Ruppiner Pachtanschlag: Œ. XVI 65. 66. 97; Stellen, die bei Stadelmann, Friedrich Wilhelm I., S. 199 übersehen sind.

(Seite 206—208.) **Krankheit des Königs 1734**: Journal de Seckendorff p. 9—11. 28. 29. 55; Manteuffel bei Weber a. a. O. II 239 und bei Bratuscheck S. 128; Œ. XXVII a, 18—27.

(Seite 208.) **Nouveau système par rapport au papa**: Œ. XXV 496; vgl. 459. 489; Journal de Seckendorff p. 157; Formey, Souvenirs I 82.

(Seite 208. 209.) **Grumbkow**: Förster III 340. 346; Œ. XXV 495; Journal de Seckendorff 11. 66; Œ. XXVII a, 62—64. 67; Raumer III 572. Publ. LXXII p. XX ff.

(Seite 210.) **Berliner Winteraufenthalt 1738/39**: Œ. XVI 159—162.

(Seite 210—212.) **Preußische Reise**: Œ. XXVI 5 ff.; der Brief S. 8 an die Kronprinzessin ist nicht vom 10. August, sondern, wie sich aus XVII 56 Anm. entnehmen läßt, vom 19. Juli zu datieren; der Brief an Voltaire XXI 304.

(Seite 213.) **Parteien**: Whigs und Tories: Seckendorff bei Förster III 341. Die Aeußerung Schwerins aus einem Briefe Manteuffels vom 16. Nov. 1737 in Grumbkows Nachlaß.

(Seite 213—217.) **Friedrichs Erziehungsgrundsätze**: Zu dem aus dem Testament von 1752 Mitgeteilten vgl. „Instruction au major Borcke", 24. Sept. 1751, Œ. IX 37 und die Aufzeichnungen Catts, Publ. XXII 342. 385. — Ueber Uebersetzungen: Lucchesini S. 242. — Das Beispiel Heinrichs IV. zur Warnung auch in dem Brief an den Prinzen von Preußen vom 13. Nov. 1754, Politische Korrespondenz X 470. — Espèce de naufrage: Œ. XXI 91. „Tout ce que peut l'éducation, c'est de modérer la violence des passions": Œ. IX 39.

(Seite 218, 219.) **Vater und Sohn**: Vgl. Förster III 41. 127; Zeitschrift für Preuß. Gesch. XVIII 52. FBPG IV 627. Friedrichs Organ: Hohenzollern-Jahrbuch 1897 S. 94. 97. — Ueber Friedrich Wilhelms näselnde Sprache vgl. Büsching, Beyträge I 156. Morgenstern, Ueber Friedrich Wilhelm I., S. 91.

(Seite 219. 220.) **Die Diplomaten über Friedrich Wilhelm I.**: Valorys Bericht vom 6. Mai 1740 bei Ranke S. 242 Anm. Eine reichliche Portion des gehässigen Diplomatenklatsches, vor dem Valory warnt, hat v. Weber a. a. O. Bd. I aus Manteuffels Berichten mitgeteilt. Manteuffel hatte in Rheinsberg des Kronprinzen Koch bestochen, während der jüngere Seckendorff mit des Königs Mohren in Verbindung stand; vgl. Journal de Seckendorff 6. 71. 159. Den Vorfall bei Pöllnitz II, 359 erzählt Manteuffel bei Weber I, 143 in etwas abweichender Form. — „Il ne vivait que par l'art des médecins": Œ. I, 173.

(Seite 220—223.) **Tod Friedrich Wilhelms I.**: Für die Feststellung der Chronologie der letzten Tage ist der Brief Friedrichs an Voltaire vom 27. Juni 1740, Œ. XXII, 11, unberücksichtigt geblieben; ich halte mich vielmehr an vier Briefe von Podewils an Thulemeier, Potsdam 28. und 30. Mai, 31. Mai 11 Uhr vormittags und 31. Mai nachmittags, im Königl.

Hausarchiv. Daneben liegen vor die Briefe Friedrichs an seine Gemahlin und die Markgräfin von Baireuth vom 31. Mai bez. 1. Juni, Œ. XXVI 12; XXVII, a, 81; sowie die Aufzeichnungen des Prediger Cochius (Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II., Leipzig 1784, Bd. I, Beilagen S. 24) und Desfeldt (ebend. S. 33); aus zweiter Hand die Berichte des dänischen Gesandten Prätorius vom 31. Mai bis 9. Juni, Neue Berl. Monatsschrift IX, 81 ff., und als später überarbeitete Berichte von Augenzeugen die Erzählungen bei Pöllnitz II 365—376 und (für die Vorgänge in Rheinsberg) bei Bielfeld I 102. — Der Zeitungsbericht über des Königs Abreise aus Berlin steht u. a. bei [Faßmann] Merkwürdigster Regierungsantritt und [Hempel] Heldengeschichte Friedrichs des Andern I 283. — Für die Ankunft des Kronprinzen in Potsdam: Podewils schreibt am 28. Mai an Thulemeier mittels der Nachmittagsstafette, nachdem er am Morgen den König gesprochen, gestern sei ein Kurier an den Kronprinzen gesandt: „on l'attend à tout moment"; in dem Brief vom 30. erwähnt Podewils, daß er am 28. um 4 Uhr nachmittags beim Erscheinen vor dem Könige den Kronprinzen mit demselben allein getroffen habe. Wenn anderseits Friedrich an Voltaire schreibt: „J'arrivai le vendredi (irrtümlich für samedi, 28.) au soir", so wird die von Pöllnitz für den 28. bezeugte Begrüßung auf dem Platz vor dem Schlosse in die ersten Nachmittagsstunden zu setzen sein, wozu auch das nachfolgende „le Roi dit au prince royal d'aller souper avec la Reine" (Pöllnitz II 372) stimmt. Daß der König am Sonnabend sich vor das Schloß tragen ließ, meldet auch Prätorius nach den Nachrichten aus Potsdam; doch ist sein Bericht verwirrt, indem er den Kronprinzen erst am 29. eintreffen läßt. Für die Unterredung zwischen dem Kronprinzen gleich nach der Ankunft am 28. liegt die von Droysen IV, 3, 425—427 erschöpfend analysierte Aufzeichnung von Podewils vor: „Kürtzlicher Inhalt des Discurses, welchen Se. Kön. Maj. mit Dero Cronprintzen Kön. Hoh. den 28. Mai 1740 des Nachmittags um 4 Uhr in meiner Gegenwart gehalten, soviel ich mich dessen erinnern kann"; dazu die schon bei Preuß I, 124 und Jugend und Thronbesteigung S. 307 citierte Stelle aus dem Briefe an Thulemeier vom 30. Mai. — Die Besichtigung des Sarges und Einhändigung des Reglements erfolge nach demselben Briefe von Podewils am 29., nicht wie Pöllnitz angibt am 28. — Ueber die Abdankung am 31. Mai, 5 Uhr früh, die der Brief an Voltaire irrig auf den 30. verlegt, der Brief von Podewils vom 31. Mai 11 Uhr. Den Spiegel erwähnt als Augenzeuge Cochius: „er ließ sich einen Spiegel geben, besahe sich darin und sagte: bis hierher bin ich schon tot"; vgl. auch Pöllnitz und die Markgräfin. Angaben über die Todesstunde: Podewils (an Thulemeier 31. Mai): 3¼ Uhr; Friedrich (an die Königin Elisabeth Christine, 31. Mai): 3½ Uhr, an die Markgräfin (1. Juni): 3 Uhr. — Friedrichs Urteil über den Vater: Œ. I 174. 175. — Die beiden Träume: Catts Tagebuch vom 19. Jan. und 26. Juni 1760, Publ. XXII 419. 427.

Beilagen.

A.

Relation welche Sr. Königl. Maj. von des Cron Printzens Hoheit intendirten retraite mir (Mylius) dato (1. Sept. 1730) zu Papier dictiret haben, um Sr. Hoheit und übrige darinn benannte Persohnen zu vernehmen.

Da Se. K. Maj. nach anspach gegangen, ist der Cron Printz nicht von des Königs seite weggewesen, jedoch hatt er wißen Gelegenheit zu suchen mit dem Laquay Wilhelm Rausch ihm Geld zu geben, um etliche Ellen rothes Tuch zu kauffen, welches dieser auch gethan, und ist darauff der König fortgereiset biß Ludwigsburg bei Stuttgard, als nun der König nach Ludwigsburg gekommen, hatt er durch den Wilhelm oder sonst jemand, welches der Cron Printz sagen würde, des Hertzogs Schneider hohlen laßen, der ihm daraus einen Rock gemacht.

Hierüber ist der Obrist L. von Rochau zu befragen, worum er solches Sr. Maj. nicht gesaget habe. Wenn es aber der p. v. Rochau nicht gewußt, so muß Gummersbach sagen, worum er es dem p. von Rochau nicht gesaget.

Se. Maj. seynd darauff fortgereysset von Ludwigsburg biß auf ein Dorff zwischen Heilbrunn und Heidelberg, darauff der König in Dorff Steinfurth geblieben und sein quartier in einer Scheune genommen, welcher schräck gegenüber eine andere Scheune gewesen, worinnen der Cron Printz u. der p. von Rochau gelegen. Des abends als Se. Königl. Maj. zu Bette gegangen haben Sie gesagt: schlafft morgen, denn wir haben nicht weit nach Mannheim wenn wir des Morgens früh 5 Uhr wegfahren kommen wir tausend genug hin. Der König und alle haben sich schlaffen geleget, sehr früh aber ist nach des Cammerdieners Carls[1]) Aussage der Cron Printz aufgestanden, hatt sich angezogen auch den neuen rothen Rock, da dann

[1]) Gummersbach; er sagt im Verhör (2. Sept. zu Mittenwalde): „ohngefähr um 2 Uhr, fast 1/23." Der im Text S. 48 angeführte Wortwechsel zwischen ihm und dem Kronprinzen aus dieser Aussage.

der Cammerdiener denselben fraget, wohin der Printz so früh gehen wolte, hatt Derselbe geantwortet, Er wollte zum König und als der Cammerdiener gesagt, was wird der König sagen, daß Sie einen rothen Rock anhaben, und der König will sich nicht eher wecken lassen als daß er um 5 Uhr früh fahren kann, so wüßte zwar Se. Maj. nicht die Antwort des Printzens, es müßte aber der Cammerdiener es sagen. Der Cron Printz ist darauff fort und vor des Königs Scheune hingegangen, der Carl aber zu dem Obrist Lieutenant von Rochau, welchem er gesaget was passirt wäre, es mögte derselbe Kommen weil er dem Handel nicht trauete. Der p. von Rochau ist mitgekommen, und als sie den Cron Printz nicht bei der Scheune finden saget der Cammerdiener Carl an den von Rochau, Hr. Obrist Lieutenant nehmen sie den Weg, ich will da herum gehen, so müssen wir ihn gewiß begegnen,[1]) welches auch geschehen, und müste der Carl und der Oberstl. von Rochau aussagen, was der Cron Printz gesagt oder Mine gemacht. Indeß hatt der Page Kait bey dem Hause, wo sie ihn begegnet, ihn mit 2 Post Pferdten gefunden; wie dieses passirt ist hatt der Cron Printz seinen rothen Rock wieder ausgezogen und ist zum König gegangen. Da denn der König zu dem Printz gesaget: Euer Wagen ist schwerer als meiner, ihr solt voraussfahren sonst werdet ihr zu spät nachkommen. Der König hatt hierauff sich angezogen, und der Cron Printz ist herausgegangen, daß also der König geglaubt hatt daß derselbe weggefahren und fährt nachher fort, der Cron Printz aber bleibt zurück.[2])

Als der König nach Heidelberg gekommen hatt der König an den Obristen von Derschau gefraget: Wo ist mein Sohn er muß ja schrecklich starck fahren, wir können ihn nicht einhohlen sie werden nicht toll seyn und nach Mannheim hereinfahren ehe ich komme, Und als der von Derschau antwortet, ob nicht Se. Maj. befohlen, daß Sie nicht herein fahren solten, hatt der König gesagt: Nein, sie solten es aber doch wißen. Da nun der König nach Mannheim gekommen, hat er den Cron Printz nicht gefunden, und der Churfürst von Pfaltz unterschiedene mahl nach demselben gefraget,

---

[1]) Gummersbach sagt am 2. Sept. aus, Rochow habe den Prinzen „bei der Scheune" getroffen; nachdem Rochow mit dem Prinzen gesprochen, habe er, Gummersbach, zu Rochow gesagt: „Gehen Sie da hin und fragen was die Pferde sollen; ich will hier auf den Prinzen Achtung geben." Rochow sagt aus (1. Sept.), er habe den Kronprinzen an seinem Wagen im roten Rock stehen sehen und habe ihm einen guten Morgen geboten: „da der Kronprinz ihm gedankt und von dem Wagen nach der Scheune gegangen; Deponent wäre vor dieser Scheune auf und nieder spazieren gegangen, um alle Zeit auf seiner Hut zu sein ... Der Page Keith wäre den Weg herauf mit zwei Pferden gezogen gekommen, welchem Deponent einen guten Morgen geboten und gefragt, was das vor Pferde wären, ob sie damit reiten wollten, er sollte sich nach dem Teufel scheren, ob das Pagenpferde wären." Der Kronprinz sagt aus (2. Sept.), daß er „kaum zehn Schritt aus der Scheune gewesen". Das Hinzutreten Seckendorffs u. s. w. bezeugt Rochow.

[2]) Der Kronprinz sagt aus (2. Sept.), „er habe sich mit Willen aufgehalten, um Thee zu trinken."

der König aber geantwortet Er wüste nicht anders als daß [er] eher hier seyn müste, weil er eher ausgefahren; es wären aber Se. Maj. schon 8 Uhr da gewesen und halb Eilff Uhr wäre der Printz erst angekommen. Es hätte aber zu solcher Zeit der König davon was passirt nichts gewußt sondern mit dem Cron Printz sich des Tages in der stad umgesehen, auch des andern Tages mit ihm in die Kirche gegangen, von allen dem was passirt nichts wissender, biß ein getreuer Mensch den Se. Maj. nicht nennen würden, dem König als er aus der Kirche gekommen, gesaget, daß der Printz fortgehen wollen und es deshalb Schuldigkeit gewesen wäre sowohl des Obristl. von Rochau als aller Domestiquen des Printzens, es Sr. Maj. Kund zu thun sobald wie der rothe Rock angezogen gewesen, also sollten sie zur Rede und Antwort gezogen werden.

Sobald nun dem König es gesaget worden, habe Sr. Maj. in des Churfürsten Anti Chambre den Obristl. von Rochau ans Fenster geruffen und gesaget mit dieser Expression, daß der Friedrich desertiren wollen und es Sr. Maj. wundere daß man dieses nicht gesaget indeßen er, von Rochau, dafür mit seinem Kopff hals und Kragen repondiren solte, wofern er ihn nicht in Wesel lebendig oder todt lieferte, hier wäre nicht lange Zeit davon zu sprechen, und weil der König vielleicht den Generalmajor v. Bodenbruck und Obristen von Waldow nicht allein sprechen konte, so sollte der p. von Rochau in des Königs Nahmen ihnen sagen und befehlen daß sie dafür mit responsabel seyn solten. Der Obrist Lieutenant von Rochau hatt dem König geantwortet: Er soll uns nicht wegkommen und würde uns auch nicht weggekommen seyn, denn ich schon meine praecaution genommen hatte, und der Printz hatt einen getreuen Cammerdiener und Laquay, auff die man sich verlaßen konte.

B.

Zwei Gedichte des Kronprinzen Friedrich aus dem Jahre 1731.

(Nach Abschriften von der Hand des Kammerdirektors Hille.)

1) A Grumbkow.

Je suis parmi des incredules
qui me donnent bien des pillules,
helas! tout cela ne vaut rien
quel malheur donc est le mien.

Un projet rempli de sottises
Qu'on m'interprete à betise!
Je croyois pourtant faire bien
Quel malheur donc est le mien!

Plus un peu de Rimaillerie
Que j'avois fait en raillerie
qu'on ne veut pas croire du mien
Quel malheur etc.

Soyez Athée en toutte chose
Mais croyez ce que je propose
qui est: je vous aime bien.
quel bonheur sera le mien!

Ce cy vient d'un Cœur tout sincere
qui ne cherche qu'à vous complaire
et qui toujours le montrera.
Raisonnez, mais croyez cela.

2) Conseil à moy meme
sur l'air: Badinez.

Parmi les tristes Circonstances
Souffrez avec patience
jamais n'allez outre cela
raisonnez, mais restez en la.

Ne donnez point dans la tristesse
fuyez surtout la paresse
en bon train alors vous voilà
raisonnez, mais restez en là.

Faites bien des Chansonnettes
Car ce seront pour Vous des fetes
badinez avec tout cela
raisonnez etc.

La chambre et les Commissaires,
qui font le metier des Corsaires
Vous pourrez avec tous ceux la
raisonner, mais restez en là.

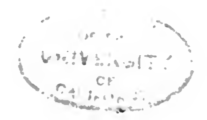
Ne faitez à personne de querelle
Restez à Vos amis fidelle
et pour le Reste lon, lan, la
raisonnez, mais restez en là.

Donnez tout le respect au Maitre
gardez Vous toujours des traitres

et faitez tout, pour ce but là
raisonnez etc.

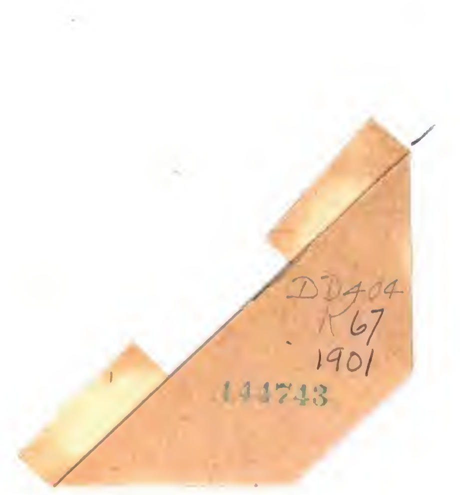
Ennuyez Vous bien pour complaire
et faitez touttes Vos affaires
et Soyez content, lon, lan, la
raisonnez etc.

Reconnoissez bien les services
d'un Ministre les bons offices
Aimez le toujours pour cela
raisonnez, mais n'en restez pas là.




DD404
K67
1901
144743




DD404
K67
1901
144743




DD404
K67
1901
144743


DD404
R67
1901
144743

